UNIKATE

2012 Berichte aus Forschung und Lehre



Offen im Denken

41

GeschlechterforschungBlick hinter die Kulissen

Linda van den Berg, Andrea Kindler-Röhrborn	Das individuelle Krebsrisiko	10
Sigrid Elsenbruch, Julia Schmid, Sven Benson	Geschlechterunterschiede bei Schmerzen	20
Sibylle Plogstedt	Zeit heilt Wunden, aber keine Traumata	30
Claudia Weinkopf	Hat Niedriglohn ein Geschlecht?	38
Karen A. Shire	Who cares?	48
Ute Klammer	Wenn Mama das Geld verdient	58
Christine Wimbauer	Doppelkarriere-Paare	70
Amalie Fößel	Frauen und Macht im Mittelalter	78
Patricia Plummer	"Güzel Sultanum": Gender und Macht im weiblichen Orientdiskurs	90
Anne Schlüter	Führungsfrauen	100
Ute Pascher	Berufliche Selbstständigkeit von Chemikerinnen in Deutschland	108
Nicole Krämer, Sabrina Eimler, Jennifer Klatt	Sex matters	118

INHALT

<u> </u>		
EDITORIAL	6	Maren A. Jochimsen
Linda van den Berg, Andrea Kindler-Röhrborn	10	Spielt das Geschlecht eine Rolle?
Das individuelle Krebsrisiko		Es ist offensichtlich, dass das Krebsrisiko von Männern und Frauen sowohl durch Lebensgewohnheiten, die dem sozio-kulturellen Geschlecht (Gender) zugehörig sind, als auch durch Determinanten, die mit dem biologischen Geschlecht (Sex) assoziiert sind, beeinflusst wird. Die Analyse der Faktoren, die das geschlechtsspezifische Tumorrisiko determinieren, ist eine unabdingbare Voraussetzung für eine im wahren Sinne personalisierte Tumormedizin.
Sigrid Elsenbruch, Julia Schmid, Sven Benson	20	Interaktionen zwischen psychosozialen und biologischen Faktoren
Geschlechter- unterschiede bei Schmerzen		Diese Übersichtsarbeit stellt die Komplexität der aktuellen wissenschaftlichen Befunde zu Geschlechterunterschieden im Kontext Schmerz dar und zeigt den daraus resultierenden nach wie vor erheblichen Forschungsbedarf aus einer interdisziplinären Perspektive auf.
Sibylle Plogstedt	30	Der Genderblick auf die politischen DDR-Häftlinge
Zeit heilt Wunden, aber keine Traumata		Für ihre Forschungsarbeit am Essener Kolleg für Geschlechterforschung erhielt Dr. Sibylle Plogstedt 2011 den <i>einheitspreis</i> der Bundeszentrale für politische Bildung. Die Arbeit erschien unter dem Titel: "Knastmauke – Das Schicksal von politischen Häftlingen der DDR nach der deutschen Wiedervereinigung."
Claudia Weinkopf Hat Niedriglohn ein Geschlecht?	38	Niedrig- und Mindestlöhne aus der Gender-Perspektive Dieser Beitrag macht deutlich, dass die Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland seit Mitte der 1990er Jahre erheblich zugenommen hat und zugleich auch eine deutliche Ausdifferenzierung des Lohnspektrums nach unten erkennbar ist, von der Frauen besonders betroffen sind.
Karen A. Shire	48	Gender, Migration and Care Work in Austria and Germany
Who cares?		Dieser englische Beitrag behandelt die Situation des (vorwiegend weiblichen) ausländischen Pflegepersonals in deutschen und österreichischen Haushalten. Zum Teil nicht offiziell gemeldet, befinden sich diese Frauen häufig in prekären Arbeitsverhältnissen. In dem vorliegenden Text werden die politischen Leitstrategien im Bereich der Pflegeversicherung, der Steuergesetze sowie der Familien- und Beschäftigungspolitik der beiden "konservativen Wohlfahrtstaaten" miteinander verglichen.
Ute Klammer Wenn Mama das	58	Familienernährerinnen als Untersuchungsgegenstand der Geschlechterforschung
Geld verdient		Die deutsche Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik ist auf die neuen Konstellationen und Bedarfe von "Familienernährerinnenhaushalten" bisher nicht adäquat eingestellt. Eine sozialpolitische Strategie der Förderung eines gleichberechtigten Geschlechtermodells müsste beispielsweise die widersprüchlichen sozialpolitischen Signale beseitigen oder eigenständige Ansprüche an die Stelle abgeleiteter Ansprüche setzen.
Christine Wimbauer	70	Von Anerkennungshürden und Ungleichheiten
Doppelkarriere-Paare		Kommt es mit gesellschaftlichen Veränderungen wie Orientierung an Gleichberechtigung, Abkehr vom Familienernährermodell wirklich zu mehr Gleichheit zwischen den Geschlechtern? Werden Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen kleiner? Oder entstehen womöglich neue Ungleichheiten? Und kommt es auch zu einer Angleichung der Anerkennungschancen zwischen Männern und Frauen?

Amalie Fößel	78	Konstellationen weiblichen Einflusses
Frauen und Macht im Mittelalter		Die Praxis weiblicher Herrschaftsausübung und politischer Einflussnahme hat es im europäischen Mittelalter in verschiedenen rechtlichen Rahmenbedingungen und politischen Ausprägungen gegeben. Die über die typisch weiblichen Aktionsräume einer Ehefrau und Mutter hinausgehende Kompetenz der politischen Teilhabe wird mit männlichen Zuschreibungen bestimmter Handlungs- und Wissenskategorien in Bezug gesetzt, indem tradierte weibliche Stereotype wie Freundlichkeit und Gottesfurcht mit männlichen Tugenden wie Disziplin, Stärke, Wachsamkeit, Tatkraft und Klugheit zusammengeführt werden.
Patricia Plummer	90	Die Orientreise Lady Mary Wortley Montagus (1716–1718)
"Güzel Sultanum": Gender und Macht im weiblichen Ori- entdiskurs		Lady Mary Wortley Montagu überschreitet in ihrem literarischen Werk ebenso wie in zahlreichen visuellen Inszenierungen kulturelle und geschlechtsspezifische Grenzen. Ihre differenzierten und kritischen Ausführungen zu Frauen und Macht in unterschiedlichen kulturellen, religiösen und sozialen Zusammenhängen belegen, dass reisende Frauen (nicht nur) die Grenzen von privatem und öffentlichem Bereich überschreiten.
Anne Schlüter	100	Unter welchen Bedingungen lernen Frauen leiten und führen?
Führungsfrauen		Dieser Artikel berichtet über eine Befragung von Leiterinnen von Bildungseinrichtungen. An vier Beispielen werden unterschiedliche Typen von weiblicher Führung herausgearbeitet. Ihnen gemeinsam sind folgende (selbsteingeschätzte) Eigenschaften: Verantwortungsbewusstsein, Leistungsbereitschaft, Ausdauer, Teamgeist, Zutrauen zu sich und anderen, Entscheidungsfreudigkeit, Interesse am Feld, Netzwerkarbeit, unbefangenes Verhältnis zur Macht, Überzeugungsfähigkeit, Glück und vor allem Engagement.
Ute Pascher D. G. 1. C. 11. 4	108	Ergebnisse einer sozialwissenschaftlichen Analyse
Berufliche Selbst- ständigkeit von Chemikerinnen in Deutschland		Dieser Beitrag basiert auf einer Teilstudie, die im Rahmen des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Projektes "ExiChem" durchgeführt wurde. Hier wurde eine Berufsgruppe in den Blick genommen, die die meisten von uns mit einer selbstständigen Beschäftigung nicht in Verbindung bringen: Akademisch ausgebildete Chemikerinnen – Frauen, die Chemie an einer deutschen Hochschule studiert haben.
Nicole Krämer, Sabrina Eimler, Jennifer Klatt	118	Der Einfluss des Geschlechts auf Nutzung und Wirkung neuer Medien
Sex matters		Der Text gibt einen Überblick über drei unterschiedliche Forschungsbereiche, in denen Geschlecht thematisiert wird. Der erste Abschnitt geht auf Studien ein, in denen analysiert wird, inwieweit die Nutzung und Wirkung von neuen Medien sich in Abhängigkeit vom Geschlecht der Nutzerin/des Nutzers unterscheidet. Der zweite Abschnitt fragt, inwieweit die Wahrnehmung und Beurteilung von Männern und Frauen in den neuen Medien durch Geschlechtsstereotype beeinflusst werden. Schließlich thematisiert der dritte Abschnitt, inwieweit man neue Technologien nutzen kann, um Grundlagenforschung zu Geschlechtsstereotypen zu betreiben.
ABONNEMENT	130	
HINWEISE	131	
IMPRESSUM	131	
	_	

UNIKATE 41

EDITORIAL

Verehrte Leserinnen und Leser,

weder die männliche noch die weibliche Erfahrung für sich genommen können einen ganzheitlichen Blick auf die gesellschaftliche Realität liefern. Daher nimmt Geschlechterforschung das Verhältnis der Geschlechter in den Blick und analysiert Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Geschlechter in der Gesellschaft im Hinblick auf ihre Lebenswirklichkeiten, ihre Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe, ihren Zugang zu materiellen und immateriellen Ressourcen sowie auf Normen, Werte und Rechte, um daraus konkrete Erkenntnisse für die gesellschaftliche Praxis ableiten zu können.

Die Frage nach Einfluss und Wirkung des biologischen und des gesellschaftlich-konstruierten und damit grundsätzlich veränderbaren sozialen Geschlechts, also von sex und gender, ist eine Querschnitts-

fragestellung und kann in den unterschiedlichsten Fachbereichen und Forschungszusammenhängen sinnvoll gestellt werden. Die in diesem Heft versammelten Beiträge zeigen das breite, interdisziplinäre und institutionelle Spektrum, innerhalb dessen an der Universität Duisburg-Essen Geschlecht als Kategorie wissenschaftlicher Analyse herangezogen wird - ob in den Fakultäten der Geistes-, Gesellschafts- und Ingenieurwissenschaften oder der Medizin. Die Untersuchungen machen gleichzeitig deutlich, dass Geschlecht nicht als eine alle wesentlichen Gesichtspunkte umfassende Kategorie zu verstehen ist, sondern verwoben ist mit weiteren Merkmalen, die uns von anderen Menschen unterscheiden wie beispielsweise sozio-ökonomische Situation, ethnische Herkunft, Bildungshintergrund, Klassen- oder Schichtzugehörigkeit oder Alter.

Der so verstandene "Blick hinter die Kulissen" macht die unserer Gesellschaft zugrunde liegende Geschlechterordnung sichtbar und eröffnet ein Verständnis für immer schon Vorhandenes, auf den ersten Blick oft Unsichtbares, aber dennoch die Gesellschaft Mit-Gestaltendes. Geschlechterforschung und ihr Blick hinter die Kulissen, so zeigt das vorliegende Heft anschaulich, führt zu einem differenzierten Verständnis von biologischen Phänomenen und gesellschaftlichen Zusammenhängen und beleuchtet deren Hintergründe – unabhängig von fachlicher Perspektive und angewandter Methode. Der intersektionale geschlechtersensible wissenschaftliche Blick erweitert den Erkenntnishorizont insofern, als dieser spezielle Blick wie ein Vergrößerungsglas wirkt, das einerseits zu einem detaillierteren, andererseits zu einem umfassenderen Verständnis



des untersuchten Gegenstands führt beziehungsweise führen kann. Die Anwendung von Geschlecht als analytischer Kategorie kann damit als ein Qualitätsmerkmal wissenschaftlicher Untersuchung gelten.

Zum Inhalt

In wie vielfältiger Weise und auf welch unterschiedliche Art sex und gender (zusammen)wirken (können) stellen die folgenden Beiträge eindrucksvoll dar. Über ihre kritische Analyse von biologischen Gemeinsamkeiten und Unterschieden sowie von sozialen Ungleichheiten, ihren Ursachen und Lösungsmöglichkeiten leisten die Ergebnisse der Geschlechterforschung zugleich einen konstruktiven und innovativen Beitrag zur Erweiterung der aktuellen gesellschaftlichen Diskussion.

Welchen Beitrag die Untersuchungskategorie Geschlecht im Hinblick auf die Gestaltung einer geschlechtergerechten Gesundheitsversorgung darstellt, arbeiten Linda van den Berg und Andrea Kindler-Röhrborn (Pathologie, Universitätsklinikum Essen) und Sigrid Elsenbruch, Julia Schmid und Sven Benson (Medizinische Psychologie, Universitätsklinikum Essen) heraus. Ihre Studien zeigen, wie wichtig die Berücksichtigung des biologischen und/oder sozialen Geschlechts von Patientin/Patient und Ärztin/Arzt für Diagnose, Therapie und Prognose vieler Erkrankungen sind gerade auch angesichts der aktuellen Entwicklung hin zu einer personalisierten Medizin.

Der Zusammenhang von Gesundheit, Lebensqualität und Geschlecht steht – aus ganz anderer Perspektive – auch im Mittelpunkt des externen Gastbeitrags der Soziologin, Journalistin und Filmemacherin Sybille Plogstedt. Ihre Untersuchung verweist ferner auf die enge Verknüpfung der Geschlechterfrage mit der Frage der Menschenrechte eine Arbeit, für die die Autorin 2011 den einheitspreis - Bürgerpreis zur Deutschen Einheit der Bundeszentrale für Politische Bildung erhielt. Wichtige Grundlage der Publikation ist eine Studie zur sozialen Situation von ehemaligen politischen Häftlingen in der DDR unter Berücksichtigung des Gender-Aspekts, die von 2007 bis 2010 in Kooperation mit dem Essener Kolleg für Geschlechterforschung entstand.

Mit den sozio-ökonomischen Kosten, die eine Vernachlässigung der Geschlechterperspektive im Gesundheitswesen wie auch in anderen Bereichen der Gesellschaft nach sich zieht, beschäftigen sich die Bei-

ESSENER KOLLEG FÜR GESCHLECHTERFORSCHUNG

träge von Claudia Weinkopf (Institut für Arbeit und Qualifikation), Karen Shire (Soziologie), Ute Klammer (Politikwissenschaften) und Christine Wimbauer (Soziologie). Die Autorinnen machen deutlich, welches sozial- und wirtschaftspolitische Lösungspotenzial in einer geschlechterdifferenzierten Betrachtung - sei es des Niedriglohnsektors, der Vereinbarkeit von Erwerbs- und Fürsorgearbeit oder der wirtschaftlichen Absicherung in lebensverlaufsbezogener Perspektive - liegt. Dabei werden Widersprüche in der Sozialgesetzgebung im Hinblick auf die gesellschaftlichen Erwartungen hinsichtlich der Beteiligung der Geschlechter an Fürsorge- und Erwerbsarbeit ebenso untersucht wie die strukturellen Gründe für die Unterschiede in der Anerkennung der in beiden Bereichen zu leistenden Tätigkeiten. Thematisiert wird auch die wechselseitige Beeinflussung von privatem und gesellschaftlichem Raum. So beeinflussen einerseits im privaten Bereich verfestigte Normen und Werte die Gestaltung politischer Maßnahmen; andererseits bilden Widersprüche in der Gesetzgebung Hindernisse für eine Veränderung des Geschlechterarrangements in privaten Haushalten und schreiben damit Unterschiede beispielsweise im Zugang zu Ressourcen fort.

Dass die herrschende Geschlechterordnung über Rollenzuweisungen und die soziale Konstruktion von Geschlecht beeinflusst, was Geschlecht in bestimmter raumzeitlicher Situation jeweils bedeutet, bedeuten darf und kann, stellen die Beiträge von Amalie Fößel (Geschichte des Mittelalters) und Patricia Plummer (Postcolonial Studies) heraus. Die Verfasserinnen legen dar, inwiefern der Blick in die Geschichte zum Verständnis gegenwärtiger Diskussionen, sei es um Frauen in Führungspositionen oder um Geschlechterrollen im inter- und transkulturellen Kontext und die Frage eines reflektierten Umgangs mit Differenz und Diversitas beitragen kann.

Damals wie heute waren und sind Bewegungselemente im Geschlechterarrangement und Verschiebungen im Geschlechterverhältnis nicht nur von individuellem Interesse und von persönlichen Präferenzen, sondern immer auch von strukturellen Gegebenheiten und ökonomischen Notwendigkeiten

beeinflusst. Wie sich dies bei der Karriereplanung äußert, thematisieren die Beiträge von Anne Schlüter (Bildungswissenschaften) und Ute Pascher (Rhein-Ruhr-Institut für Sozialforschung und Politikberatung) im Hinblick auf den Zugang von Frauen zu leitenden Positionen beziehungsweise ihre Wege in die berufliche Selbstständigkeit.

Sind die bisher genannten die faktischen Gegebenheiten der (reinen) Realität, und ist in der Welt der virtuellen Realität sozialer Netzwerke alles anders? Offensichtlich nicht wirklich. Die Studien von Nicole Krämer, Sabrina Eimler und Jennifer Klatt (Informatik und Angewandte Kognitionswissenschaft) zeigen, dass Stereotype und geschlechtsspezifische Vorurteile aus dem Alltagsleben in der virtuellen Welt reproduziert werden, ja in manchen Fällen sogar verstärkt auftreten, so dass das Internet als ein ,gendered net' betrachtet werden kann, das soziale Machtstrukturen eher nachbildet als deren Dekonstruktion zu begünstigen.

Der Blick hinter die Kulissen, das machen die hier versammelten Beiträge deutlich, führt zu einem differenzierten Verständnis des betrachteten Forschungsgegenstands und leistet über die der kritischen Geschlechterforschung eigene Perspektive darüber hinaus einen innovativen Beitrag zur aktuellen gesellschaftlichen Diskussion. Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, vor allem jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die Bedeutung von Geschlecht als analytischer Kategorie nahezubringen und deren Erklärungspotenzial bewusst zu machen.

Das Essener Kolleg für Geschlechterforschung

Das Bewusstsein für das analytische Potenzial der Kategorie Geschlecht in die einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen einzubringen und dort zu verankern, ist auch erklärtes Anliegen des inter- und transdisziplinären Forschungsprogramms des Essener Kollegs für Geschlechterforschung (EKfG). Zehn der zwölf Beiträge des vorliegenden Heftes wurden von Mitgliedern des Essener Kollegs für Geschlechterforschung verfasst. 1998 als zentrale Forschungseinrichtung gegründet, initiiert, koordiniert und betreibt das Kolleg disziplinäre und interdisziplinäre Geschlechterforschung unter Beteiligung aller Fachgebiete, die auf diesem Gebiet aktiv sind oder werden wollen. Zu seinen Alleinstellungsmerkmalen gehört die enge Kooperation von Mitgliedern der gesellschafts-, geistes-, ingenieur-, naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultäten unter einem gemeinsamen Dach. Diese Struktur des Kollegs mit derzeit 35 Mitgliedern aus sieben verschiedenen Fakultäten garantiert ein außergewöhnlich hohes Maß an Interdisziplinarität mit vielfältigen Kooperationsmöglichkeiten in der Forschung wie auch in der Nachwuchsförderung.

Im Jahr 2013 kann das Kolleg auf 15 Jahre Pionierarbeit auf dem Gebiet der Geschlechterforschung zurückblicken. Die interdisziplinäre Verknüpfung seiner Mitglieder stellt auch weiterhin eine wesentliche Grundlage für die Planung gemeinsamer Vorhaben dar. Angesichts wachsender Akzeptanz von Geschlecht als Untersuchungskategorie auch im Hinblick auf die Gestaltung einer geschlechtergerechten Gesundheitsversorgung kommt diesem Bereich in der Schwerpunktsetzung des Kollegs eine zunehmende Bedeutung zu. Das Kolleg plant ferner zu sondieren, wie sich die Berücksichtigung verschiedener Ungleichheitsperspektiven stärker in die Forschungsprojekte des Kollegs integrieren lässt und welche Bereiche der "Diversityforschung" sinnvoll an das Kolleg gebunden werden können.

Im Rahmen einer expandierenden Etablierung der Geschlechterforschung als Querschnittsansatz plant das Kolleg neben dem weiteren Ausbau seiner Forschungsaktivitäten, sich auf die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses zu konzentrieren, um die Bedeutung der Geschlechterdimension als Qualitätsmerkmal in der Forschung ins Bewusstsein junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu bringen. Dazu eignen sich die Fortführung der Präsentation aktueller Ergebnisse aus den Forschungsschwerpunkten des Kollegs in Workshops und wissenschaftlichen Vortragsreihen wie dem Forschungsforum Gender, die an die Punktvergabe des Studium liberale angeschlossen sind, die Aktivitäten des EKfG-Nachwuchsforums für Doktorandinnen, Doktoranden und Postdocs wie auch die perspektivische Prüfung des Aufbaus eines Graduiertenkollegs zur Geschlechterforschung.

Maren A. Jochimsen

Es ist offensichtlich, dass das Krebsrisiko von Männern und Frauen sowohl durch Lebensgewohnheiten, die dem sozio-kulturellen Geschlecht (Gender) zugehörig sind, als auch durch Determinanten, die mit dem biologischen Geschlecht (Sex) assoziiert sind, beeinflusst wird. Die Analyse der Faktoren, die das geschlechtsspezifische Tumorrisiko determinieren, ist eine unabdingbare Voraussetzung für eine im wahren Sinne personalisierte Tumormedizin.

Das individuelle Krebsrisiko

Spielt das Geschlecht eine Rolle? Von Linda van den Berg und Andrea Kindler-Röhrborn

K rebserkrankungen gehören zu den häufigsten Todesursachen weltweit¹. Im Jahr 2006 ließen sich in Deutschland 210.930 Todesfälle (jeder vierte Todesfall) auf bösartige Tumoren zurückführen².

Die Zahl der Krebsneuerkrankungen und Todesfälle wird weltweit weiter steigen. Dies ist darauf zurückzuführen, dass die meisten Tumorleiden typische Alterserkrankungen sind und in den Industrieländern durch eine sich ständig verbessernde allgemeine medizinische Versorgung ein stetiger Altersanstieg der Bevölkerung stattfindet. In den Entwicklungsländern wie Afrika, Südamerika und Asien wird die Krebsrate unter anderem durch eine allmähliche Anpassung an den westlichen Lebensstil, zum Beispiel den vermehrten Zigaretten- und Alkoholkonsum ansteigen³.

Krebserkrankungen entstehen durch ein komplexes Zusammenspiel zwischen der genetischen Konstitution eines Individuums mit von außen einwirkenden krebsauslösenden physikalischen, chemischen und biologischen Noxen, im wesentlichen radioaktive und ultraviolette Strahlung, chemische Substanzen, und Infektionen (s. Abb. 1).

Trotz intensiver Forschung ist für die meisten Tumoren derzeit weder die Ursache bekannt noch steht eine kurative Behandlung zur Verfügung.



Andrea Kindler-Röhrborn. Foto: Timo Bobert

Genetik exogene Noxen Aa, AA, aa Suszeptibilitäts-Gene

(1) Die Entstehung von Krebserkrankungen ist ein komplexer Prozess, der sowohl von der genetischen Ausstattung des Individuums als auch von Umwelteinflüssen als Krankheitsauslöser abhängt.

Dies macht die Bedeutung einer effektiven Tumorpräventionsforschung deutlich. Entsprechende Forschungsansätze konzentrieren sich sowohl auf die mit der Umwelt assoziierten Determinanten des Krebsrisikos (z.B. ionisierende Strahlung, Asbest, Tabakrauch, Aflatoxine in Nahrungsmitteln und Arsen im Trinkwasser, Viren, Bakterien und Parasiten⁴). als auch auf die genetischen Faktoren, die das Erkrankungsrisiko, den Krankheitsverlauf und das Therapieansprechen beeinflussen.

Überraschenderweise haben Männer weltweit betrachtet eine 1,4-fach höhere Tumorinzidenz als Frauen. Schließt man Tumoren der Geschlechtsorgane und der weiblichen Brust aus der Statistik aus, ist die Inzidenz bei Männern sogar 1,8-fach höher als bei Frauen⁵. Tumoren, die mit deutlicher Präferenz für das männliche Geschlecht entstehen, betreffen unter anderem die Lunge, die Harnblase, die Speiseröhre und den Darm⁶. Tumoren, die signifikant häufiger bei Frauen auftreten (mit Ausnahme des Brustkrebses) sind insgesamt sehr selten. Diese befallen die Schilddrüse

(s. Abb. 2) oder – noch seltener die Gallenblase, das Bauchfell und den Analkanal.

Es ist offensichtlich, dass das Krebsrisiko von Männern und Frauen sowohl durch Lebensgewohnheiten, die dem soziokulturellen Geschlecht (Gender) zugehörig sind, wie zum Beispiel der Berufswahl, dem Ernährungsverhalten, dem Umgang mit Genussmitteln und der Einstellung gegenüber Krankheitsprävention beeinflusst wird, als auch durch Determinanten, die mit dem biologischen Geschlecht (Sex) assoziiert sind.

Die Analyse der Faktoren, die das geschlechtsspezifische Tumorrisiko determinieren, ist eine unabdingbare Voraussetzung für geschlechtergetrennte Tumorpräventionsstrategien und für eine im wahren Sinne personalisierte Tumormedizin.

Gender-assoziierte Faktoren des Krebsrisikos

Die Weltgesundheitsorganisation WHO geht heute davon aus, dass in den westlichen Ländern

rund 30 Prozent aller Krebsfälle auf ungünstige Ernährungs- und Bewegungsgewohnheiten zurückzuführen sind7. Wie die "Nationale Verzehrstudie" (Max Rubner Institut, Nationale Verzehrstudie II; Presseinformation, http://www.was-esse-ich. de/uploads/media/NVS Presseunterlagen Jan08 02.pdf; 13.1.2012) gezeigt hat, ist das Essverhalten von Männern und Frauen vor allem auch im Hinblick auf die Bevorzugung bestimmter Lebensmittel stark unterschiedlich. Während es jedoch nach wie vor umstritten ist, ob beziehungsweise inwieweit die Auswahl von Lebensmitteln das Risiko für bestimmte Krebserkrankungen beeinflusst, gilt es als sicher, dass Übergewicht das Risiko gegenüber verschiedenen Krebsformen erhöht. Insgesamt sind in Deutschland 66 Prozent der Männer und 51 Prozent der Frauen (18-80 Jahre) übergewichtig beziehungsweise haben einen Body Mass Index (BMI) über 25 kg/m². Es gilt als gesichert, dass Übergewicht das Risiko für Speiseröhrenkrebs, Krebs des Dick- und Enddarms, und Nierenzellkrebs erhöht. Alle diese Krebsformen sind bei Männern häufiger als bei Frauen. Darüber hinaus ist der Zusammenhang zwischen Gewicht und Darmkrebsrisiko bei Männern weit ausgeprägter als bei Frauen.

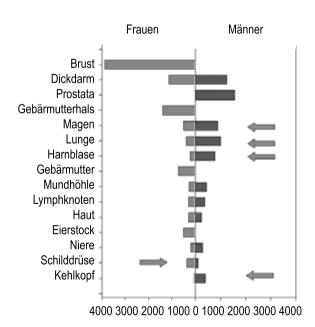
Seit langem ist als Hauptrisikofaktor für den Lungenkrebs Tabakrauch bekannt8. Zum jetzigen Zeitpunkt gibt es etwa 21 Millionen Raucher in Deutschland, davon sind ungefähr 13 Millionen Männer und 8 Millionen Frauen. Etwa 10 Prozent der Raucher entwickeln im Laufe ihres Lebens Bronchialkarzinome. Bei Männern sind vermutlich 9 von 10, bei Frauen derzeit mindestens 6 von 10 Lungenkrebserkrankungen auf das aktive Rauchen - insbesondere Zigarettenrauchen - zurückzuführen. Während in den entwickelten Ländern die Anzahl der rauchenden Frauen ständig wächst, nimmt die der Männer stetig ab9.

Dies manifestiert sich auch darin, dass in der Gruppe der 75- bis

85-Jährigen nur ein Fünftel der neu aufgetretenen Bronchialkarzinome Frauen betrifft. Bei den 45 bis 55 Jahre alten Patienten sind bereits ein Drittel weiblich, während das Verhältnis von Frauen und Männern bei den 35 bis 45-Jährigen 1:1,5 beträgt (s. Abb. 3). Seit einigen Jahren treten bei Frauen unter 40 Jahren in Deutschland so viele Erkrankungen an Lungenkrebs auf wie unter gleichaltrigen Männern.

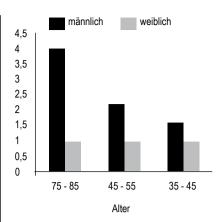
Regelmäßiger Alkoholkonsum ist in den westlichen Industrieländern für einen beträchtlichen Teil der Krebserkrankungen (mit)verantwortlich. Der "World Cancer Research Fund" hat gemeinsam mit dem "American Institute for Cancer Research" Grenzwerte für den maximalen Alkoholkonsum festgelegt, die als noch unbedenklich gelten. Für Frauen liegen diese bei 12 g Alkohol/Tag und für Männer bei 24 g Alkohol/Tag¹⁰. Werden diese regelmäßig überschritten, ist mit einer Beeinträchtigung der Gesundheit zu rechnen. In einer kürzlich publizierten Studie wird geschätzt,

dass in Westeuropa 10 Prozent aller bei Männern und 3 Prozent aller bei Frauen auftretenden Krebsleiden dem Alkoholkonsum zuzurechnen sind11. Den Schätzungen der Wissenschaftler zufolge war Alkoholkonsum bei Männern für 32 von 100 Krebserkrankungen des oberen Verdauungstraktes (Mundraum, Rachen, Kehlkopf, Speiseröhre), des Darms und der Leber mitverantwortlich. Mehr als die Hälfte dieser durch Wein, Bier oder Schnaps mitbedingten Tumoren ließen sich auf den Konsum größerer über dem Grenzwert liegender Mengen Alkohol zurückführen. Bei Frauen war Alkohol für die Entstehung von 5 von 100 Krebserkrankungen des oberen Verdauungstraktes, des Darms, der Leber und der Brust mitverantwortlich. Je nach Krebsart unterschied sich die Zahl der Erkrankungen, die mit einem Alkoholkonsum oberhalb des Grenzwertes zusammenhing, von etwas weniger als der Hälfte bis hin zur überwiegenden Mehrheit. Die Differenz zwischen den Geschlech-



(2) Weltweit betrachtet sind Männer deutlich häufiger von Krebs betroffen als Frauen. Beispiele für Tumoren, die überwiegend bei Männern auftreten, sind Karzinome des Magens, der Lunge, der Harnblase und des Kehlkopfs. Eine Präferenz für das weibliche Geschlecht haben nur wenige und insgesamt selten vorkommende Tumoren wie zum Beispiel das Schilddrüsenkarzinom.

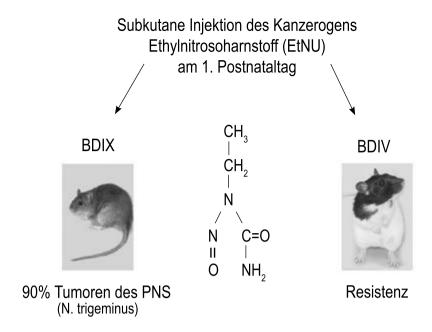
Quelle: World Cancer Report, IARC Press, 2003



(3) Dargestellt ist das Verhältnis des Auftretens von Bronchialkarzinomen bei Männern und Frauen in verschiedenen Alterstufen. In der Altersgruppe der 75- bis 85-jährigen sind hauptsächlich Männer von Lungenkrebs betroffen, nur ein Fünftel der Krebspatien-ten ist weiblich. In der Gruppe der 45- bis 55-Jährigen beläuft sich der Anteil der Frauen bereits auf ein Drittel und bei 35 bis 45-jährigen Männern und Frauen auf ca. zwei Drittel. Dies lässt sich hauptsächlich auf einen stetig gestiegenen Zigarettenkonsum bei Frauen zurückführen.

tern kommt unter anderem dadurch zustande, dass der Alkoholkonsum von Frauen in geringerem Maße als bei Männern mengenmäßig über dem empfohlenen Grenzwert liegt.

Die Berufswahl von Männern und Frauen ist auch heute noch sehr unterschiedlich, so dass die beruflich bedingte Exposition gegenüber krebsauslösenden Noxen zwischen den Geschlechtern variiert. In diesem Zusammenhang steht auch die Geschlechterdifferenz mit der das Pleuramesotheliom, ein vergleichsweise selten auftretender Tumor des Rippenfells entsteht (Geschlechtsverteilung (m/w), ca. 4-5:1). In allen Fällen besteht eine Assoziation mit einer meist beruflichen Asbestexposition¹². Asbest ist im vergangenen Jahrhundert sowohl im industriellen als auch im privaten Bereich verarbeitet worden. Es war ein häufig verwendetes Material in der Schiffsindustrie, in Bergwerken, im Hoch- und Tiefbau, im Dachdeckergewerbe und bei der Instandhaltung von Zügen und Lokomotiven, das heißt in Bereichen, in denen weit überwiegend Männer beschäftigt sind. Betroffen sind in erster



(4) BDIX- und BDIV-Ratten sind ein gutes Modellsystem, um die erbliche Komponente des Tumorrisikos zu analysieren. Am ersten Tag nach der Geburt wird den Ratten dieser Stämme das chemische Kanzerogen Ethylnitrosoharnstoff unter die Haut gespritzt. In BDIX-Ratten entwickeln sich bösartigen Tumoren des peripheren Nervensystems, während die BDIV-Ratten resistent sind und keine Tumoren bekommen.

Linie Männer mit einem Alter über 50 Jahren, die beruflich mit diesem Baustoff in Berührung kamen. Es sind jedoch nicht nur Erkrankungen bei den Arbeitern, sondern auch bei deren Familienmitgliedern bekannt. So erkrankten in einigen Fällen die Ehefrauen, die beim Waschen regelmäßig Kontakt mit der Arbeitskleidung hatten¹³.

Zusätzlich zu den Lebensstilund Berufs- bedingten Geschlechterunterschieden hinsichtlich des Auftretens verschiedener Krebsformen ist die Akzeptanz von Krebsfrüherkennungsuntersuchungen bei Männern und Frauen unterschiedlich. In Deutschland umfasst das gesetzlich verankerte Früherkennungsprogramm neben Untersuchungen des Gebärmutterhalses und der Brust bei Frauen sowie der Prostata bei Männern sowohl ein Ganzkörperscreening im Hinblick auf Hautkrebs als auch Vorsorgeuntersuchungen zur Früherkennung von Darmkrebs für beide Geschlechter. Eine aktuelle Umfrage zur Akzeptanz von Früherkennungsmaßnahmen in der gesetzlichen Krankenversicherung,

die vom Wissenschaftlichen Institut der AOK durchgeführt wurde, dokumentiert jedoch, dass längst nicht alle teilnahmeberechtigten Versicherten wissen, dass sie einen Anspruch auf kostenlose Früherkennungsuntersuchungen haben. Die Selbstangaben zur Teilnahme an den einzelnen Untersuchungen sind sehr unterschiedlich. Insgesamt haben 23,2 Prozent der anspruchsberechtigten Männer und 6,2 Prozent der Frauen überhaupt noch nie an einer Krebsfrüherkennung teilgenommen¹⁴. Auch diese Konstellation trägt zum unterschiedlichen Krebsrisiko beider Geschlechter bei.

Genetische Determinanten

Es gilt als gesichert, dass auch das Risiko gegenüber dem sporadischen, also nicht familiär gehäuften Auftreten von Tumoren eine genetische Komponente hat. Auch diese ererbten Tumorsensitivitätsund Resistenzgene können das Krebsrisiko in geschlechtsspezifischer Weise modifizieren.

Unterschiede in anatomischer und physiologischer Hinsicht sowie

im Verhalten zwischen männlichen und weiblichen Individuen sind für viele Vertebratenspezies charakteristisch. Diese sind zum großen Teil durch die Geschlechtschromosomen bedingt. Beim Menschen besitzen Frauen zwei X-Chromosomen während Männer ein X- und ein Y-Chromosom haben.

Wie kann diese Konstellation phänotypische Unterschiede zwischen Frauen und Männern bewirken?

Bei Frauen wird in allen Geweben wechselweise eines der beiden X-Chromosomen inaktiviert. Das heißt, dass nur die Gene des jeweils aktiven X-Chromosoms abgelesen werden und damit die Information zum Bau der entsprechenden Proteine liefern. Ungefähr 15 Prozent der X-chromosomalen Gene können dem Inaktivierungsvorgang jedoch entkommen, wodurch bei Frauen gegenüber Männern bis zur doppelten Menge des entsprechenden Proteins hergestellt werden kann. Dies kann zu gravierenden Unterschieden im Stoffwechsel zwischen Frauen und Männern führen.

Eine weitere Konsequenz der XX♀/XY♂-Konstellation besteht darin, dass die meisten Y-chromosomalen Gene nur bei Männern vorhanden sind. Von einem Gen auf dem Y-Chromosom hängt es ab, ob sich aus einem in den ersten 5 Wochen morphologisch geschlechtsneutralen menschlichen Feten ein Junge oder ein Mädchen entwickelt, das heißt, dass sich entweder Hoden oder Eierstöcke entwickeln. Die Keimdrüsen nehmen dann die Produktion von überwiegend Testosteron beim Jungen, beziehungsweise überwiegend Östrogen beim Mädchen auf. Diese Hormone sind wesentlich an der Entstehung der Geschlechtsunterschiede während der weiteren Entwicklung beziehungsweise an ihrer Aufrechterhaltung beim erwachsenen Menschen beteiligt. Dies ist dadurch bedingt, dass sie die Aktivität vieler Gene geschlechts-

spezifisch regulieren, was auch zu den unterschiedlichen Krankheitsrisiken von Männern und Frauen beitragen kann.

Dies gilt auch für das Risiko gegenüber Tumorerkrankungen, wie Studien aus der Arbeitsgruppe von Gareth Bond aus dem Ludwig Institut für Krebsforschung in Oxford, UK, belegen. Es konnte gezeigt werden, dass eine bestimmte natürlich vorkommende genetische Variante (Polymorphismus) in einem regulatorischen DNA-Element des krebsfördernden MDM2-Gens einen geschlechtsspezifischen Effekt auf die Entstehung von Tumoren des lymphatischen Systems (B-Zell Lymphome) des Muskelgewebes (Weichteilsarkome) und des Dickdarms ausübt. Bei Frauen vor der Menopause, die diese genetische Variante geerbt haben, treten diese Tumoren häufiger und früher auf als bei postmenopausalen Frauen beziehungsweise bei Frauen ohne diesen Polymorphismus¹⁵. Männer mit derselben genetischen Variante haben kein erhöhtes Risiko, an diesen Tumoren zu erkranken. Diese Beobachtungen können darauf zurückgeführt werden, dass der Östrogenrezeptor, der durch die Bindung an das regulatorische Element die Aktivität des MDM2-Gens erhöht, besser binden kann, wenn der Polymorphismus vorhanden ist und damit die Tumorentstehung fördert. Das Phänomen wird bei postmenopausalen Frauen und Männern nicht beobachtet, weil hier die Östrogenspiegel zu niedrig sind.

Diese Befunde haben eine wichtige Bedeutung für Frauen, die diese genetische Variante tragen, vor allem im Hinblick auf eine postmenopausale Hormonersatztherapie, die ihr Krebsrisiko beträchtlich steigern könnte. Auf der anderen Seite müsste es möglich sein, das Fortschreiten der genannten Tumorerkrankungen bei diesen Frauen durch eine Senkung des Östrogenspiegels zu verlangsamen.

Tierstudien

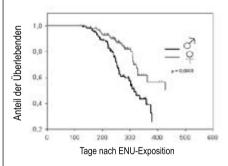
Das obengenannte Beispiel basiert darauf, dass der Geschlechtseffekt der Variante in der regulatorischen Sequenz des MDM2-Gens entdeckt wurde, nachdem MDM2 als ein mögliches das Krebsrisiko modifizierendes Gen verifiziert worden war. Dies geschah im Rahmen eines so genannten Kandidatengenforschungsansatzes. Dabei werden Varianten von Genen, die auf Grund ihrer physiologischen Rolle "verdächtig" sind, im Hinblick auf ihren Beitrag zum Krebsrisiko untersucht.

Eine weitere Möglichkeit Genvarianten zu finden, die das Krebsrisiko geschlechtsspezifisch beeinflussen, sind genomweite Assoziationsstudien (GWAS). Dabei wird an großen Kohorten von Patienten untersucht, ob beliebig im Genom lokalisierte DNA-Sequenzvarianten [SNP (single nucleotide polymorphism)] mit einem Erkrankungsrisiko in Zusammenhang stehen.

Beide Verfahren stoßen iedoch an Grenzen. Bei vielen "hochverdächtigen" Kandidatengenen konnten keine Zusammenhänge gefunden werden. Mit Hilfe von GWAS konnten interessante mit dem Krebsrisiko assoziierte Sequenzvarianten identifiziert werden, doch sind diese Ergebnisse stark abhängig von der ausgewählten Stichprobe und können demzufolge bei einer neuen Stichprobe bedeutungslos sein, zum anderen sind die identifizierten SNPs zum Teil räumlich weit von Genen entfernt, so dass nicht klar ist, auf welche Art und Weise das Krebsrisiko beeinflusst werden könnte¹⁶. Außerdem wurden in vielen dieser Studien die Daten nicht geschlechtsgetrennt ausgewertet.

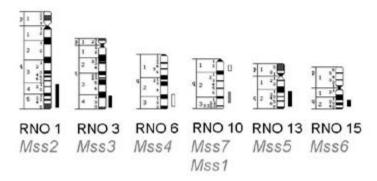
Bei ingezüchteten Tierstämmen entstehen ebenfalls Tumoren mit Geschlechtspräferenz¹⁷, so dass die Identifizierung von Genen, die im ursächlichen Zusammenhang mit dem geschlechtsspezifischen Krebsrisiko stehen, möglich sein sollte. Ein großer Vorteil der Arbeiten im Tiermodell ist, dass ingezüchtete Tierstämme unter standardisierten Lebensbedingungen gehalten werden, womit exogene geschlechtsspezifische Einflussgrößen verglichen mit der menschlichen Situation stark reduziert sind, und die Tatsache, dass der genetische Hintergrund der einzelnen Individuen identisch ist. Sowohl das autosomale Genom als auch das X-Chromosom stimmen in beiden Geschlechtern überein, während alle männlichen Tiere dasselbe Y-Chromosom tragen. Somit lässt sich die Suche nach Resistenz- oder Suszeptibilitätsgenen in einer Vielzahl genetisch identischer Tiere durchführen.

Als Beispiel für geschlechtsspezifisch auftretende Tumoren bei Tieren ist der Leberkrebs zu nennen. Bei Ratten, Mäusen und Menschen entstehen Lebertumoren sehr viel häufiger beim männlichen Geschlecht als beim weiblichen. Anhand von Versuchen mit Ratten konnte gezeigt werden, dass Sexualhormone eine große Rolle spielen:



(5) Die geschlechtsgetrennte Kaplan-Meier-Analyse der Überlebenszeiten von 268 (BDIX x BDIV) F₂ Ratten nach Kanzerogen-Behandlung zeigt, dass männliche Ratten sehr viel früher an Tumoren erkranken und fast doppelt so häufig wie weibliche (39% vs. 21%).

Während Testosteron die Entstehung von Leberkrebs fördert, hemmen Östrogene das Wachstum¹⁸. Eine Beteiligung des Immunsystems an der Krebsentstehung wurde in einem Mausmodell beobachtet. Das hohe Tumorrisiko männlicher Mäuse konnte in Zusammenhang mit einem hohen Interleukin-6 Spiegel gebracht werden. Interleukin-6 ist eine Signalsubstanz des Immunsy-



(6) Durch genomweite Assoziationsanalysen konnte festgestellt werden, welche Chromosomensegmente der BDIV- und BDIX-Ratten mit dem geschlechtsspezifischen Tumorrisiko gegenüber der ENU-induzierten Krebsentstehung im Nervensystem assoziiert sind. Identifiziert wurden 6 Genorte (*Mss1-7*) auf verschiedenen Chromosomen (RNO). Hell dargestellte Loci sind spezifisch für weibliche, dunkel dargestellte für männliche Ratten. Der *Mss1*-Locus übt keinen geschlechtsspezifischen Effekt aus.

stems und spielt eine Schlüsselrolle in der angeborenen Immunantwort. Eine Behandlung männlicher Tiere mit Östrogen oder eine experimentelle Verringerung des Interleukin-6 Levels führt bei ihnen zu einer niedrigeren Tumorhäufigkeit¹⁹.

Unsere Arbeitsgruppe am Universitätsklinikum Essen beschäftigt sich mit der chemisch-induzierten Krebsentstehung im peripheren Nervensystem (PNS) der ingezüchteten BD-Rattenstämme (s. Abb. 4). Während die Tiere des BDIX-Stammes nach Exposition gegenüber dem Kanzerogen N-Ethyl-N-Nitrosoharnstoff (ENU) am ersten Tag nach der Geburt mit hoher Inzidenz (> 85 %) Tumoren des PNS, vor allem der Trigeminusnerven, entwickeln, sind die Ratten des BDIV-Stammes resistent²⁰.

Die entstehenden malignen peripheren Nervenscheidentumoren (MPNST) tragen eine charakteristische Mutation im Neu/ErbB-2 Gen. Diese Mutation entsteht in beiden BD-Rattenstämmen. 80 bis 90 Tage nach einer Kanzerogen-Behandlung findet jedoch eine Eliminierung der entarteten Zellen im BDIV-Stamm statt. Die Zahl mutierter Zellen im BDIX-Stamm nimmt weiter zu, es häufen sich weitere genetische Veränderungen an,

die nach etwa 6 Monaten den Tod der Tiere verursachen²¹. Vermutlich spielt auch bei diesen Vorgängen das Immunsystem eine Rolle²². Untersuchungen zeigten, dass als Folge der ENU-Exposition eine Einwanderung diverser Immunzellen in die Trigeminusnerven stattfindet²³.

Wenn man BDIX und BDIV Ratten kreuzt, aus den daraus entstandenen Hybriden (F₁) eine weitere Generation (F₂) züchtet und diese Tiere mit ENU behandelt, entstehen die Tumoren des Nervensystems mit einer deutlichen Geschlechtsspezifität. Männliche Tiere sind beinahe doppelt so oft betroffen wie weibliche (39 % vs. 21 %) und entwickeln diese Tumoren sehr viel früher²⁴ (s. Abb. 5).

An diesen Tieren haben wir Assoziationsanalysen durchgeführt, das heißt, dass wir bei allen Tieren festgestellt haben, welche Abschnitte des Genoms sie von den tumorempfindlichen BDIX-Großeltern und welche sie von den tumorresistenten BDIV-Großeltern geerbt haben. Dann analysierten wir, ob bestimmte BDIX-Abschnitte besonders oft bei F₂-Tieren, die an einem Tumor erkrankt waren, vorkamen beziehungsweise bestimmte BDIV-Abschnitte bei tumorfreien also resistenten F₂-Tieren. Diese Daten

werteten wir geschlechtsgetrennt aus. Auf diese Weise sind sieben Abschnitte im Genom ("Genorte" Mss1 - Mss7; Mss = mediating schwannoma susceptibility) kartiert worden, die mit der Empfindlichkeit beziehungsweise Resistenz gegenüber der ENU-induzierten Tumorentstehung assoziiert sind²⁵. Sie beeinflussen sowohl die Tumorrate als auch Latenzzeit in Rattenstammund geschlechtsspezifischer Weise. Es muss angenommen werden, dass dort die Gene liegen, die das Tumorrisiko geschlechtsspezifisch determinieren (s. Abb. 6).

Das BDIV-Allel des Mss4-Genortes zeigt den stärksten Effekt. Während es in weiblichen Tieren eine fast vollständige Tumorresistenz verursacht, hat es keinen Einfluss auf das männliche Tumorrisiko. Wir züchteten daraufhin kongene Rattenstämme, das heißt tumorempfindliche BDIX-Ratten, die im Bereich des Mss4-Genorts ein genomisches Fragment der tumorresistenten BDIV-Ratte tragen. Nach ENU-Behandlung der Tiere zeigte sich, dass das integrierte Fragment Tumorresistenz vermittelt: Weibliche Tiere waren mehrfach stärker vor der Entwicklung von Tumoren geschützt als männliche²⁶.

Zur Identifizierung des Gens beziehungsweise der Gene, die überwiegend in weiblichen Tieren Tumorresistenz vermitteln, konnten tumorresistente Ratten gezüchtet werden, in denen das Mss4-Fragment nur noch einen Bereich von 2 Megabasen umfasst. Dieses Fragment enthält ungefähr 30 Gene, die alle positionelle Kandidatengene darstellen. Zwei der funktionell interessantesten Gene in diesem Locus weisen Sequenzunterschiede in regulatorischen Abschnitten zwischen BDIV und BDIX auf, die zu einer unterschiedlichen Genaktivität führen könnten. Da von einer anderen Arbeitsgruppe gezeigt werden konnte, dass unter anderem Östrogen eine wichtige Rolle für die Krebsentstehung im peripheren Nervensystem spielt und zudem

geschlechtsspezifische Effekte bei der Tumorentstehung vermittelt²⁷, ist der Östrogenrezeptor beta (Esr2), der die Aktivität einer Reihe anderer Gene östrogenabhängig reguliert, ein guter Kandidat für die Tumorresistenz der BDIV-Weibchen. Der zweite Kandidat ist die Glutathionperoxidase 2 (Gpx2), der eine Rolle in unterschiedlichen Schritten der Krebsentstehung zugeschrieben wird28. Gpx2 ist ein Enzym, das die Zelle vor Schäden durch oxidativen Stress schützt. Oxidativer Stress beschreibt eine Situation, in der ein Übermaß an reaktiven Sauerstoffspezies im Rahmen normaler Stoffwechselvorgänge produziert wird. Werden diese Sauerstoffradikale nicht beseitigt, da zum Beispiel die verantwortlichen Proteine nicht funktionstüchtig oder in zu geringer Menge vorhanden sind, wird die Zelle geschädigt. Durch Beseitigung der schädlichen Sauerstoffradikale könnte also Gpx2 die Tumorentstehung verhindern.

Um festzustellen, ob und wie Esr2 und Gpx2 das MPNST-Risiko beeinflussen, werden derzeit weitere Rattenstämme gezüchtet, die nur die BDIV-Variante eines der beiden Gene der resistenten Ratte tragen. Nach ENU Behandlung könnte sich zeigen, welches Gen für den Resistenzeffekt verantwortlich ist oder ob beide Gene sogar interagieren. Des Weiteren wollen wir untersuchen, ob das Resistenzgen (oder die Gene) im Nervensystem selbst aktiv ist oder in einem anderen Gewebe "von außerhalb" auf die Krebsentstehung einwirkt. Eine weitere wichtige Frage, die einer Klärung bedarf, ist die, ob die Sexualhormone Östrogen und Testosteron auch in unserem Modell eine Rolle spielen. Dies kann zum Beispiel durch die ENU Behandlung von weiblichen Tieren mit unterdrückter Östrogenausschüttung und männlicher Tiere mit erhöhtem Östrogenspiegel aufgeklärt werden. Sollte Östrogen tumorprotektiv wirken, müssten die weiblichen Tiere nun eine höhere Tumorinzidenz aufweisen, während

die Inzidenz in männlichen Tieren sinken müsste.

Lange wurde die Übertragbarkeit der im Tierversuch erzielten Ergebnisse auf den Menschen angezweifelt, doch besonders in letzter Zeit konnten für einige im Tiermodell identifizierte Suszeptibilitäts- beziehungsweise Resistenzgene direkte Homologe gefunden werden, die auch an der Entstehung der humanen Erkrankung beteiligt sind²⁹.

Ein Beispiel ist das Mausonkogen *Kras2* mit dem menschlichen Homolog KRAS. Es konnte bewiesen werden, dass beide an der Entwicklung von Lungentumoren beteiligt sind³⁰. Unter Verwendung des Wistar-Kyoto-/Wistar-Furth-Rattenmodells konnten zum Beispiel auch Suszeptibilitätsloci für den Brustkrebs identifiziert werden, deren orthologe Loci auch das humane Risiko modulieren³¹.

Langfristig gesehen sollen diese Arbeiten zum grundlegenden Verständnis der biologischen Basismechanismen beitragen, die das Tumorrisiko und auch eine Geschlechtsspezifität des Tumorrisikos bewirken. Durch Übertragung der im Tierversuch erzielten Ergebnisse sollen Ansatzpunkte für eine wirkungsvolle geschlechtsspezifische Prävention und/oder therapeutische Intervention für menschliche Erkrankungen aufgezeigt werden.

Summary

Cancer is one of the leading causes of death worldwide. It is noteworthy that the rate of malignant tumors (excluding cancer of the reproductive organs) is markedly higher in men than in women. As cancer risk is determined by the complex interaction of environmental factors with the individual genetic constitution, it is important to know which of both determinants is responsible for the gender bias observed. Lifestyle asso-

ciated exogenic factors like nutrition and – as a consequence obesity –, alcohol and tobacco consumption, occupational hazards as well as the attitude towards cancer screening programs vary markedly between men and women and definitely contribute to the elevated cancer risk in men. However, genetic and hormonal factors also appear to matter. Inbred laboratory animals of both sexes living under identical conditions also show induced or spontaneous sex-biased cancer development. With their help it was possible to map and identify genes influencing cancer risk in a sexspecific manner. It is likely that the human homologue of some of these genes will provide targets for particular sex-specific cancer prevention strategies.

Anmerkungen

- 1) ca. 7,6 Millionen Tote im Jahre 2008; World Health Organization, Cancer Fact Sheet No.297 October 2011, http://www. who.int/mediacentre/factsheets/fs297/en/ index.html, 13.01.2012
- 2) Deutsches Krebsforschungszentrum, Krebsstatistiken, http://www.krebsinformation.de/themen/grundlagen/krebsstatistiken. php, 13.01.2012
- 3) International Network for Cancer Treatment and Research, Cancer in developing countries, http://www.inctr.org/about-inctr/cancer-in-developing-countries/, 13.01.2012 4) World Health Organization, Cancer Fact Sheet No.297 October 2011, http://www.who.int/mediacentre/factsheets/fs297/en/index.html, 13.01.2012
- 5) Cook, Dawsey et al. 2009
- 6) Robert Koch Institut, Krebs in Deutschland 2005/2006 Häufigkeiten und Trends, http://www.ekr.med.uni-erlangen.de/GEKID/Doc/KID2010.pdf, 13.01.2012 7) Krebsinformationsdienst des DKFZ, Ernährung und Krebsvorbeugung, http://www.krebsinformation.de/themen/vorbeugung/ernaehrung-praevention2.php, 13.1.2012
- 8) Deutsche Krebsgesellschaft: Lungenkrebs, Bronchialkarzinom – Ursachen und Risikofaktoren, http://www.krebsgesellschaft.de/ pat_ka_lungenkrebs_ursache,108140.html, 13.1.2012
- 9) Payne 2001
- 10) World Cancer Research Fund/American Institute for Cancer Research. Food, nutrition, physical activity, and the prevention of cancer: a global perspective; http://www.dietandcancerreport.org/cancer_resource_center/

downloads/speaker_slides/uk/08_Marmot_ Alcohol.pdf; 13.1.2012

- 11) Schutze, Boeing et al. 2011
- 12) Krebsinformationsdienst des DKFZ, Asbest: Krebsrisiko auf lange Zeit?, http:// www.krebsinformation.de/themen/risiken/ asbest.php; 13.1.2012
- 13) Schneider, Grossgarten et al. 1995
- 14) Wissenschaftliches Instituts der AOK; Wahrnehmung und Akzeptanz von Früherkennungsuntersuchungen: Ergebnisse einer Repräsentativ-Umfrage unter GKV-Versicherten wido.de/fileadmin/wido/.../pdf_wido_monitor/wido_mon_3-07_0108.pdf;13.1.2012
- 15) Bond, Hirshfield et al. 2006
- 16) van de Bunt and Gloyn 2010
- 17) Ober, Loisel et al. 2008
- 18) De Miglio, Virdis et al. 2006
- 19) Naugler, Sakurai et al. 2007
- 20) Druckrey, Landschutz et al. 1970
- 21) Kindler-Rohrborn, Kind et al. 2000
- 22) Marx, Rohrborn et al. 2009
- 23) Gering, Marx et al. 2006
- 24) Koelsch, Fischer et al. 2006
- 25) Koelsch, Fischer et al. 2006
- 26) Koelsch, Winzen-Reichert et al. 2011
- 27) Aoyama, Naito et al. 1989
- 28) Brigelius-Flohe and Kipp 2009
- 29) Ober, Loisel et al. 2008
- 30) Lee 2008
- 31) Samuelson, Hesselson et al. 2007

Literatur

- Aoyama, H., M. Naito, et al. (1989): Effects of sex difference, gonadectomy and estradiol on N-ethyl-N-nitrosourea-induced trigeminal nerve tumors in rats. Carcinogenesis 10(8), 1505–9.
- Aoyama, H., M. Naito, et al. (1989): Effects of sex difference, gonadectomy and estradiol on N-ethyl-N-nitrosourea-induced trigeminal nerve tumors in rats. Carcinogenesis 10(8), 1505–9.
- Bond, G. L., K. M. Hirshfield, et al. (2006): MDM2 SNP309 accelerates tumor formation in a gender-specific and hormone-dependent manner. Cancer Res 66(10), 5104–10.
- Brigelius-Flohe, R. and A. Kipp (2009): Glutathione peroxidases in different stages of carcinogenesis. Biochim Biophys Acta 1790(11), 1555–68.
- Cook, M. B., S. M. Dawsey, et al. (2009): Sex disparities in cancer incidence by period and age. Cancer Epidemiol Biomarkers Prev 18(4), 1174–82.
- De Miglio, M. R., P. Virdis, et al. (2006): Mapping a sex hormone-sensitive gene determining female resistance to liver carcinogenesis in a congenic F344.BN-Hcs4 rat. Cancer Res 66(21), 10384–90.
- Druckrey, H., C. Landschutz, et al. (1970): [Transplacental induction of malignant tumours of the nervous system. II. Ethylnitrosurea in 10 genetically defined strains of rats]. Z Krebsforsch 73(4), 371–86.
- Gering, K. M., J. A. Marx, et al. (2006): The interaction mode of premalignant Schwann and immune effector cells during chemically induced carcinogenesis in the rat peripheral nervous system is strongly influenced

by genetic background. Cancer Res 66(9), 4708–14.

- Kindler-Rohrborn, A., A. B. Kind, et al. (2000): Suppression of ethylnitrosourea-induced schwannoma development involves elimination of neu/erbB-2 mutant premalignant cells in the resistant BDIV rat strain. Cancer Res 60(17), 4756–60.
- Koelsch, B., B. Winzen-Reichert, et al. (2011): Sex-biased suppression of chemically induced neural carcinogenesis in congenic BDIX.BDIV-*Mss4*a rats. Physiol Genomics 43(10), 631–9.
- Koelsch, B. U., C. Fischer, et al. (2006): Gender-specific polygenic control of ethylnitrosourea-induced oncogenesis in the rat peripheral nervous system. Int J Cancer 118(1), 108–14.
- Lee, G. H. (2008). The *Kras2* oncogene and mouse lung carcinogenesis. Med Mol Morphol 41(4), 199–203.
- Marx, J. A., A. J. Rohrborn, et al. (2009): Ablation of T cell immunity differentially influences tumor risk in inbred BD rat strains. Cancer Immunol Immunother 58(8), 1287–95.
- Naugler, W. E., T. Sakurai, et al. (2007): Gender disparity in liver cancer due to sex differences in MyD88-dependent IL-6 production. Science 317(5834), 121–4.
- Ober, C., D. A. Loisel, et al. (2008): Sexspecific genetic architecture of human disease. Nat Rev Genet 9(12), 911–22.
- Payne, S. (2001): 'Smoke like a man, die like a man'?: a review of the relationship between gender, sex and lung cancer. Soc Sci Med 53(8), 1067–80.
- Samuelson, D. J., S. E. Hesselson, et al. (2007): Rat Mcs5a is a compound quantitative trait locus with orthologous human loci that associate with breast cancer risk. Proc Natl Acad Sci U S A 104(15), 6299–304.
- Schneider, J., K. Grossgarten, et al. (1995): Fatal pleural mesothelioma diseases caused by familial household contacts with asbestos fiber dust. Pneumologie 49(2), 55–9.
- Schutze, M., H. Boeing, et al. (2011): Alcohol attributable burden of incidence of cancer in eight European countries based on results from prospective cohort study. BMJ 342: d1584.
- van de Bunt, M. and A. L. Gloyn (2010): From genetic association to molecular mechanism. Curr Diab Rep 10(6), 452–66.

Die Autorinnen

Andrea Kindler-Röhrborn studierte Medizin in Münster und Göttingen und promovierte 1980 in Münster bei Prof. Dr. K. von Figura im Institut für Physiologische Chemie mit der Arbeit "Charakterisierung der Speichergykosaminoglykane bei Mukopolysaccharidose III A".

Nachdem sie zunächst als Post Doc und darauffolgend als Arbeitsgruppenleiterin im Institut für Zellbiologie (Tumorforschung) der Universität Essen bei Prof. M. F. Rajewsky über zelluläre Voraussetzungen der Krebsentstehung im Nervensystem gearbeitet hatte, ging sie 1992 als Stipendiatin der Mildred-Scheel-Stiftung für Krebsforschung

ins Ludwig Institute for Cancer Research (Leiter: Webster K. Cavenee, Ph. D.) nach San Diego, USA. Im Anschluss daran erhielt sie ein Lise-Meitner-Habilitationsstipendium und begann mit Hilfe eines Rattenmodells über die genetische Basis des Tumorrisikos zu arbeiten. Sie erlangte im Jahr 2000 an der Universität Essen die Venia legendi für Zellbiologie und experimentelle Krebsforschung (Thema der Habilschrift: Experimentelle Onkogenese im Tiermodell: Molekulare Determinanten der Tumorentstehung im Nervensystem). Von 2001 bis 2007 leitete sie die Arbeitsgruppe "Molekulare Neuroonkologie" im Institut für Neuropathologie der Universität Bonn (Leiter: Prof. Dr. Otmar Wiestler/Prof. Dr. Torsten Pietsch) und wechselte dann zurück nach Essen an das Institut für Pathologie (Leiter: Prof. Dr. Kurt W. Schmid), wo sie die Arbeitsgruppe "Molekulare Tumorpräventionsforschung" leitet. Ihre jetzige Arbeit konzentriert sich unter anderem auf die Genetik und molekulare Pathophysiologie der Geschlechterunterschiede beim Krebsrisiko. Andrea Kindler-Röhrborn ist Vorstandsmitglied des Essener Kollegs für Geschlechterforschung.

Linda van den Berg, geboren 1984, studierte von 2003 bis 2009 Biologie an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf. Ihre Diplomarbeit zum Thema "p53-Isoformen im klarzelligen Nierenzellkarzinom" fertigte sie am Institut für Pathologie des Universitäts-klinikums Düsseldorf in der Arbeitsgruppe von Dr. Sebastian Heikaus an. Seit 2009 arbeitet sie im Rahmen ihrer Doktorarbeit in der Arbeitsgruppe von PD Dr. med. Andrea Kindler-Röhrborn am Institut für Pathologie und Neuropathologie des Universitätsklinikums in Essen.

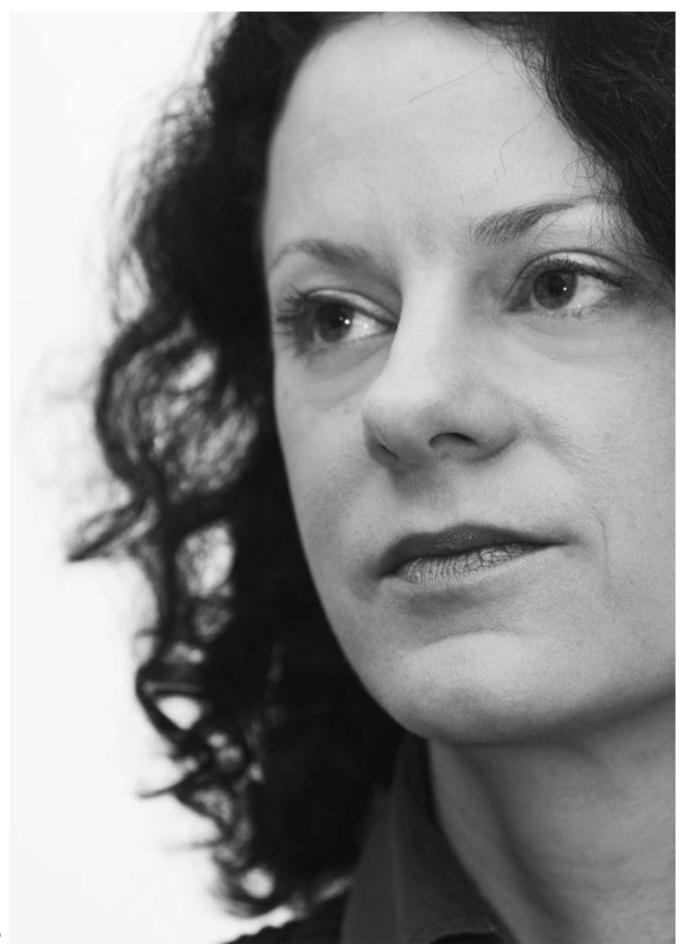
Diese Übersichtsarbeit stellt die Komplexität der aktuellen wissenschaftlichen Befunde zu Geschlechterunterschieden im Kontext Schmerz dar und zeigt den daraus resultierenden nach wie vor erheblichen Forschungsbedarf aus einer interdisziplinären Perspektive auf.

Geschlechterunterschiede bei Schmerzen

Interaktionen zwischen psychosozialen und biologischen Faktoren Von Sigrid Elsenbruch, Julia Schmid, Sven Benson

Schmerz ist eine unangenehme Erfahrung, mit der jeder von uns, unabhängig vom Geschlecht, sehr vertraut ist. In der Tat gaben in einer repräsentativen Umfrage des Robert-Koch-Instituts, die im Rahmen des Bundesgesundheitssurveys 1998 durchgeführt wurde, weniger als 10 Prozent der Befragten an, im vergangenen Jahr keinerlei Schmerz gehabt zu haben. Mit anderen Worten hatten also über 90 Prozent der Befragten innerhalb der vorangegangenen 12 Monate Schmerzen erlebt, ein Befund, der zwar zunächst undifferenziert in Bezug auf Lokalität, Intensität und Häufigkeit ist, sich jedoch mit unserem Alltagsverständnis in Bezug auf Schmerzen deckt und die Relevanz des Themas illustriert. Interessanterweise ergab diese Erhebung zudem, dass Frauen im Vergleich zu Männern, unabhängig von der Schmerzlokalisation und der

Altersgruppe, deutlich häufiger von Schmerzen betroffen waren. Auch dieser Befund überrascht zunächst nicht. Tatsächlich ist die Vorstellung, dass sich die Schmerzempfindlichkeit bei Frauen und Männern unterscheidet, allgemein sehr verbreitet – wenngleich mit unklarer Richtung. Einerseits existiert das Bild vom "starken Mann", der aus evolutionsbiologischen oder soziokulturellen Gründen weniger schmerzempfind-



Sigrid Elsenbruch. Foto: Timo Bobert

lich ist oder möglicherweise gelernt hat, mit Schmerzen anders umzugehen. Andererseits wird zuweilen eine geringere Schmerzempfindlichkeit bei Frauen postuliert, meist mit dem Hinweis auf ihre Fähigkeit, Wehenund Geburtsschmerz zu ertragen. Bereits diese landläufigen Argumente implizieren, dass Geschlechterunterscheide existieren, die sowohl auf biologische (z.B. Genetik) als auch auf psychosoziale Faktoren (z.B. Erziehung, Rollenmodelle) zurückführbar sind. In der Tat existieren heute komplexe, multi-modale Modelle insbesondere zur Entstehung beziehungsweise Aufrechterhaltung chronischer Schmerzen, die alle von einem Zusammenwirken psychosozialer und biologischer Faktoren ausgehen^{1,2}. Vor diesem Hintergrund erscheint die wissenschaftliche Befassung mit Geschlechtereffekten und deren Ursachen im Kontext "Schmerzen" wichtig und, nicht zuletzt in Anbetracht der häufig eingeschränkten und komplexen Therapieoptionen für die allermeisten chronischen Schmerzerkrankungen sogar unbedingt notwenig.

Bemerkenswerterweise ist die Frage nach Geschlechterunterschieden beim Schmerz erst in den vergangenen 20 bis 30 Jahren Gegenstand systematischer, wissenschaftlicher Untersuchungen geworden. Das in der Schmerzforschung führende Journal PAIN veröffentlichte hierzu im Jahr 2005 selbstkritisch einen Übersichtsartikel³. Demnach beruhten annähernd 80 Prozent der in PAIN publizierten tierexperimentellen Schmerzstudien ausschließlich auf Ergebnissen, die an männlichen Versuchstieren gewonnen wurden, wohingegen lediglich rund 8 Prozent der Studien ausschließlich weibliche Tiere und 4 Prozent gezielt Geschlechterunterschiede untersuchten. Dieses Ungleichgewicht, das sich in Humanstudien ebenfalls widerspiegelt, ist offensichtlich problematisch, wenn an männlichen Probanden oder Versuchstieren gewonnene Erkenntnisse (z.B. in Bezug auf Schmerzmedika-

mente) auf Patientinnen übertragen werden sollen. Mit zunehmender Sensibilisierung für dieses Problem ist das Wissen über Geschlechterunterschiede beim Schmerz in den letzten Jahren rapide angewachsen, so dass die International Association for the Study of Pain in ihrem Konsensus-Report "Studying sex and gender differences in pain" von 2007 zu der Einschätzung kommt, dass sich die Schmerzforschung inzwischen "von der Debatte, ob Geschlechterunterschiede bestehen, hin zur Berücksichtigung der Bedeutsamkeit dieser Unterschiede" bewegt habe4.

Das Bild, das sich aus epidemiologischen Studien bezüglich der ungleichen Geschlechterverteilung von Schmerzsymptom und -syndromen ergibt, mag auf den ersten Blick relativ eindeutig erscheinen und man mag geneigt sein, die Schlussfolgerungen zu ziehen, dass weibliches Geschlecht grundsätzlich mit einem erhöhten Risiko für chronische Schmerzerkrankungen einhergeht. Bei näherer Betrachtung verschiedener Aspekte des Themas "Schmerz" in Hinblick auf Geschlechterunterschiede ergibt sich jedoch ein sehr komplexes Bild, das in Anbetracht durchaus heterogener und uneinheitlicher (und in der Tat teilweise auch fehlender) Befunde nicht nur verwirrt, sondern in einigen Punkten sogar überrascht. Diese Übersichtsarbeit soll die Komplexität der aktuellen wissenschaftlichen Befunde zu Geschlechterunterschieden im Kontext Schmerz darstellen und den daraus resultierenden nach wie vor erheblichen Forschungsbedarf aus einer interdisziplinären Perspektive aufzeigen. Als Beispielerkrankung dient nach einem allgemeinen Abschnitt das Reizdarmsyndrom, eine durch abdominelle Schmerzen charakterisierte funktionelle Magendarmerkrankung, von der Frauen häufiger betroffen sind und mit der wir uns in den letzten Jahren in unserer wissenschaftlichen Arbeit schwerpunktmäßig befasst haben8.

Definition von Schmerz

Schmerz ist nach der Definition der International Association for the Study of Pain (IASP) eine "unangenehme sensorische und emotionale Erfahrung, die mit einer tatsächlichen oder drohenden Gewebeschädigung einhergeht oder so beschrieben wird, als wäre eine solche Gewebeschädigung die Ursache". Diese Definition unterstreicht, dass Schmerz weit mehr bedeutet als reine Nozizeption, das heißt die Wahrnehmung (potenziell) schädigender Ereignisse. In der Tat macht die Definition sehr deutlich, was im Kontext chronischer Schmerzen letztlich ausschlaggebend ist, nämlich dass die Erfahrung von Schmerzen auch unabhängig von einer tatsächlichen Schädigung auftreten kann. Dies reflektiert die Komplexität von Schmerz und unterstreicht die Notwendigkeit einer interdisziplinären Betrachtungsweise. Schmerz beinhaltet neben einer sensorisch-diskriminativen Komponente ("wo genau fühle ich den Schmerz? Wie intensiv ist diese Wahrnehmung? Ist der Schmerz stechend, drückend, ziehend?") auch eine ganz wesentliche emotionale Komponente ("Wie unangenehm ist der Schmerz?"), die maßgeblich den Aspekt des durch Schmerz induzierten Leidens reflektiert. Darüber hinaus gehören zum Schmerzerleben kognitive Aspekte der Bewertung ("Was hat den Schmerz verursacht? Was kann ich dagegen tun? Kenne ich diese Erfahrung aus der Vergangenheit?") sowie motivationale Komponenten ("Wie sehr möchte ich den Zustand ändern oder in Zukunft vermeiden?"). Schließlich resultiert das Schmerzerleben in Verhaltensänderungen, wie beispielsweise dem Vermeiden Schmerz auslösender Situationen, dem Aufsuchen eines Arztes, dem Beginn oder auch Abbruch einer Therapie. Somit lässt sich schlussfolgern, dass Schmerz eine Wahrnehmung ist, bei der unterschiedliche Aspekte zu differenzieren sind. Bezogen auf die

Frage nach Geschlechterunterschieden beziehungsweise deren mögliche Ursache(n) wird offensichtlich, dass sich (zumindest theoretisch) jede dieser Komponenten des Schmerzerlebens, der Schmerzbewertung und des Schmerzverhaltens zwischen Frauen und Männern unterscheiden könnten. An dieser Stelle eröffnen die Neurowissenschaften, insbesondere die Weiterentwicklung bildgebender Verfahren wie die funktionelle Magnetresonanztomographie (fMRT) oder die Positronen-Emissions-Tomographie (PET) neue Möglichkeiten, die Verarbeitung von Schmerzreizen im Gehirn darzustellen und dabei auch verschiedene Gehirnareale zu identifizieren, die spezifisch für verschiedene Komponenten der Schmerzverarbeitung bei Männern und Frauen möglicherweise unterschiedlich beteiligt sind¹⁰.

Klinische Relevanz

Akuter Schmerz ist ein evolutionsbiologisch verankertes, überlebenswichtiges Warnsignal, das anzeigt, dass "etwas nicht in Ordnung ist" und so letztlich dem Schutz des Organismus dient. Hält der Schmerz jedoch über den für die Heilung zu erwartenden Prozess hinaus an und tritt fortwährend (weitestgehend) unabhängig von seiner ursprünglichen Ursache auf, verliert er seine ursprüngliche Warnfunktion und erhält einen selbständigen Krankheitswert. Man spricht dann von chronischen Schmerzen bzw. einer chronischen Schmerzerkrankung beziehungsweise einem Schmerzsyndrom. Je nach Lokalisation erfolgt üblicherweise eine Fächer-spezifische Diagnostik und Kategorisierung². Für die meisten chronischen Schmerzerkrankungen wird als Zeitkriterium für die Definition chronischer Schmerzen das Auftreten von Schmerzen von länger als 3 beziehungsweise 6 Monate zu Grunde gelegt, wobei die reine Zeitachse auch kritisch gesehen wird und verschiedene Chronifizierungsmodelle existieren, die auch

die Auftretenshäufigkeit und/oder -dauer, mögliche Intensitätswechsel, die Lokalität/en sowie Medikamenteneinnahme und Patientenkarriere berücksichtigen².

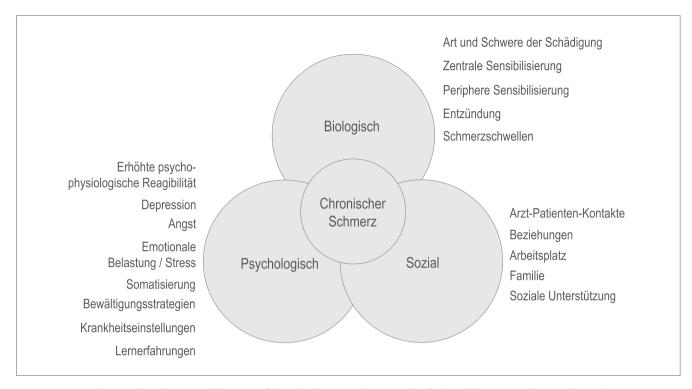
Schmerz ist ein Leitsymptom für zahlreiche Krankheiten, Gesundheits- und Befindlichkeitsstörungen. Aus epidemiologischen Studien lässt sich schätzen, dass rund fünf bis acht Millionen Menschen in Deutschland von chronischen Schmerzen und in der Folge von Einschränkungen in Beruf, Alltag und Freizeit betroffen sind. Schmerzen haben somit neben der individuellen Belastung und zum Teil erheblichen Einschränkungen der Lebensqualität auch eine wichtige sozio-ökonomische Bedeutung. So werden beispielsweise die direkten und indirekten Kosten funktioneller Magendarmerkrankung, die durch die Diagnostik, Behandlung, Krankheits- und Fehltage etc. entstehen, für die führenden acht Industrienationen auf über 27 Milliarden Euro jährlich geschätzt.

Chronische Schmerzen: Das biopsycho-soziale Krankheitsmodell

Das komplexe Zusammenwirken verschiedener Faktoren insbesondere beim chronischen Schmerz wird heute mittels multimodaler Modelle beschrieben (s. Abb. 1). Das bio-psycho-soziale Krankheitsmodell berücksichtigt auf biologischer Ebene zum Beispiel Aspekte der Nozizeption, interindividuelle Unterschiede der Schmerzschwelle sowie die Art der Schädigung, die zum Schmerzgeschehen beitragen. Unter psychologischen Gesichtspunkten werden emotionale und kognitive Aspekte, insbesondere Ängstlichkeit, Depression, Verzweiflung oder Kontrollverlust erfasst, die mit dem Ausmaß der wahrgenommenen Schmerzen assoziiert sind und zu einer Verstärkung des Schmerzerlebens beitragen können. Auch Verhaltensfaktoren spielen bei der Chronifizierung und/oder Aufrechterhaltung eine wichtige Rolle. So hat beispielsweise die Vermeidung körperlicher Aktivitäten bei Rücken- oder Gelenkschmerzen eine wichtige Bedeutung. Soziale Einflüsse, die das Schmerzerleben und/oder die resultierenden Verhaltensweisen modifizieren, sind zum Beispiel Verhaltensweisen von behandelnden Ärztinnen und Ärzten, Angehörigen sowie dem sozialen Umfeld. Auch der primäre, sekundäre oder tertiäre Krankheitsgewinn (d.h., der Erkrankte zieht objektive oder subjektive Vorteile aus der Erkrankung, z.B. die Entbindung von Alltagspflichten, der Erhalt von Zuwendung oder Aufmerksamkeit) kann im Chronifizierungsprozess nachweislich eine Rolle spielen. Aus den Annahmen des bio-psychosozialen Krankheitsmodells ergibt sich in Hinblick auf Geschlechterunterschiede wiederum notwendigerweise die Schlussfolgerung, dass die Gründe für Geschlechterunterschiede auf allen Ebenen existieren könnten. So ist beispielsweise gut belegt, dass Frauen bei Beschwerden mit höherer Wahrscheinlichkeit professionelle Hilfe in Anspruch nehmen und mit größerer Wahrscheinlichkeit Schmerz als ein belastendes Symptom berichten, wodurch die Größe des Geschlechterunterschiedes möglicherweise überschätzt werden könnte.

Geschlechterunterschiede beim Schmerz

Vor dem Hintergrund des biopsycho-sozialen Schmerzmodells wird im Folgenden die Befundlage zu Geschlechtsunterschieden in zwei Bereichen skizziert: Zunächst werden Befunde zur geschlechtsspezifischen Verteilung chronischer Schmerzsymptome und -syndrome erläutert, um danach Ergebnisse aus der experimentellen Schmerzforschung zusammenzufassen. Abschließend soll am Beispiel des Reizdarmsyndroms die Heterogenität der Befunde und Implikationen für zukünftige Forschungsarbeiten aufgezeigt werden.



(1) Das bio-psycho-soziale Schmerzmodell zeigt auf, dass bei der Entstehung und Aufrechterhaltung von chronischen Schmerzen verschiedene biologische, psychologische und soziale Faktoren beteiligt sind.

Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Epidemiologie von Schmerzsymptomen und -syndromen

Generell zeigen epidemiologische Studien, dass Frauen über eine größere Anzahl und eine stärkere Ausprägung von Schmerzsymptomen berichten, mehr von Schmerzen betroffene Körperareale angeben und sich häufiger wegen Schmerzen behandeln lassen. Allgemein wird geschätzt, dass die Prävalenz von Schmerzen bei Frauen ungefähr eineinhalbfach erhöht ist. Für die Bundesrepublik ermöglichte es der in der Einleitung erwähnte Bundesgesundheitssurvey von 1998 erstmals, eine differenzierte Analyse der Prävalenz von Schmerzen unterschiedlicher Lokalisation nach Geschlecht, Alter und Sozialstatus vorzunehmen. Diese repräsentative Befragung von N=7124 Probandinnen und Probanden zwischen 18 und 80 Jahren stellte eindrücklich fest, dass Frauen über alle der dreizehn untersuchten Schmerzlokalisationen und Altersgruppen hinweg die größere Prävalenz von Schmerzen zeigten. Während bei Frauen bis zu einem Alter von etwa 40 Jahren Kopfschmerz die am häufigsten genannte Schmerzlokalisation ist, dominieren bei Männern Rückenschmerzen. Analog zu solchen repräsentativen Umfragen in der allgemeinen Bevölkerung belegen zahlreiche Untersuchungen auch für spezifische chronische Schmerzerkrankungen eine für die Geschlechter ungleiche Häufigkeitsverteilung zu Ungunsten weiblicher Personen. Diese Ungleichheit geht hin bis zu einzelnen Schmerzsyndromen, die implizit oder sogar explizit als "Frauenkrankheiten" angesehen werden. Ein prominentes Beispiel hierfür ist das bereits erwähnte, durch chronische Unterbauchschmerzen charakterisierte Reizdarmsyndrom, von dem zumindest in den westlichen Industrienationen überwiegend Frauen betroffen sind (siehe unten)5. Die geschlechterabhängigen Unterschiede in der Prävalenz verschiedener Schmerzsyndrome und mit Schmerz assoziierter Erkrankungen stellt Tabelle (2) im Überblick dar.

Geschlechtsspezifische Unterschiede in human-experimentellen Studien

Experimentelle Schmerzstudien erlauben es, geschlechterabhängige Unterschiede bei Schmerzen unter kontrollierten Bedingungen zu untersuchen und dabei potentielle Störfaktoren oder systematische Fehlerquellen auszuschließen beziehungsweise zu kontrollieren. Um Schmerzschwellen oder die Schmerztoleranz bei Gesunden und/oder Patienten mit chronischen Schmerzen zu untersuchen, werden häufig kurze thermische (Hitze, Kälte), chemische (z.B. Capsaicin) oder mechanische (z.B. Druck) Stimuli verwendet. Des Weiteren existieren experimentelle Ansätze, die elektrische Stimuli verwenden, oder durch eine kurzzeitige mechanische Reduktion der Blutversorgung (üblicherweise durch eine Druckmanschette am Oberarm) vorübergehende Schmerzen auslösen. Die Schmerzschwelle lässt sich bestimmen, indem mehrere zunehmend schmerzhafte Reize appliziert werden, wobei der erste

vom Untersuchten als schmerzhaft bezeichnete Reiz als Schmerzschwelle definiert ist. Zur Quantifizierung der Schmerztoleranz wird erfasst, wie lange Versuchspersonen einen schmerzhaften Reiz, zum Beispiel einen Hitzereiz auf der Haut, tolerieren. Befunde unterschiedlicher experimenteller Studien zusammenfassend zeigte eine Meta-Analyse, dass Frauen im Vergleich zu Männern eine höhere Schmerzintensität bei niedrigeren Schmerzschwellen aufweisen sowie eine geringere Schmerztoleranz haben¹. Die größten Geschlechtsunterschiede zeigten sich bei mechanisch erzeugten Druckschmerzen, gefolgt von thermischen und ischämischen Schmerzreizen. Geschlechterunterschiede konnten über die beschriebenen nozizeptiven Befunde hinaus auch für weitere, im Kontext der Chronifizierung von Schmerzen relevante Phänomene gefunden werden. So konnten experimentelle Studien bei Frauen häufiger eine Allodynie (d.h. moderate, nicht schmerzhafte Reize werden als schmerzhaft bewertet) beziehungsweise Hyperalgesie (d.h. schmerzhafte Reize werden verstärkt schmerzhaft wahrgenommen) belegen. Obwohl Kritiker zu Recht auf eine möglicherweise eingeschränkte Übertragbarkeit von Befunden aus experimentellen Schmerzmodellen auf reale, im Alltag oder im klinischen Kontext auftretende Schmerzen hinweisen, scheinen doch klinischer und experimenteller Schmerz in einem Zusammenhang zu stehen. Dieser Zusammenhang ist offenbar für Frauen höher als für Männer.

Mögliche Ursachen für geschlechtsspezifische Unterschiede

Bisher wurde deutlich, dass zu den Geschlechterunterschieden in Schmerzwahrnehmung, -erleben und -verarbeitung viele Einflussfaktoren beitragen können. Diese Faktoren sollen auf der Basis des bio-psycho-sozialen Schmerzmodells – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – skizziert werden. Dabei ist zu bedenken, dass die hier getrennt dargestellten Faktoren eigentlich in einer komplexen Interaktion zueinander stehen.

Biologische Faktoren

Ein nahe liegender biologischer Unterschied zwischen den Geschlechtern sind hormonelle Unterschiede. In der Tat konnten zahlreiche Studien nachweisen, dass hormonelle Einflüsse, insbesondere durch Sexualhormone und/oder den weiblichen Menstruationszyklus, von Bedeutung sind. So ändert sich die Schmerzsensitivität bei Frauen im Verlauf des Menstruationszyklus und die Schmerzschwelle ist während der Menstruation am niedrigsten. Frauen mit niedrigen Progesteron- und hohen Estradiolspiegeln unterscheiden sich in den Schmerzschwellen nicht von Männern, wohingegen Frauen in der Zyklusphase mit niedrigem Estradiolspiegel Schmerzreize als signifikant schmerzhafter bewerten. Möglicherweise lassen sich diese Befunde darauf zurückführen, dass die Aktivität von Opioidrezeptoren im Gehirn vom Estradiolspiegel beeinflusst wird. Die Rolle von Sexualhormonen wird auch dadurch illustriert, dass geschlechtsabhängige Unterschiede in der Prävalenz von Schmerzsyndromen oftmals erst mit der Pubertät eintreten.

Eine zunehmende Bedeutung erhält die Frage, ob sich geschlechterabhängige Unterschiede auf eine unterschiedliche Verarbeitung schmerzhafter Reize im Gehirn zurückführen lassen. So hat unsere Arbeitsgruppe in einer fMRT-Studie untersucht, welche Gehirnregionen bei gesunden Männern und Frauen während der Applikation viszeraler Schmerzreize aktiviert sind¹⁰. Dabei zeigte sich in der Mehrzahl der Schmerz verarbeitenden Hirnregionen kein Hinweis auf signifikante Geschlechterunterschiede.

Interessanterweise konnte jedoch für den dorsolateralen präfrontalen Kortex (ein Anteil des Stirnlappens, der mit der kognitiv-emotionalen Schmerzregulation in Verbindung gebracht wird), eine unterschiedliche Aktivierung dokumentiert werden. In einer Folgestudie analysierten wir, ob sich gesunde Männer und Frauen in den neuralen Mechanismen der Plazeboanalgesie unterscheiden und konnten hier keinerlei Geschlechtereffekte finden9. Wir schlussfolgerten daraus, dass sich gesunde Männer und Frauen hinsichtlich der zentralnervösen Verarbeitung viszeraler Schmerzverarbeitung wenn überhaupt, dann nur minimal unterscheiden. Ob und inwieweit diese Befunde auf Patienten und Patientinnen mit chronischen Schmerzen übertragbar sind, ist Bestandteil aktueller Untersuchungen.

Psychologische Faktoren

Frauen sind signifikant häufiger als Männer von affektiven Störungen wie Angst und Depressionen betroffen. Diese Erkrankungen treten oft als eine Komorbidität (Begleiterkrankung) bei chronischen Schmerzen auf und können den Schweregrad der Symptomatik und den Therapieverlauf ungünstig beeinflussen. Wir konnten bei Patientinnen mit Reizdarmsvndrom kürzlich zeigen, dass sowohl Stress, als auch Ängstlichkeit und Depressivität die Gehirnverarbeitung viszeraler Schmerzreize differenziert beeinflusst^{6,7}. Ähnliche Studien liegen für Männer mit chronischen viszeralen Beschwerden bislang jedoch (noch) nicht vor.

Frauen wird darüber hinaus eine gegenüber Männern erhöhte Ängstlichkeit in bedrohlichen Situationen zugeschrieben. Da Angst Schmerz intensivierend wirken kann, wurde dies als eine Erklärung für die geschlechterabhängigen Unterschiede beim Schmerz herangezogen. Dem widersprechen allerdings Befunde aus experimentellen Studien, wonach der Zusammenhang

von Angst und Schmerz bei Männern enger als bei Frauen zu sein scheint. Diese etwas verwirrende Befundlage muss in zukünftigen Studien weiter aufgeklärt werden. Auf kognitiver Ebene zeigen Frauen häufiger einen katastrophisierenden Umgang mit Schmerz. Katastrophisieren beschreibt einen ungünstigen Umgangs- oder Bewältigungsstil, der dadurch charakterisiert ist, dass Betroffene den Schmerz oder dessen Folgen als etwas übermäßig Bedrohliches einschätzen. Ungünstige Bewältigungsstile wie das Katastrophisieren wurden mit einer schlechteren Anpassung an klinische Schmerzsvndrome und einer größeren Schmerzsensitivität in Verbindung gebracht, so dass sich Geschlechterunterschiede zumindest zum Teil über ein unterschiedliches Bewältigungsverhalten erklären lassen. Einzelne Studien berichten für Schmerzsyndrome mit weiblicher Prädominanz einen Zusammenhang zwischen Schmerzsymptomatik und affektiven Störungen mit körperlichen beziehungsweise sexuellen Missbrauchserfahrungen. Allerdings sind diese Zusammenhänge zweifelsohne komplex und können auf Basis der bestehenden Studien noch nicht als gesichert angesehen werden.

Soziale Faktoren

In der sozialen Interaktion nehmen Normen und Rollenerwartungen Einfluss auf Schmerz. So wurde beispielsweise experimentell gezeigt, dass gesunde männliche Probanden, die sich stark mit der männlichen Geschlechterrolle identifizieren, eine erhöhte Schmerztoleranz für experimentelle Schmerzreize aufweisen. Auch das Versuchsleitergeschlecht nimmt Einfluss: So haben männliche Probanden höhere Schmerzschwellen und berichten weniger Schmerzen, wenn die Studie von einer weiblichen Versuchsleiterin durchgeführt wird. Dieser Effekt lässt sich durch eine hohe äußerliche Attraktivität der Versuchsleiterin sogar steigern. Interessanterweise

kehren sich die Effekte bei der entgegengesetzten Geschlechterkonstellation um: Werden gesunde Probandinnen von einem attraktiven männlichen Versuchsleiter getestet, haben sie niedrigere Schmerzschwellen und geben stärkere Schmerzen an.

Obwohl solche experimentellen Unterschiede zwischen gesunden Frauen und Männern eher amüsant wirken, sind sie dennoch nicht trivial. Bei aller gebotenen Vorsicht in Bezug auf die ungeklärte Übertragbarkeit experimenteller Untersuchungen auf den klinischen Alltag, kann man hier spekulieren, dass auch die Arzt-Patienten-Interaktion, die wesentlich den Krankheits- und Therapieverlauf beeinflusst, von der Geschlechterkonstellation von Arzt/ Ärztin und Patient/Patientin mit beeinflusst wird. In der Tat könnten (neben Aspekten der sozialen Interaktion) Geschlechtereffekte in der medizinischen Versorgung potenziell weit reichende Folgen haben. So erhielten Patientinnen, die wegen abdomineller Schmerzen in einer Notaufnahme behandelt wurden, mit einer geringeren Wahrscheinlichkeit Schmerzmittel als männliche Patienten mit einer vergleichbaren Symptomatik. Eine vergleichbare Tendenz offenbarten auch mehrere Studien, die die Versorgung bei thorakalen (den Brustkorb betreffenden) Schmerzen untersuchten. Demnach wurden bei Männern, die Schmerzen im Brustkorb angaben, häufiger diagnostische und therapeutische Maßnahmen eingeleitet als bei Frauen. In Bezug auf die klinische Diagnostik und Therapie bei Männern und Frauen besteht nach wie vor erheblicher Forschungsbedarf in allen Bereichen der klinischen Medizin.

Das Reizdarmsyndrom als Beispiel einer chronischen Schmerzerkrankung

Chronische oder rezidivierende abdominelle Schmerzen sind ein charakteristisches Merkmal der so genannten funktionellen (ohne

nachweisbare organische Ursache) gastrointestinalen Krankheitsbilder. Zu den häufigsten funktionellen Magendarmerkrankungen zählt das Reizdarmsyndrom. Weltweit tritt das Reizdarmsyndrom bei ungefähr 10 bis 12 Prozent der Bevölkerung auf. Interessanterweise sind in westlichen Ländern Frauen 2 bis 3 Mal häufiger betroffen als Männer, wohingegen in nicht-westlichen Ländern (z.B. Sri Lanka, Iran, Indien und Korea) vermehrt Männer am Reizdarmsyndrom erkranken. Obwohl die Gründe für diese Unterschiede in der Prävalenz nicht abschließend geklärt sind, wird vermutet, dass hier soziokulturelle Faktoren wie beispielsweise das Inanspruchnahmeverhalten und erlernte soziale Normen ausschlaggebend sein

Die Klassifizierung des Reizdarmsyndroms wird international anhand der so genannten Rom-III-Kriterien vorgenommen; im deutschsprachigen Raum wurden von der Deutschen Gesellschaft für Neurogastroenterologie und Motilität (DGNM) und der Deutschen Gesellschaft für Verdauungs- und Stoffwechselkrankheiten (DGVS) kürzlich S3 Leitlinien publiziert. Nach diesen liegt ein Reizdarmsyndrom vor, wenn chronische - das heißt länger als 3 Monate anhaltende – Beschwerden (z.B. Bauchschmerzen, Blähungen) bestehen, diese von Arzt und Patient auf den Darm bezogen werden, in der Regel mit Stuhlgangs-Veränderungen einhergehen und nicht durch morphologische oder biochemische Besonderheiten erklärt werden können. Des Weiteren müssen die Beschwerden einen solchen Leidensdruck auslösen, dass die Lebensqualität signifikant beeinträchtig ist und der Betroffene sich deswegen professionelle Hilfe sucht beziehungsweise sich stark sorgt. Grundsätzlich gelten abdominelle Schmerzen in Verbindung mit veränderten Stuhlganggewohnheiten (Durchfall, Verstopfung) als Leitsymptome; in der Regel ist das Beschwerdebild chronisch oder verläuft rezidivierend, kehrt also nach Phasen der Besserung wieder.

Geschlechterabhängige Unterschiede in der Prävalenz von Schmerz-assoziierten Erkrankungen

	Prävalenz		
Körperareal	Frauen > Männer	Männer > Frauen	
Kopf	Chronischer Spannungskopfschmerz	Clusterkopfschmerz	
	Migräne mit Aura	Migräne ohne Aura	
	Temporomandibuläres Schmerzsyndrom	posttraumatischer Kopfschmerz	
	Trigeminusneuralgie	post-herpetische Trigeminusneuralgie	
	Burning-Mouth-Syndrom (Mund-/Zungenbrennen)		
	Odontalgie ("Phantomzahnschmerz")		
Bauch und Eingeweide	Reizdarmsyndrom	Zwölffingerdarmgeschwür	
	Ösophagitis (Entzündung der Schleimhaut der Speiseröhre)	Erkrankungen der Bauchspeicheldrüse	
	chronische Verstopfung		
	Gallenblasenerkrankungen		
	Proctalgia fugax (Schmerzhafte Erkrankung des Enddarms)		
Gliedmaßen	Karpaltunnelsyndrom	Brachial-Plexus-Neuralgie	
	Raynaud-Syndrom	Gicht	
	Komplexes regionales	Claudicatio intermittens	
	Schmerzsyndrom (CRPS)	("Schaufensterkrankheit")	
	chronische venöse Insuffizienz	(
	Sklerodermie		
	Piriformis-Syndrom		
Autoimmunerkrankungen	Lupus erythematodes	Morbus Reiter	
	Multiple Sklerose		
	Rheumatoide Arthritis		
Weitere	Fibromyalgiesyndrom		

Frauen > Männer bedeutet, dass die Erkrankung häufiger bei Frauen auftritt;
Männer > Frauen weist entsprechend auf eine höhere Prävalenz der Erkrankung bei Männern hin.

(2) Die Tabelle zeigt geschlechterabhängige Unterschiede in der Prävalenz (Auftretenshäufigkeit) von Erkrankungen, die durch Schmerzen charakterisiert sind, beziehungsweise die mit Schmerzen einhergehen.

Quelle: modifiziert nach Hurley & Adams, 2008

Bezüglich der Art und Ausprägung der Symptome lassen sich geschlechterabhängige Unterschiede beobachten. So berichten Frauen häufiger über abdominelle Schmerzen und Verstopfung, Männer hingegen eher über Durchfall. Viele Patienten sind von komorbiden (gleichzeitig vorhandenen) Erkrankungen wie der Fibromyalgie oder psychosomatischen/psychischen Störungen wie zum Beispiel Depressionen und Ängstlichkeit betroffen. Solche Beschwerden, insbesondere Depression, Angst- oder Schlafstörungen sind bei Patientinnen häufiger als bei Patienten. Das Reizdarmsyndrom sowie die häufigen

Begleiterkrankungen verursachen teilweise sehr erhebliche Beeinträchtigungen im Alltag, die sich auf privater Ebene, beispielsweise in Einschränkungen bei der Freizeitgestaltung, aber auch auf beruflicher Ebene in erhöhten Fehlzeiten widerspiegeln. Die Lebensqualität ist somit signifikant reduziert, und die sozioökonomischen Kosten sind enorm. Bezüglich der Therapie des Reizdarmsyndroms ist zu konstatieren, dass es insgesamt bislang nicht immer gelingt, die Beschwerden erfolgreich zu lindern oder gar eine dauerhafte Beschwerdefreiheit zu erreichen. Dies überrascht in Anbetracht der Komplexität der Ätiologie und Pathophysiologie des Reizdarmsyndroms auch nicht. Aktuell existieren verschiedene Ansätze zur Behandlung, die von medikamentösen Therapien über Hypnosebehandlung, naturheilkundliche und alternativmedizinische Verfahren, Selbsthilfestrategien bis hin zur Psychotherapie reichen. Insgesamt ist zu der wichtigen Frage, ob und inwieweit Geschlechterunterschiede in der Effektivität einzelner Behandlungsansätze beim Reizdarmsyndrom existieren, noch wenig bekannt. Nur für medikamentöse Therapien zeigen Studien geschlechtsabhängige Unterschiede in der Effektivität einzelner Medikamente. Für die anderen, ebenso wichtigen Säulen der Behandlung besteht diesbezüglich noch erheblicher Forschungsbedarf.

Die Ätiologie und Pathogenese des Reizdarmsyndroms sind bisher nur unvollständig verstanden. Aktuell geht man auf der Basis des bio-psycho-sozialen Krankheitsmodells davon aus, dass nicht ein einzelner die Krankheit auslösender Faktor, sondern ein multifaktorielles Geschehen dem Reizdarmsyndrom zu Grunde liegt8. Demnach sind funktionelle gastrointestinale Symptome einem dysfunktionalen Zusammenspiel von biologischen Prädispositionen, physiologischen und psychosozialen Faktoren geschuldet. Dieses Zusammenspiel wird über die bidirektionale Kommunikation zwischen dem zentralen Nervensystem und dem enterischen Nervensystem (einem Geflecht aus Nervenzellen, das die Aktivität des Gastrointestinaltrakts steuert) gesteuert. Die Interaktion von zentralem und enterischem Nervensystem zeigt sich beispielsweise im Einfluss, den negative Emotionen wie Stress oder Angst auf die Darmmotorik aber auch die Sensorik von Reizen aus dem Darm nehmen können. Dies wird sowohl über periphere Mechanismen als auch über zentralnervöse Modulation vermittelt, wie zum Beispiel unsere Arbeiten mit bildgebenden Verfahren nahe legen^{6,7}.

Biologische Ebene

Eine wichtige pathophysiologische Rolle beim Reizdarmsyndrom spielt die so genannte viszerale Hyperalgesie. Charakteristisch ist eine erhöhte Empfindlichkeit gegenüber viszeralen Reizen, die sich auch in einer erniedrigten viszeralen Reizschwelle widerspiegelt. Betroffene können dadurch zum Beispiel eine mit der Verdauung einhergehende Dehnung des Darms bereits als sehr schmerzhaft empfinden. Ob geschlechtsabhängige Unterschiede in den Schmerzschwellen beim Reizdarmsyndrom bestehen, ist noch unklar. Bei Gesunden konnten wir keine Geschlechterunterschiede in den viszeralen Schmerzschwellen dokumentieren¹⁰, aber dies ist möglicherweise bei Betroffenen mit Reizdarmsyndrom anders. Während einzelne Studien niedrigere Schmerzschwellen bei Patientinnen berichten, finden andere Untersuchungen keine Hinweise auf Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Betroffenen. Als mögliche Ursache für geschlechterspezifische Unterschiede kommen - wie bereits weiter oben dargestellt – hormonelle Einflüsse in Frage. Während der Menstruation berichteten Reizdarmpatientinnen über eine niedrigere viszerale Schmerzschwelle bezeihungsweise eine erhöhte Wahrnehmung von viszeralen Schmerzen im Gegensatz zu männlichen Patienten. Dieser Unterschied zeigte sich nur während dieser Zyklusphase und wurde nicht bei Gesunden beobachtet. Auch geschlechtsspezifische Unterschiede in der Art und Schwere der Reizdarmsymptome (wie etwa das häufigere Auftreten abdomineller Schmerzen bei Patientinnen) werden im Zusammenhang mit Sexualhormonen gebracht.

Als weiterer Risikofaktor für das Reizdarmsyndrom wird eine genetische Prädisposition angenommen. Zwillingsstudien zeigten, dass bei eineiigen Zwillingen signifikant häufiger beide Geschwister ein Reizdarmsyndrom entwickeln als bei zweieiigen

Zwillingen. Allerdings lässt sich das Erkrankungsrisiko nicht ausschließlich über eine genetische Komponente erklären. Auch die frühkindliche familiäre Umwelt scheint einen großen Einfluss zu haben. So zeigte eine weitere Zwillingsstudie ein deutlich höheres Erkrankungsrisiko für Kinder, bei denen die Mutter beziehungsweise der Vater an einem Reizdarmsyndrom erkrankt war, im Vergleich zu Kindern, bei denen das zweieiige Geschwisterkind erkrankt war. Dies lässt darauf schließen, dass neben genetischen Einflüssen das frühkindliche Erlernen des elterlichen Krankheitsverhaltens beziehungsweise des grundsätzlichen Umgangs mit Erkrankungen bedeutsam ist. Geschlechtereffekte im Kontext genetischer Analysen zum Reizdarmsyndrom sind bislang nicht abschließend untersucht.

Ein weiterer, gut dokumentierter Auslöser für das Reizdarmsvndrom sind Darminfektionen mit Bakterien oder Amöben. In diesen Fällen spricht man von einem "postinfektiösen" Reizdarmsyndrom. Das Risiko, ein postinfektiöses Reizdarmsyndrom zu entwickeln, korreliert mit der Schwere der Symptome bei der Infektion. Interessanterweise wird das Risiko für eine Chronifizierung der viszeralen Symptomatik durch psychologische Einflussfaktoren wie Stressexposition, Depressivität und bestimmte Persönlichkeitseigenschaften offenbar erhöht. Weibliches Geschlecht ist hier wiederum ein Risikofaktor, denn Frauen erkranken häufiger an einem postinfektiösen Reizdarmsyndrom als Männer. Dies könnte überwiegend über die bereits erwähnte höhere Inzidenz affektiver Störungen und Stresssymptomatik bei Frauen erklärt werden. Tatsächlich wurde der Geschlechtereffekt in zwei unabhängigen Studien dann nicht signifikant, wenn als Kovariate das erhöhte Risiko von Frauen an psychischen Störungen zu erkranken mit einbezogen wurde. Eine dritte Studie konnte allerdings das Geschlecht auch mit Angst als Kovariate weiterhin als Risikofaktor finden. Auch hier besteht offenbar noch Forschungsbedarf, um möglicherweise unabhängige Einflüsse des biologischen Geschlechts von psychischen Veränderungen sowie der Geschlechterrolle trennen zu können.

Psychosoziale Ebene

Zu den Einfluss nehmenden psychosozialen Faktoren zählen insbesondere die Stressbelastung, die psychische Befindlichkeit, erlernte Bewältigungsmechanismen sowie sozialer Rückhalt. Die Persönlichkeit und das Verhalten jedes Menschen werden maßgeblich durch die Gene, Kindheitserfahrungen, Erfahrungen in der Pubertät sowie Umwelteinflüsse bestimmt. Die individuelle Stressresistenz beziehungsweise Vulnerabilität wiederum ist von der Persönlichkeit und den im Laufe des Lebens erlernten Bewältigungsstrategien abhängig. Grundsätzlich weisen Reizdarmpatientinnen und -patienten (unabhängig vom Geschlecht) eine erhöhte Stressvulnerabilität (bzw. niedrigere Resilienz) auf. Sie berichten zudem häufigere Alltagsstressoren und eine größere Belastung durch Stress auslösende Alltagssituationen. Häufig sind diese mit dem Beginn und der Schwere der gastrointestinalen Symptome assoziiert. Neben einer vermehrten Stressbelastung zeigte sich bei Betroffenen auch eine erhöhte Komorbidität mit psychologischen/ psychiatrischen Auffälligkeiten, insbesondere Angststörungen, Depression und Somatisierungsstörungen. Auf die Bedeutung von Symptomen der Angst, Depressivität sowie akuter Stressbelastung für die zentralnervöse Reizverarbeitung beim Reizdarmsyndrom wurde weiter oben bereits hingewiesen^{6,7}. Des Weiteren zeigen einzelne Studien einen Zusammenhang zwischen frühen traumatischen Lebensereignissen wie physischem oder psychischem Missbrauch und der Ausbildung einer Reizdarmsymptomatik. Auffällig ist, dass der bereits bei Gesunden erhöhte Anteil von Missbrauchserfahrungen bei

Frauen im Vergleich zu Männern bei Reizdarmpatientinnen und -patienten nochmals deutlicher ist. Da derartige traumatische Erlebnisse ein wesentlicher Risikofaktor für eine dauerhafte Erniedrigung der Stressschwelle sind, können diese einen geschlechterabhängigen Risikofaktor für das Reizdarmsyndrom darstellen.

Auffällig ist, dass in der zweiten bis vierten Lebensdekade gehäuft Neuerkrankungen des Reizdarmsyndroms zu beobachten ist, wobei Frauen wie oben erwähnt in westlichen Ländern zu jedem Zeitpunkt eine deutlich höhere Inzidenz aufweisen. Der Erkrankungsgipfel kann möglicherweise darauf zurückgeführt werden, dass diese Lebensdekaden normalerweise mit den größten Lebensveränderungen und somit mehr potenziellen Stressoren einhergehen. Unterschiede in der Stressbelastung, der Befindlichkeit, sowie das für Frauen erhöhte Risiko für Angsterkrankungen und Depression könnten einen Teil des erhöhten Risikos für das Reizdarmsyndrom bei Frauen erklären.

Summary

Sex differences in the prevalence of many types of chronic pain conditions including the functional gastrointestinal disorders such as the irritable bowel syndrome (IBS) are well-documented. Despite the clinical relevance of chronic pain conditions, the etiology and pathophysiology of sex differences in acute and chronic pain remain incompletely understood. This is due to the complexity of biological, psychological and social factors that contribute to and/or maintain chronic pain. At the same time, there has been a relative paucity of research specifically aimed at comparing males and females with respect to responses to various pain stimuli and/or pain treatments. This review summarizes current research on pain in the somatic and visceral pain fields, introduces

the bio-psychosocial pain model, and exemplifies the complexity of understanding sex differences in the context of pain using the example of our research group's main focus, i.e., irritable bowel syndrome. Together, this critical review aims to illustrate that a more complete understanding of sex and gender effects, in the context of somatic as well as visceral pain, is important to further elucidate the pathophysiology of chronic pain if better and more effective treatment options are to be found for the many debilitating conditions involving chronic pain.

Anmerkungen/Literatur

- 1) Hurley RW, Adams MCB. Sex, gender, and pain: an overview of a complex field. Anesthesia and Analgesia 2008;107(1):309–317.
 2) Kröner-Herwig B, Fretlöh J, Klinger R,
- Nilges P.: Schmerzpsychotherapie. Berlin: Springer-Verlag 2011.
- 3) Mogil JS, Chanda ML. The case for the inclusion of female subjects in basic science studies of Pain. Pain 2005;117:1–5.
- 4) Greenspan JD, Craft MC, LeResche L et al. Studying sex and gender differences in pain and analgesia: A consensus report. Pain 2007;132:S26–S45.
- 5) Chang L, Toner BB, Fukudo S, Guthrie E, Locke GR, Norton NJ, Sperber AD. Gender, age, society, culture, and the patient's perspective in the functional gastrointestinal disorders. Gastroenterology 2006;130, 1435–1446.
 6) Elsenbruch S, Rosenberger C, Enck P,
- Forsting M, Schedlowski M, Gizewski ER. Affective disturbances modulate the neural processing of visceral pain stimuli in irritable bowel syndrome: an fMRI study. Gut 2010;59(4):489–95.
- 7) Elsenbruch S, Rosenberger C, Bingel U, Forsting M, Schedlowski M. Gizewski ER. Altered emotional modulation of the neural response to visceral stimuli in irritable bowel syndrome. Gastroenterology 2010;139(4):1310–9.
- 8) Elsenbruch S. Abdominal pain in Irritable Bowel Syndrome: a review of putative psychological, neural and neuro-immune mechanisms. Brain Behavior and Immunity 2011;25(3):386– 94.
- 9) Elsenbruch S, Kotsis V, Benson S, Rosenberger C, Reidick D, Schedlowski M, Bingel U, Theysohn N, Forsting M, Gizewski ER. Neural Mechanisms Mediating Effects of Expectation in Visceral Placebo Analgesia: A fMRI Study in Healthy Placebo Responders and Non-Responders. Pain 2012;153(2):382–90. 10) Benson S, Kotsis V, Rosenberger C, Bingel U, Forsting M, Schedlowski M, Gizewski ER, Elsenbruch S. Behavioral and neural correlates

of visceral pain sensitivity in healthy males and females. European Journal of Pain. Article first published online: 19 DEC 2011 | DOI: 10.1002/j.1532-2149.2011.00027.x

Die Autorinnen und der Autor

Sigrid Elsenbruch begann im Jahr 1993 das Studium der Psychologie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Nach Abschluss des Vordiploms führte sie im Rahmen eines Stipendiums des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes (DAAD) ihr Studium in den U.S.A. an der University of Oklahoma Health Sciences Center fort. Im "Biological Psychology Ph.D. Program" erwarb sie den Master of Science (M.S.) und schloss im Jahr 2000 mit dem Doctor of Philosophy (Ph.D.) ab. Im Anschluss begann sie ihre Tätigkeit am Institut für Medizinische Psychologie und Verhaltensimmunbiologie des Universitätsklinikums Essen der Universität Duisburg-Essen. Nach einem Forschungsaufenthalt im Intestinal Disease Research Program der McMaster University in Kanada und der Habilitation für das Fach Medizinische Psychologie, übernahm sie von 2004 bis 2007 die kommissarische Leitung des Instituts. Im Jahr 2007 erhielt sie ein Heisenberg-Stipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft und wurde 2010 auf die Heisenberg-Professur für Experimentelle Psychobiologie am Institut für Medizinische Psychologie und Verhaltensimmunbiologie berufen. Ihre interdisziplinäre Arbeitsgruppe befasst sich inhaltlich mit den Interaktionen zwischen Verhalten, Befinden und körperlichen Prozessen, insbesondere im Kontext chronischer viszeraler Schmerzen. Aktueller Schwerpunkt dieser Arbeiten sind Untersuchungen mittels bildgebender Verfahren (funktionelle Magnetresonanztomographie, in Kooperation mit dem Institut für Diagnostische und Interventionelle Radiologie und Neuroradiologie am Universitätsklinikum Essen), mit dem Ziel, die zentralnervösen Mechanismen von Plazebo- und Lerneffekten im Kontext der viszeralen Schmerzverarbeitung zu analysieren. Sie ist Mitglied des Essener Kollegs für Geschlechterforschung.

Julia Schmid studierte Psychologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seit 2010 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Arbeitsgruppe von Professor Sigrid Elsenbruch am Institut für Medizinische Psychologie und Verhaltensimmunbiologie; im Zuge ihrer Promotion beschäftigt sie sich mit Erwartungs- und Lernprozessen im Kontext viszeraler Schmerzen.

Sven Benson studierte von 1997 bis 2003 Psychologie an der Universität Trier. Nach einer kurzen Tätigkeit an der Fernuniversität in Hagen arbeitet er seit 2004 am Institut für Medizinische Psychologie und Verhaltensimmunbiologie am Universitätsklinikum der Universität Duisburg-Essen. Dort promovierte er 2008 und arbeitet zurzeit als Postdoc in der Arbeitsgruppe für Experimentelle Psychobiologie.



Sibylle Plogstedt. Foto: Eva Hehemann

Für ihre Forschungsarbeit am Essener Kolleg für Geschlechterforschung erhielt Dr. Sibylle Plogstedt 2011 den einheitspreis der Bundeszentrale für politische Bildung. Die Arbeit erschien unter dem Titel: "Knastmauke – Das Schicksal von politischen Häftlingen der DDR nach der deutschen Wiedervereinigung."

Zeit heilt Wunden, aber keine Traumata

Der Genderblick auf die politischen DDR-Häftlinge Von Sibylle Plogstedt

Als ich meine Anträge für das Forschungsprojekt zum Schicksal der politischen Häftlingen der DDR stellte, war mir von der Häftlingshilfestiftung in Bonn erklärt worden: "Den ehemaligen politischen Häftlingen der DDR geht es schlecht. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern besteht darin,

dass es Frauen noch schlechter geht."
Es musste also ein genderspezifisches
Hafttrauma geben, das bei den
Frauen bis heute fortwirkte. Schon
die UN-Weltfrauenkonferenzen
hatten in den 1970ern bis in die
1990er Jahre den niedrigen Lebensstandard von Frauen unter anderem
auf ihre Traumatisierung durch

die häusliche und gesellschaftliche Gewalt zurückgeführt. Und nun sollten auch die politischen Häftlinge der DDR damit zu tun gehabt haben? Insofern war es logisch, dass ich das Menschenrechtsthema als ein Frauenthema am Essener Kolleg für Geschlechterforschung bei Prof. Dr. Doris Janshen ansiedelte. Die

Zeitraum	Anzahl politischer Gefangener	Anteil politischer Gefangener pro Jahre an der Gesamtzahl aller Häftlinge (Schätzung)			
1950–1955	ca. 11.000 bis 14.000	ca. 1/3			
1956–1964	ca. 6.000 bis 7.000	ca. 1/3 bis knapp 1/4			
1965–1969	7.570	ca. 1/3			
1970–1974	5.826	ca. 1/4			
1975–1979	4.200	ca. 1/4 bis 1/5			
1980–1984	4.448	ca. 1/5			
1985–1988	3.862	ca. 1/6			

(1) Geschätzte Zahl der politischen Häftlinge nach Jahr. Quelle: nach Müller/Stephan 1998, S. 25, zit. nach Knastmauke, S. 29

			Geschlecht		gesamt
			weiblich	männlich	
Nach der Haft konnte ich mich im normalen Leben wieder zurechtfinden	trifft zu	Anzahl	41	402	443
	trint zu	% von Geschlecht	54,7%	74,6%	72,1%
	trifft	Anzahl	34	137	171
	nicht zu	% von Geschlecht	45,3%	25,4%	27,9%
gesamt		Anzahl	75	539	614
		% von Geschlecht	100,0%	100,0%	100,0%

(2) Nach meiner Haft konnte ich mich im normalen Leben wieder zurechtfinden (nach Geschlecht).

Ouelle: Knastmauke, S. 387

Studie wurde gefördert durch die Hans-Böckler-Stiftung und die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Der qualitative Teil der Studie bestand aus 25 qualitativen, leitfadengestützten Interviews mit Häftlingen aus unterschiedlichen Haftjahrzehnten, die zwischen einer und zweieinhalb Stunden lang dauerten. Nie war klar, ob die Gespräche wirklich stattfinden konnten, da eine Reihe von Häftlingen nicht im Vorhinein wussten, ob sie dem Gespräch standhalten konnten oder ob sie durch ein Flashback ihren Erinnerungen aus der Haft vollends ausgeliefert sein würden. Einige der Befragten hatten vor dem Gespräch Beruhigungsmittel genommen. Fast alle Gespräche fanden in den Wohnungen der Betroffenen statt, die aufgrund der Haftentschädigungen durchweg neu eingerichtet waren. Ein Gespräch fand in der Wohnung der Partnerin statt, eines in einem Hotel, da die Befragte in familiären Bezügen lebte, die zu nahe an der alten Nomenklatura angesiedelt waren.

Im quantitativen Teil der Befragung wurden 1.000 Fragebögen über die Häftlingshilfestiftung mit ihrer normalen Antragspost verschickt – zu einer Zeit, in der es die Häftlingsrente noch nicht gab und die Unterstützung über die Stiftung für ehemalige politische Häftlinge lief. Weitere 8.500 Fragebögen wurden Ende 2007 über die Berliner Gefangenenzeitschrift "Der Stacheldraht" versandt. Insgesamt kamen 802

Fragebögen zurück. Der Rücklauf betrug 8,44 Prozent. Nicht immer waren alle Fragen beantwortet. Ein Teil der ehemaligen Häftlinge verfügte nicht mehr über die Fähigkeit, sich lange genug auf den mehrseitigen Fragebogen zu konzentrieren.

Beachtlich war, dass fast alle ehemaligen Häftlinge die sie betreffenden Texte mit ihren Klarnamen zeichneten. Es war ihnen wichtig, zu zeigen, was politische Haft bedeutet.

Meine Thesen und Ergebnisse dazu:

- Zu Beginn der 1970er Jahre wandelte sich die Art der Behandlung von politischen Häftlingen.
- Die Erkrankungen der Häftlinge in den 1950er Jahren unterscheiden sich von denen der 1980er Jahre.
- Die Art der Erkrankung hängt ab von den Methoden der politischen Haft.
- Männer und Frauen reagieren unterschiedlich auf Folter.
- Bei physischer Folter kennen die Häftlinge ihren Beginn und ihr Ende. Und sie wissen, dass sie gefoltert wurden.
- Psychische Folter ist schwer zu identifizieren. Bei psychischer Folter, die mit Inszenierungen arbeitet, wissen Gefangene oft nicht, womit sie es zu tun hatten.
- Frauen reagieren heftiger auf psychische Folter.
- Politische Haft führt zu physischen und zu psychischen Erkrankungen.

Die genaue Anzahl der politischen Häftlinge der DDR wird laut Falko Werkentin, dem Berliner Landesbeauftragten für die Unterlagen der Staatssicherheit, in den vierzig Jahren der Existenz der DDR von 1949 bis 1989 auf 200.000 bis 250.000 geschätzt. Nicht mitgezählt sind die frühen Gefangenen, die in die Sowjetunion gebracht wurden und dort in Speziallager kamen. Von ihnen gelten nach Angaben des Suchdienstes des Deutschen Roten Kreuzes bis heute allein 160.000 Zivilisten als vermisst.

Der Anteil der weiblichen Häftlinge, die angaben, dass sie sich nach der Haft im normalen Leben nicht mehr zurechtfinden konnten, lag mit 45,3 Prozent signifikant höher als die 25,4 Prozent Männer mit Orientierungsproblemen. Der hohe Anteil der Frauen legt den geschlechtsspezifischen Faktor nahe.

Auch die manifesten psychischen Folgen der Haft zeigten das. So war der Anteil derer, die angaben, dass sie nach ihrer Gefängniszeit oft oder immer Platzangst hatten, bei den Frauen mit fast 56 Prozent signifikant höher als bei den Männern, die das "oft" oder "immer" mit etwas mehr als 32 Prozent als Symptom nannten. Unter denen, die ich in dem qualitativen Teil der Studie persönlich interviewt habe, erzählten eine ganze Reihe, dass sie nicht mehr mit der Bahn fahren konnten und lange Strecken in der Stadt zu Fuß zurücklegen mussten.

Ein Beispiel: Angelika Hartmann hatte versucht, einen Psychologen zu konsultieren. Der fragte sie intensiv nach den Haftbedingungen. Innerlich war sie also ganz dicht bei ihrem Gefängnisleben. Da ging es um die

Dunkelzelle, in der "das Wasser aber ganz hochstand. Dazu ging das Licht immer aus und an. Davon habe ich auch Platzangst bekommen." Auf dem Rückweg hatte sie ein Erlebnis. "Die U-Bahn blieb mitten auf der Strecke stehen. Und das Licht ging aus. Ich habe gedacht, ich sterbe. Seitdem habe ich Angst, U-Bahn oder Fahrstuhl zu fahren, weil ich immer denke, ich bleibe stehen, es wird duster und ich bin wieder eingesperrt. Und weil es so voll war in der Bahn und die Leute herumgelaufen sind, habe ich an meiner Haut irgendetwas gespürt. Ich dachte, ich sterbe."1 Das waren kleine Hunde. Aber in der Wirklichkeit der ehemaligen Gefangenen waren das die Ratten von damals. Seither kann sie in keine U-Bahn mehr einsteigen.

Auch Thomas Reschke geht es nicht viel anders. "Wenn ich einen Termin habe, kann es sein, dass ich in letzter Minute absage, weil ich in keinen Bus und in keine Bahn komme."² Er geht weite Strecken zu Fuß, weil er fürchtet, im Bus plötzlich die Notbremse ziehen zu müssen, wenn die Angst über ihn kommt.

In Osteuropa – auch in der DDR – ist in den 1970er Jahren die Folter umgestellt worden von physischer auf die psychische Folter. Alle befragten Häftlinge wussten, was psychische Folter bedeutet. Die Auswertung der Daten zeigte, dass es im Vergleich der Geschlechter zu unterschiedlichen Ausprägungen der Langzeitfolgen kam. Die Krankheit brach häufig erst nach der Vereinigung beider Deutschlands aus.

Deutlich wurde das beim Thema Suizid. Mathias Tordinic: "Wie viele Suizidversuche ich insgesamt gemacht habe, darüber würde ich am liebsten gar nicht nachdenken. Vier oder fünf sind es bestimmt. Ich habe für mich eine Betreuung beantragt. Ich habe mir davon Unterstützung erwartet, aber eigentlich ist genau das Gegenteil eingetroffen."3 Tordinic stand schon auf dem Tower in Jena, um sich hinunterzustürzen. Ein öffentlicher Protest. die örtliche Presse berichtete davon. Er hatte mit Flugblättern dagegen protestiert, dass das DDR-Unrecht nicht genügend aufgearbeitet würde. Das Ordnungsamt hat ihn daraufhin unter Androhung von Polizeigewalt vertrieben. Mathias Tordinic: "Am Tag darauf bin ich auf den Jenaer Turm gestiegen. Ich habe keinen anderen Ausweg mehr gesehen. Ich habe mich da oben an den Rand gesetzt. Eigentlich hatte ich mir fest vorgenommen, runterzuspringen. Dann kamen aber die Polizei und eine Ärztin, die auf mich eingeredet haben. Ich kann mich nicht mehr so richtig erinnern, weil ich total zu gewesen bin. Nach drei Stunden habe ich fürchterlich angefangen zu weinen. Da ist dieser ganze Druck

auf einmal rausgekommen. Das ist ein Stück Erleichterung gewesen."⁴

Die Frauen hielten ihren Selbstmordversuch meist geheim. Sie erzählten es, aber ihre Angehörigen sollten es nie erfahren. Bei einigen musste ich die entsprechenden Teile im Text wieder streichen. Thomas Reschke: "Selbstmordgedanken waren auch manchmal da. Ich möchte die Frage aber nicht beantworten. Das möchte ich mit mir ausmachen. Das würde nicht einmal mein Arzt erfahren."⁵

An der Häufigkeit, mit der ehemalige politische Häftlinge von Selbsttötungsgedanken gequält werden, zeigen sich die Unterschiede zwischen den Haftzeiten und den Haftmethoden. So waren von den Inhaftierten der 1950er Jahre 16 Prozent der Männer und 5,5 Prozent der Frauen "oft" oder "immer" von Suizidphantasien betroffen. "Hin und wieder" traf es immer noch 15,5 Prozent der Männer und 7,7 Prozent der Frauen. Hier sind vor allem Männer suizidgefährdet.

Der Unterschied zwischen den frühen Haftzeiten und den späteren lag in der Art der Behandlung der Häftlinge. In den 1950er Jahren dauerte die Haft sehr viel länger, und es dominierte die physische Folter. Bei der physischen Folter erkennt ein Häftling den Anfang und das Ende der Strafe. Ferner gab es eine Solidarität unter den Gefangenen.

Haftzeit vor 1950

nesamt

			Geschlech		gesamt
			weiblich		
	nie	Anzahl	15	157	172
		% von Geschlecht	19,0%	35,8%	33,2%
	selten	Anzahl	3	66	69
		% von Geschlecht	3,8%	15,0%	13,3%
Platzangst	hin und wieder	Anzahl	13	70	83
		% von Geschlecht	16,5%	15,9%	16,0%
	oft	Anzahl	20	76	96
		% von Geschlecht	25,3%	17,3%	18,5%
	immer	Anzahl	28	70	98
		% von Geschlecht	35,4%	15,9%	18,9%
gesamt		Anzahl	79	439	518
		% von Geschlecht	100,0%	100,0%	100,0%

			THATECAL FOR 1000		gcount	
			trifft zu	trifft nicht zu		
	nie	Anzahl	173	192	265	
		% von Haftz. vor 1950	80,2%	49,5%	55,3%	
	selten	Anzahl	6	72	78	
		% von Haftz. vor 1950	6,6%	18,6%	16,3%	
Selbstmordgedanken	hin und wieder	Anzahl	7	60	67	
oonson agousmon		% von Haftz. vor 1950	7,7%	15,5%	14,0%	
	oft	Anzahl	4	42	46	
		% von Haftz. vor 1950	4,4%	10,8%	9,6%	
	immer	Anzahl	1	22	23	
		% von Haftz. vor 1950	1,1%	5,7%	4,8%	
		Anzahl	91	388	479	
gesamt		% von Haftz. vor 1950	100,0%	100,0%	100,0%	

⁽³⁾ Platzangst als psychische Haftfolge (nach Geschlecht). Quelle: Knastmauke, S. 374

(4) Selbstmordgedanken aufgrund einer Haftzeit vor 1950. Quelle: Knastmauke, S. 381

Die Gegner waren durchweg die Aufseher und Vernehmer. Das hatte zur Folge, dass die Gefangenen der Zeit vor 1970 in der Regel unbeschädigter aus der Haft kamen. Sie sind wehrhafter, aber auch häufiger bereit, sich rechten politischen Organisationen anzuschließen.

Während Experten merkwürdigerweise unsicher darüber sind, ob es die psychische Folter überhaupt gab⁶, äußern sich die Häftlinge selbst sehr entschieden über die Existenz psychischer Tortur, durchweg im Tenor: "Psychische Folter habe ich erlebt."⁷

Angelika Hartmann – in Haft zwischen 1960 und 1969 – dazu: "An psychische Folter kann ich mich wohl erinnern. Schon mit ansehen zu müssen, wie andere sich umbrachten und mit der Schnur vom Bügeleisen an der Decke aufhängten. In einem Raum mit 50

In den 1980er Jahren war der Anteil der suizidalen Frauen plötzlich auf mehr als 21 Prozent angewachsen. Weitere 15 Prozent der inhaftierten Frauen spürten "oft" oder "immer" diese Gefährdung. Bei den Männern lag der Anteil der Suizidalen in der Gruppe derer, die das "hin und wieder" spürten, bei etwas mehr als 12 Prozent und damit deutlich unter dem Grad der Betroffenheit der Frauen. Die Männer, die sich "immer" beziehungsweise "oft" damit herumquälten, waren ähnlich viele wie in den 1950er Jahren. Anders bei den Frauen. Da ergab sich plötzlich eine ganze neue Gewichtung im Geschlechterverhältnis. "Immer" hatten plötzlich 8,5 Prozent der Frauen Selbstmordgedanken. Bei den Männern waren es 3,9 Prozent. Und fasst man die beiden Kategorien "immer" und "oft" zusammen, liegen Männer und Frauen dicht beieinan-

			Haftzeit vor 1989		gesamt
			trifft zu	trifft nicht zu	
	nie	Anzahl	46	219	265
		% von Haftz. vor 1989	48,9%	56,9%	55,3%
	selten	Anzahl	14	64	78
		% von Haftz. vor 1989	14,9%	16,6%	16,3%
Selbstmordgedanken	hin und wieder	Anzahl	20	47	67
Seibstillorugedanken		% von Haftz. vor 1989	21,3%	12,2%	14,0%
	oft	Anzahl	6	40	46
		% von Haftz. vor 1989	6,4%	10,4%	9,6%
	immer	Anzahl	8	15	23
		% von Haftz. vor 1989	8,5%	3,9%	4,8%
		Anzahl	94	385	479
gesamt		% von Haftz. vor 1989	100,0%	100,0%	100,0%

(5) Selbstmordgedanken aufgrund einer Haftzeit zwischen 1980 und 1989. Quelle: Knastmauke, S. 381

Personen kann niemand weggucken."8

Marion H. saß in den 1970er Jahren: "Ich habe das Gefühl gehabt, dass sie uns absichtlich erniedrigen und uns wie Dreck behandeln, um zu zeigen, dass wir nichts wert sind. Lebensgefahr? So weit wären die bestimmt nicht gegangen. Aber immer Schikane."

Die Intensität der psychischen Folter bewirkte nach 1970 eine wachsende Rate von Selbstmordopfern. der. Das war in den 1950er Jahren anders gewesen.

Was die ehemaligen politischen Häftlinge umtreibt, sind die Erfahrungen, die sie während ihrer Gefängniszeit machen mussten. Das reicht von der Wasser- oder der Dunkelzelle, der Einzelhaft bis zur Willkür von Mitgefangenen, Zellenspitzeln, physische Misshandlungen, Schikanen durch Wärter und war immer verbunden mit einem immensen Gefühl von Ohnmacht. Sexuelle Übergriffe haben 11,6 Prozent der Insassinnen erlebt und Vergewaltigungen 5,6 Prozent. Bei Männern waren es 3,6 Prozent, die Übergriffe aushielten, und 1,3 Prozent, die vergewaltigt wurden.

Übergriffe gab es schon im Prozedere der Einlieferung. Da musste man sich "splitternackt ausziehen, musste eine Grätsche über einem Spiegel und eine Kniebeuge machen. Auf der einen Seite standen die Frauen, auf der anderen die Männer. Habe ich nicht gemacht. Da mussten wir zum Frauenarzt, egal ob wir wollten oder nicht."¹⁰ Dort wurden die eingelieferten Frauen dann abgetastet.

Thomas Reschke dazu: "Ich konnte eine ganze Weile nicht in den Spiegel gucken. Ich habe mich vor mir selbst geekelt. Das hat mit der Vergewaltigung zu tun, sagten die Ärzte und mein Therapeut. In der Kur habe ich andere Vergewaltigungsopfer kennengelernt. Durch die Gespräche ist mir klar geworden, warum ich so einen Ekel in mir verspüre. Auslöser können Gerüche sein, Geräusche oder Uniformen. Manche Räume sind unbewusst für die Erinnerung freigehalten. Mein Sauberkeitsbedürfnis ist nach der Haft stärker geworden. Selbst nach schlimmen Träumen muss ich mich duschen, um den Ekel wieder loszuwerden."11

Dass die Gefühle und der Wunsch nach Sexualität dabei auf der Strecke bleiben können, ist verständlich. Reschkes Ehe ging deshalb auseinander. Die Trennung, in die er einwilligte, als es zwischen ihm und seiner Frau nicht mehr weiterging, war für ihn ein weiteres Trauma. Eine Folge sind Selbstverletzungen, die er sich bis heute zufügt. Thomas Reschke: "Nach einem Traum habe ich schon auf dem Bettrand gesessen und mit der Hand auf den Kopf geschlagen. Frei nach dem Motto: Verflixtes Gehirn und Unterbewusstsein, hört auf mich fertig zu machen. In meiner Wohnung gibt es eine Stelle an der Wand, wo schon mal Blutflecken waren, weil ich nach

einem schlimmen Traum gegen diese Wand geschlagen bin, um den Schmerz und die Erinnerung loszuwerden."¹²

Zeit heilt Wunden, aber keine Traumata. Die wirkten nach dem Systemwechsel, als es endlich keine Stasi mehr gab, sogar verstärkt weiter. Die Frage, ob die Inhaftierten nach 1989 innerlich mit ihnen lag, schuf Raum für die inneren Verletzungen. Der Stress, sich im Leben zurechtzufinden, hinderte die Mehrzahl der ehemaligen Häftlinge am beruflichen Erfolg – manchmal selbst dann, wenn sie Arbeit hatten.

Auffallend ist, dass die Frauen nach der Haft auf Dauer stärker belastet waren. 87 Prozent der Frauen gaben das, wie oben erwähnt,

			Geschlecht		gesamt	
			weiblich			
	trifft zu	Anzahl	67	329	396	
Nach 1989 hat mich die Haft weiter belastet		% von Geschlecht	87,0%	68,3%	70,8%	
	trifft	Anzahl	10	153	163	
	nicht zu	% von Geschlecht	13,0%	31,7%	29,2%	
gesamt		Anzahl	77	482	559	
		% von Geschlecht	100,0%	100,0%	100,0%	

(6) Nach 1989 hat mich die Haft weiterhin belastet. Ouelle: Knastmauke, S. 406

ihrer Haft abschließen konnten, verneinten mehr als 78 Prozent der Frauen. Bei den Männern waren es mit gut 68 Prozent zwar weniger, aber immer noch zu viele. Die Belastung wuchs bei den Frauen nach 1989 sogar noch an. Ihr Anteil wuchs plötzlich auf 87 Prozent. Der Anteil der Männer blieb gleich bei 68 Prozent.

Der Grund? Die schlechte materielle Lage der Arbeitslosen machte alles noch komplizierter. Und die Tatsache, dass sie nicht arbeiten konnten. Keine Arbeitsplätze, zu viel Zeit, ein zu gering strukturierter Tag – so waren die ehemaligen Häftlinge sich und ihren Flashbacks ausgeliefert. Immer wieder schien die Erinnerung auf. Sie erlebten die Haft immer wieder neu. Wen wundert es da, wenn die Kraft nach der Wiedervereinigung nicht ausreichte, um mit dem alltäglichen Kampf fertig zu werden.

Arbeit ist Anerkennung. Arbeit strukturiert den Tag. Beides fehlte nach der Wiedervereinigung. Und es fehlte an Geld. Geld bedeutete plötzlich so viel mehr als zu Zeiten der DDR.

Das Faktum, dass der politische Druck der DDR nun nicht mehr auf an und 68,3 Prozent der Männer.

Thomas Reschke dazu: "An einer normalen Leistungsfähigkeit hindern mich massive Ängste und starke Schlafstörungen. Auch Rückenprobleme sind mir sehr bekannt, die habe ich nach der Haft bekommen. Herzprobleme, Angina Pectoris, dass es mir das Herz abdrückt, kenne ich. Gewichtsprobleme habe ich auch, genauso wie Magenbeschwerden, Schlafstörungen, depressive Verstimmungen, Angst vor Mitmenschen. Ich habe keine Kraft, mich mit Mitmenschen zu streiten. Erstens habe ich Angst, ihnen gegenüber ungerecht zu werden, Und zweitens habe ich auch Angst, mich mit den Leuten total zu zerstreiten. Wenn es mir schlecht geht, mache ich die Vorhänge zu und ziehe mich total zurück. Wenn ich lange nicht schlafen konnte, habe ich mir von meiner Ärztin Tabletten geben lassen, sodass ich mal 14, 15 Stunden durchschlafen konnte."13 Mathias Tordinic nimmt normalerweise gar keine Tabletten. Aber viele der ehemaligen politischen Häftlinge brauchen Beruhigungsmittel, Schlafmittel oder Antidepressiva. Viele sind abhängig geworden von Tabletten und Alkohol. Letzterer sollte

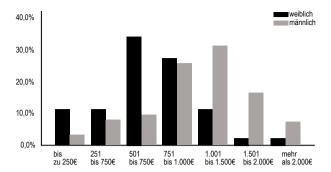
dabei helfen, die "ganz normalen" Ängste und Kontaktbarrieren von Häftlingen abzubauen.

Wer so angstgeschüttelt lebt, kann dem Berufsleben nicht standhalten. Garderobiere, Klofrau - nach der Haftentlassung sind das bei den Frauen keine ungewöhnlichen Berufe. Die Haft ist eine Entwertung der eigenen Person. Ein Job in einem Kindergarten? Bei einer der Frauen scheiterte er daran, dass sie für den 1-Euro-Job etwas zu viel verdiente. Sie war verzweifelt. Am Ende setzte sie sich in die Fußgängerzone mit einem Schild: "Wer gibt mir einen Job." "Mein Leben -Keller Untergeschoss"14, kennzeichnete Marion H. ihre soziale Lage.

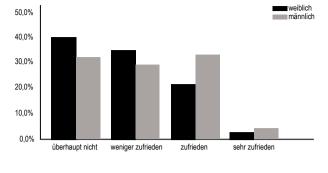
Das Einkommen der Frauen, das im Normalfall um die 23 Prozent niedriger liegt als das von Männern, reicht kaum aus, um den Alltag zu bewältigen. Von den Inhaftierten von einst verfügten 35 Prozent der Frauen über ein Einkommen, das monatlich unter 750 € liegt, weitere 30 Prozent der Frauen verdienen monatlich unter 1.000 €.

Bei den Männern ist das Einkommen zwar auch nicht unbedingt hoch, aber immerhin bekommen 30 Prozent von ihnen monatlich bis zu 1.500 €. Und 15 Prozent verdienen bis 2.000 €. Etwa 8 Prozent der Männer verdienten mehr als 2.000 €. Bei dem zunehmendem Alter der Zielgruppe bezieht sich das zum Teil schon auf die Höhe der Rente.

So etwas wie Zufriedenheit ist in den niedrigen Einkommensmargen rar. Überhaupt nicht zufrieden sind 40 Prozent der ehemals inhaftierten Frauen. Weniger zufrieden sind noch einmal fast 35 Prozent. Bei den Männern ist der Anteil mit jeweils um die 30 Prozent ebenfalls hoch. Bei ihnen gibt es aber 35 Prozent, die angeben, sie seien zufrieden. Bei den Frauen sind das nur etwas mehr als 20 Prozent. Von einer Zweidrittelgesellschaft sind die ehemaligen Häftlinge weit entfernt. Bei den Männern entstand eine Eindrittelgesellschaft und bei den Frauen ist







(8) Einkommenszufriedenheit. Quelle: Knastmauke, S. 393

es sogar nur eine Einfünftelgesellschaft.

Ein zusätzliches Problem für die Häftlinge ist die unzureichende Entschädigung. Nur bei einem Viertel der Häftlinge wurde ein Schaden anerkannt, deutlich zu wenig, wenn man diese Zahl mit denen über Trauma-Folgen vergleicht. Anerkannt werden am häufigsten Gesundheitsschäden. Aber diese bedeuten, dass die Häftlinge nur eine minimale zusätzliche Rente bekommen. Etwas mehr als 100 € gibt es im Monat für den Verlust von etwa einem Drittel der Arbeitsfähigkeit. Berufliche Schäden haben in den Anerkennungsverfahren fast keine Chance.

Die Häftlingsrente beträgt 250 € pro Monat. Bei den Opfern des Nationalsozialismus ist es dreimal so viel. Auch wenn die Leiden unter dem Nationalsozialismus häufig als schlimmer eingestuft werden, gibt es doch einen großen Teil von Häftlingen, die nicht einsehen, warum die Häftlinge des Sozialismus schlechter gestellt sind. Ihr Ziel ist es, die Opfer beider totalitärer Systeme gleich zu stellen.

Opfer haben Täteranteile. Das weiß die Würzburger Trauma-Therapeutin Michaela Huber, die in Thüringen und Sachsen als Gutachterin arbeitet und deshalb als Expertin in dieser Studie befragt wurde. Und da es in ihrer Klientel um aktive Gewaltverhältnisse gehen kann, arbeitet sie daran, bei den Opfern erst einmal die Täterschaft zu beenden und nicht zu warten, bis ein Opfer irgendwann einmal bereit ist, die eigene Täterschaft aufzuarbeiten. Vielleicht ist es so besehen kein Wunder, wenn ein Teil der Opfer des Stalinismus in der DDR die Seite gewechselt und sich politisch rechts orientiert hat, so wie einst die Opfer des Faschismus sich in den Dienst des DDR-Staats stellten und unbewusst darum kämpften, nicht noch einmal in die Opferposition zu geraten.

Summary

801 former prisoners of conscience in the GDR filled in a questionnaire which Sibylle Plogstedt had compiled at the Essen College of Gender Studies in 2007. At the same time, 25 qualitative interviews were conducted, mostly in the former prisoners' homes. The interest was to find out the former prisoners' quality of life 20 years after German reunification. The results showed that women who were imprisoned after 1970 suffered more from the psychological torture during their imprisonment than male prisoners. The consequence of theses traumas are stronger suicidal tendencies in women than in men, especially in those who went to prison after 1970. Many of them have difficulties

managing their everyday life. A long term consequence of traumas is a low income. This is true for women in particular. Among the former prisoners, 35 % of the women have a monthly income below 750 \in , additional 30 % of them have a monthly income below 1.000 \in . 30 % of the male former prisoners have a monthly income of up to 1.500 \in , 15 % earn up to 2000 \in per month. Only 8 % of the men is earning more than 2.000.

Die Autorin

Sibylle Plogstedt hat für ihr 2010 erschienenes Buch "Knastmauke - Das Schicksal von politischen Häftlingen der DDR nach der deutschen Wiedervereinigung" im Jahr 2011 den "einheitspreis - Bürgerpreis zur Deutschen Einheit" der Bundeszentrale für politische Bildung erhalten. Der Preis wurde zehn Jahre lang seit 2002 verliehen, um zu zeigen, was seit der deutschen Wiedervereinigung passiert ist. Und ob nach zwei Jahrzehnten "zusammen gewachsen (ist), was zusammengehört"? Mit dem "einheitspreis - Bürgerpreis zur Deutschen Einheit" hat die Bundeszentrale für politische Bildung seit 2002 insgesamt mehr als 60 Bürgerinnen und Bürger ausgezeichnet, die das Zusammenwachsen von Ost und West zu ihrer Sache gemacht haben. Im Jahr 2011 wurde der einheitspreis zum letzten Mal vergeben. Sibylle Plogstedt war selbst politischer Häftling in Prag von 1969 bis 1971 nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Pakts in die CSSR. Sie war 1976 Gründerin der Berliner Frauenzeitung "Courage" und gehörte bis zum Ende der Courage zu den Herausgeberinnen und Redakteurinnen. Sie gehörte 1976 zu den Initiatorinnen der Frauensommeruniversität in Berlin und ist Regisseurin für Dokumentarfilme und Autorin von Hörfunkbeiträgen und Sachbüchern.

Anmerkungen

Alle Statistiken, soweit nicht anders notiert: Sibylle Plogstedt: Knastmauke. Das Schicksal von politischen Häftlingen der DDR nach der deutschen Wiedervereinigung. Gießen 2010. Bei der Errechnung der Statistiken hat David Freydank am Lehrstuhl Prof. Dr. Doris Janshen, Universität Duisburg-Essen, hilfreich mitgewirkt.

- 1) Knastmauke, 147
- 2) Knastmauke, 271
- 3) Knastmauke, 284 f.
- 4) Knastmauke, 282
- 5) Knastmauke, 274
- 6) Vgl. Sonja Süß: Politisch missbraucht? Psychiatrie und Staatssicherheit in der DDR. Berlin 1998. Ihr Argument: Es seien dazu keine Dokumente gefunden worden.
- 7) Knastmauke, 223
- 8) Knastmauke, 147
- 9) Knastmauke, 237
- 10) Knastmauke, 237
- 11) Knastmauke, 269
- 12) Knastmauke, 271
- 13) Knastmauke, 283
- 14) Knastmauke, 232

Dieser Beitrag macht deutlich, dass die Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland seit Mitte der 1990er Jahre erheblich zugenommen hat und zugleich auch eine deutliche Ausdifferenzierung des Lohnspektrums nach unten erkennbar ist, von der Frauen besonders betroffen sind.

Hat Niedriglohn ein Geschlecht?

Niedrig- und Mindestlöhne aus der Gender-Perspektive Von Claudia Weinkopf

In Deutschland verdienen Frauen pro Arbeitsstunde im Durchschnitt rund 23 Prozent weniger als Männer. In kaum einem anderen EU-Staat ist der Gender Pay Gap so ausgeprägt. Die EU-Kommissarin für Justiz und Grundrechte, Viviane Reding, hat dies in einem Interview mit der Tageszeitung "Die WELT" im März 2010 als inakzeptabel bezeichnet. Sie betonte, dass "allein in Deutschland eine Beseitigung

der Lohnunterschiede zu einem Anstieg des Bruttoinlandsprodukts von rund 30 Prozent führen könnte. (...) Deutschland ist eines der wirtschaftlich am weitesten entwickelten Länder und sollte mit gutem Beispiel vorangehen, anstatt Nachzügler zu sein. Ich erwarte mehr Ambition und mehr Tatendrang. "1

Lohnunterschiede zwischen Männern und Frauen bestehen auf allen Qualifikationsstufen und Hierarchieebenen – von der Hilfs- bis zur Führungskraft. Vorliegende Studien zu den Ursachen und Hintergründen des Lohndifferentials verweisen darauf, dass sich nur ein Teil auf Unterschiede in den beobachtbaren individuellen und beruflichen Merkmalen der Beschäftigten zurückführen lässt. "Der Rest beruht auf nicht beobachteten Faktoren. Hierzu gehören mit großer Wahrscheinlichkeit auch diskrimi-



Claudia Weinkopf. Foto: Max Greve

nierend wirkende Mechanismen auf dem Arbeitsmarkt, die für Frauen zu Abschlägen beim Verdienst führen."²

In diesem Beitrag wird mit dem Niedriglohnsektor ein Teilbereich des Arbeitsmarktes in den Blick genommen, der sich in den letzten Jahren in Deutschland besonders dynamisch entwickelt hat. Es wird gezeigt, dass die Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland seit Mitte der 1990er Jahre erheblich zugenommen hat und zugleich auch eine deutliche Ausdifferenzierung des Lohnspektrums nach unten erkennbar ist, von der Frauen besonders betroffen sind. Dies dürfte auch maßgeblich dazu beigetragen haben, dass sich die erheblichen Unterschiede zwischen Männer- und Frauenlöhnen in den letzten Jahren nicht verringert haben.

Die Zunahme der Niedriglohnbeschäftigung ist auf eine Reihe von Faktoren zurückzuführen: die Wachstumsschwäche und anhaltende Massenarbeitslosigkeit, die sinkende Bindungskraft von Tarifverträgen, das zunehmende Outsourcing von Tätigkeiten in Bereiche mit niedrigeren Tariflöhnen oder ohne jegliche Tarifbindung, geringe Steigerungen oder sogar Absenkungen des tariflichen Lohnniveaus (z.B. durch Kürzung oder Streichung von Sonderzahlungen, eine Verlängerung der Wochenarbeitszeit oder die Einführung neuer Niedriglohngruppen).3 Darüber hinaus hat auch die Ausweitung bestimmter Beschäftigungsformen wie Zeitarbeit und Minijobs die Zunahme von Niedriglöhnen gefördert. Bei Minijobs werden von Arbeitgebern offenbar häufig Lohnabschläge vorgenommen sowie den geringfügig Beschäftigten sonstige Rechte vorenthalten (z.B. bezahlter Urlaub. Lohnfortzahlung im Krankheitsfall).4

In diesem Beitrag wird die These vertreten, dass die Einführung eines gesetzlichen Mindestlohnes in Deutschland eine wichtige Maß-

nahme wäre, um mehr Dynamik in Richtung einer Verringerung des Gender Pay Gaps auszulösen. Ruberv und Grimshaw führen hierzu aus: "A statutory minimum wage can provide an important counterweight to the gendered effects of institutions on the supply and demand sides of the labour market that produce and sustain gender inequities in pay and employment."5 Sie kritisieren in diesem Kontext auch den ökonomischen Mainstream, der nach wie vor davon ausgehe, dass Mindestlöhne die Funktionsfähigkeit des Arbeitsmarktes stören, obwohl zunehmend empirische Evidenz dafür vorliege, dass Arbeitsmärkte ohne Regulierung nicht effizient funktionieren. Nach Branchen unterschiedliche Formen des "rent sharing", eine begrenzte Mobilität der Beschäftigten und spezifische Arbeitgeberstrategien führten in der Praxis dazu, dass die Lohnfindung in der Praxis komplexer sei als in der arbeitsmarktökonomischen Theorie, nach der Beschäftigte mit vergleichbarer Qualifikation und in vergleichbaren Tätigkeiten den gleichen Lohn erhalten. Aus der Gender-Perspektive sei diesbezüglich vor allem von Belang, dass Frauen mit höherer Wahrscheinlichkeit in Branchen tätig sind, in denen Arbeitgeber geringere Löhne zahlen, sie aufgrund von familiären Verpflichtungen weniger mobil sind und aufgrund dessen anfälliger seien für eine monopsonistische Marktmacht der Arbeitgeber. Damit ist gemeint, dass Arbeitgeber in bestimmten Situationen Löhne unterhalb des "Gleichgewichtslohns" bezahlen können, ohne Gefahr zu laufen. Arbeitskräfte zu verlieren.

Im Folgenden werden zunächst die Entwicklung des Niedriglohnsektors und die Struktur der Niedriglohnbeschäftigten in Deutschland in den Blick genommen. Als Niedriglöhne gelten nach einer Definition der OECD Stundenlöhne von unter zwei Drittel des Medianlohnes – also des mittleren Stundenlohnes von abhängig Beschäftigten. Da es sich hierbei um ein relatives Maß handelt, dass sich auf das jeweilige nationale Lohnniveau bezieht, sind auf dieser Basis auch Ländervergleiche möglich. Weiterhin wird gezeigt, dass es in Deutschland eine beispiellose Ausdifferenzierung des Lohnspektrums nach unten gibt, von der Frauen in besonderem Maße betroffen sind. Darüber hinaus werden die potenziellen Effekte eines gesetzlichen Mindestlohnes aus der Gender-Perspektive reflektiert und aufgezeigt, welche weiteren Maßnahmen einen zusätzlichen Beitrag für mehr Geschlechtergerechtigkeit auf dem deutschen Arbeitsmarkt leisten könnten.

Entwicklung des Umfangs der Niedriglohnbeschäftigung

Bei unseren Analysen, die mit dem sozio-ökonomischen Panel durchgeführt wurden, wurden die Niedriglohnschwellen für Ostund Westdeutschland differenziert berechnet. Es wurden bestimmte Kategorien von Beschäftigten, für die sich Stundenlöhne nicht sinnvoll ermitteln lassen oder für die spezielle Entlohnungsregelungen gelten, aus der Analyse ausgeklammert.6 Einbezogen wurden demgegenüber Schülerinnen und Schüler, Studierende sowie Rentnerinnen und Rentner. Obwohl diese Gruppen üblicherweise nur einer Nebenbeschäftigung nachgehen, spricht hierfür, dass auch sie bei Einführung eines gesetzlichen Mindestlohns Anspruch darauf hätten, mindestens diesen Stundenlohn zu erhalten.

Wegen der nach wie vor erheblichen Lohnunterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland stellt sich für Deutschland grundsätzlich die Frage, ob man zwei getrennte oder eine bundeseinheitliche Niedriglohnschwelle verwendet. Die Gegenüberstellung der Ergebnisse macht deutlich, dass die Werte für Gesamtdeutschland relativ nah beieinander liegen, es aber bezogen auf das Ausmaß der Niedriglohn-

		Getrennte Niedriglohnschwellen für Ost und West	Bundeseinheitliche Niedriglohnschwellen	
Niedriglohnschwelle (brutto pro Stunde)		9,54 € (West) 7,04 € (Ost)	9,15€	
Niedriglohnanteil	Westdeutschland	23,0%	19,9%	
	Ostdeutschland	22,6%	39,1%	
	Deutschland	22,9%	23,1%	
Zahi dan Niaduiniaha	Westdeutschland	6,57	5,69	
Zahl der Niedriglohn- beziehenden absolut (in Millionen)	Ostdeutschland	1,28	2,21	
	Deutschland	7,84	7,92	

(1) Niedriglohnanteil (brutto pro Stunde) und Anteil sowie Zahl der Niedriglohnbeschäftigten (2010, alle abhängige Beschäftigten inklusive Schülerinnen und Schüler, Studierende sowie Rentnerinnen und Rentner).

Quelle: SOEP 2010, IAQ-Berechnungen (Thorsten Kalina)

beschäftigung in Ostdeutschland einen erheblichen Unterschied macht, welche Niedriglohnschwelle zugrunde gelegt wird (Tab. 1).

Abbildung (2) gibt einen Überblick über die zeitliche Entwicklung des Anteils der Niedriglohnbeschäftigten an allen abhängig Beschäftigten zwischen 1995 und 2010 für beide Arten von Niedriglohnschwellen, wobei die Unterschiede eher gering sind. Dabei zeigt sich, dass der Anteil der Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland zwischen 1995 und 2006 deutlich zugenommen hat und seitdem auf hohem Niveau stagniert. Im Bundesdurchschnitt arbeitete im Jahr 2010 fast jede(r) Vierte für einen Niedriglohn. Dies entspricht 8,9 Millionen Beschäftigten in Deutschland. Im Vergleich zu 1995 ist die Zahl der Niedriglohnbeschäftigten um fast 2,2 Millionen gestiegen, was einer Zunahme um mehr als 40 Prozent entspricht.

Struktur der Niedriglohnbeschäftigten

Grundsätzlich ist bei Analysen zur Struktur der Niedriglohnbeschäftigten zu unterscheiden, welche Personengruppen ein besonders hohes Risiko haben, für Niedriglöhne zu arbeiten, und wie sich der Niedriglohnsektor zusammensetzt. Dies wird häufig miteinander verwechselt, was nicht selten auch zu falschen Schlüssen führt. So wird zum Beispiel oft behauptet, Beschäftigte im Niedriglohnsektor seien meist gering qualifiziert. Richtig ist, dass Beschäftigte ohne abgeschlossene Berufsausbildung mit fast 38 Prozent (2010) ein überdurchschnittlich hohes Risiko haben, für einen Niedriglohn zu arbeiten. Falsch ist hingegen, dass vor allem gering Qualifizierte für Niedriglöhne arbeiten. Vielmehr hat nur knapp ein Fünftel der Niedriglohnbeziehenden in Deutschland keinen beruflichen Abschluss. Die große Mehrheit der Beschäftigten im Niedriglohnsektor hat demgegenüber eine Berufsausbildung absolviert oder verfügt sogar über einen akademischen Abschluss.

Tabelle (3) gibt für die Jahre 1995 und 2010 im Vergleich einen Überblick zu beiden Aspekten – der Betroffenheit von Niedriglöhnen nach Beschäftigtengruppen und zur Struktur der Niedriglohnbeschäftigten. Alle Angaben beziehen sich auf die Berechnungsergebnisse für eine bundeseinheitliche Niedriglohnschwelle. In den mittleren Spalten der Tabelle ist dargestellt, wie hoch der Anteil von Niedriglöhnen in der jeweiligen Gruppe ist. Die beiden rechten Spalten der Tabelle weisen demgegenüber aus, welchen Anteil die jeweilige Beschäftigtengruppe am gesamten Niedriglohnsektor hat. Hier wird

nochmals deutlich, dass ein hohes Niedriglohnrisiko von bestimmten Personengruppen nicht zwingend bedeutet, dass diese Gruppen im Niedriglohnsektor auch die Mehrheit stellen. Zum Beispiel hatten Ausländer und Ausländerinnen mit knapp 29 Prozent im Jahr 2010 zwar ein erheblich höheres Niedriglohnrisiko als Deutsche (22,6 %), mit 85,9 Prozent hatte aber die große Mehrheit der Niedriglohnbeziehenden die deutsche Staatsbürgerschaft. Ähnlich ist es bei den unter 25-Jährigen: Mehr als die Hälfte der Beschäftigten in dieser Gruppe arbeitete im Jahr 2010 für einen Niedriglohn (im Vergleich zu gut 39 % im Jahr 1995), aber ihr Anteil an allen Beschäftigten im Niedriglohnsektor hat sich mit 17,1 Prozent im Vergleich zu 1995 sogar etwas verringert. Dahinter steht, dass die Zahl der unter 25-Jährigen in der Bevölkerung deutlich gesunken ist.

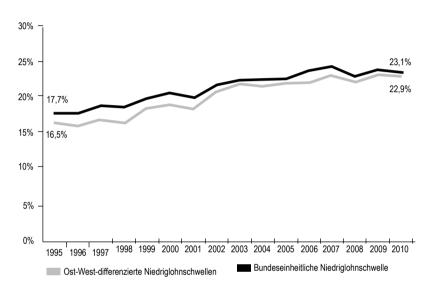
Bezogen auf die Geschlechterverteilung ist ein solcher Unterschied nicht festzustellen: Frauen sind von Niedriglöhnen stark überproportional betroffen und stellen auch die deutliche Mehrheit der Beschäftigten im Niedriglohnsektor: Fast jede dritte erwerbstätige Frau arbeitete im Jahr 2010 für einen Niedriglohn (Brutto-Stundenlohn von unter 9,15 €), während es bei den Männern nur knapp jeder Sechste war. Obwohl das Risiko von Männern, für einen Niedriglohn zu arbeiten, in den vergangenen Jahren deutlich gestiegen ist, hat dies bislang noch nicht zu spürbaren Veränderung der Geschlechterverteilung im Niedriglohnsektor geführt: Nach wie vor sind fast zwei Drittel der Niedriglohnbeschäftigten in Deutschland weiblich. Bezogen auf die insgesamt 7,9 Millionen Niedriglohnbeschäftigte im Jahr 2010 bedeutet dies, dass fast 4,5 Millionen Frauen für einen Niedriglohn arbeiteten.7

Aus der Gender-Perspektive sind auch die Verschiebungen zwischen den Beschäftigungsformen im Zeitverlauf von Interesse. Während im Jahr 1995 Vollzeitbeschäftigte mit einem Anteil von gut 58 Prozent noch die deutliche Mehrheit der Niedriglohnbeschäftigten stellten, ist ihr Anteil bis 2010 auf 42,5 Prozent gesunken. Entsprechend ist der Anteil von Teilzeitbeschäftigten und Minijobbern und -jobberinnen unter den von Niedriglöhnen Betroffenen auf über 57 Prozent gestiegen, obwohl ihr Anteil an allen Beschäftigten deutlich niedriger liegt. Besonders stark ist der Anteil der

Stundenlöhnen unterhalb der Niedriglohnschwelle betroffen.

Deutschland im internationalen Vergleich: Besonders starke Lohnspreizung und geringe Aufwärtsmobilität

Der Umfang der Niedriglohnbeschäftigung liegt in Deutschland auch im internationalen Vergleich auf einem hohen Niveau. In Frankreich war der Niedriglohnanteil im



(2) Anteil der Niedriglohnbeschäftigten unter abhängig Beschäftigten – differenzierte Niedriglohnschwellen für Ost- und Westdeutschland und bundeseinheitliche Niedriglohnschwelle im Vergleich, 1995–2010. Quelle: SOEP 2010, IAQ-Berechnungen (Thorsten Kalina)

Beschäftigten in Minijobs, bei denen Niedriglöhne fast die Regel sind, gewachsen. Er hat sich zwischen 1995 und 2010 von knapp einem Viertel auf fast 36 % erhöht, was vor allem auf die deutlich gestiegene Zahl der Minijobs zurückzuführen ist. Der Rückgang des Anteils von Vollzeitbeschäftigten im Niedriglohnsektor bedeutet allerdings nicht, dass diese im Jahr 2010 im geringeren Maße als 1995 von Niedriglöhnen betroffen waren. Vielmehr ist das Niedriglohnrisiko in allen Beschäftigungsformen zumindest leicht gestiegen. Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass Minijobs sehr häufig mit niedriger Bezahlung einhergehen: Mehr als 71 Prozent der geringfügig Beschäftigten sind von

Jahr 2005 mit gut 11 Prozent zum Beispiel nur etwa halb so hoch wie in Deutschland; in Dänemark war noch nicht einmal jede(r) zehnte Beschäftigte von Niedriglöhnen betroffen (8,5 %).8 Aber selbst Länder mit ähnlich hohen Niedriglohnanteil wie etwa Großbritannien (2005: 21,7 %) unterscheiden sich hinsichtlich der Lohnverteilung im Niedriglohnsektor deutlich von Deutschland, weil durch einen gesetzlichen Mindestlohn eine verbindliche Lohnuntergrenze verankert ist, die legal nicht unterschritten werden darf.

In Deutschland sind der Ausdifferenzierung der Löhne nach unten hingegen bislang kaum Grenzen gesetzt, und diese Regelungslücke

wird offenbar von vielen Arbeitgebern in der Praxis auch genutzt. So liegen durchschnittlichen Stundenlöhne im Niedriglohnsektor weit unter den Niedriglohnschwellen. Im Jahr 2010 verdienten Niedriglohnbeschäftigte im Durchschnitt pro Stunde nur 6,68 € in West- und 6,52 € in Ostdeutschland. Inflationsbereinigt lagen die durchschnittlichen Stundenlöhne im Niedriglohnsektor im Jahr 2010 zudem in beiden Landesteilen um ieweils gut 6 Prozent niedriger als noch 1995 (um fast 8 % in Ost- und um knapp 4 % in Westdeutschland).8 Die Kaufkraft der Niedriglohnbeschäftigten hat sich also deutlich verschlechtert.

Eine aktuelle Auswertung zur Verteilung der Stundenlöhne im Niedriglohnbereich nach Stundenlohnstufen verdeutlicht, dass im Jahr 2010 fast 1,4 Millionen Beschäftigte oder 4 Prozent aller Beschäftigten in Deutschland weniger als 5 € brutto pro Stunde verdienten (Tab. 4). Einen Stundenlohn von unter 7 € hatten mehr als 4,1 Millionen Beschäftigte (12 %). Die Differenzierung nach Geschlecht zeigt außerdem, dass Frauen nochmals deutlich häufiger als Männer von solchen sehr niedrigen Stundenlöhnen betroffen waren: Mehr als 15 Prozent der weiblichen Beschäftigten verdienten weniger als 7 € brutto pro Stunde (Männer: 9,1 %) und fast 5 Prozent sogar weniger als 5 € (Männer: 3,2 %). Wenn die gewerkschaftliche Forderung nach Einführung eines gesetzlichen Mindestlohns von 8,50 € pro Stunde umgesetzt würde, hätte insgesamt jede(r) fünfte Beschäftigte Anspruch auf eine Lohnerhöhung, bei den Frauen sogar jede Vierte (Männer: knapp 15 %).

Analysen zur so genannten Aufwärtsmobilität verweisen überdies darauf, dass sich auch die Chancen, aus dem Niedriglohnsektor in besser bezahlte Beschäftigung herauszukommen, in Deutschland in den vergangenen Jahren deutlich verschlechtert haben und damit

auch ungünstiger sind als in vielen anderen Ländern. Analysen für Deutschland haben zudem gezeigt, dass Frauen der Aufstieg aus gering bezahlter Beschäftigung deutlich seltener gelingt als Männern.¹⁰

Niedriglohnbeschäftigung von Frauen – nur ein Zuverdienst?

Frauen sind nicht nur von Niedrig- und Niedrigstlöhnen besonders stark betroffen, sondern bei ihnen kommen häufig auch noch kurze Arbeitszeiten hinzu, was ihre Chancen auf eine eigenständige Existenzsicherung zusätzlich beeinträchtigt: Von allen weiblichen Niedriglohnbeschäftigten sind fast zwei Drittel in sozialversicherungspflichtiger Teilzeit oder in einem Minijob tätig, während es bei den gering bezahlten Männern nur rund 20 Prozent sind.

Strittig ist, ob dies für oder gegen die Einführung eines gesetzlichen Mindestlohnes spricht: Sind Niedriglöhne bei Teilzeitarbeit kein Problem, weil es sich hierbei typischerweise um einen "Zuverdienst" handelt und die Betroffenen im Haushaltskontext abgesichert sind?11 Zutreffend ist, dass Niedriglohnbeschäftigung nicht automatisch zu Armut führt, weil im Haushaltskontext mehrere Einkommen zusammen kommen können, so dass das Haushaltseinkommen insgesamt über der Armutsschwelle liegt. Tatsächlich ist vor allem Arbeitslosigkeit beziehungsweise Nichterwerbstätigkeit die zentrale Ursache für Armut und nur zum Teil niedrige Erwerbseinkommen. Unzutreffend ist allerdings die Unterstellung, dass gering bezahlte Teilzeitbeschäftigte typischerweise anderweitig finanziell abgesichert sind.

Nach einer Analyse des Statistischen Bundesamtes geben zwei von drei Teilzeitbeschäftigten in Deutschland an, auf ihren Verdienst angewiesen zu sein, und in Ostdeutschland sind es sogar drei Viertel. ¹² Selbst von den Beschäftigten

Kategorie		Niedriglohnanteil in der jeweiligen Gruppe		Anteil im Niedriglohnsektor	
		1995	2010	1995	2010
	Ohne Berufsausbildung	27,0	37,9	24,0	19,4
Qualifikation ⁱ	Mit Berufsausbildung	16,9	23,5	65,4	70,1
	Universität/Fachhochschule	9,6	10,3	10,6	10,5
Geschlecht	Männer	12,1	17,7	40,5	38,7
Geschiedh	Frauen	25,8	28,7	59,5	61,3
	unter 25 Jahre	39,2	57,5	17,5	17,1
	25 – 34	16,6	23,1	26.9	20,8
Alter	35 – 44	13,9	18,0	20,9	19,5
	45 – 54	14,5	16,9	18,8	20,9
	55+	20,3	26,8	15,8	21,8
Nationalität	Deutsche	17,8	22,6	91,1	89,5
	Ausländer/innen	17,2	28,9	8,9	10,5
Dofriotung	Befristet	30,6	46,6	12,1	25,3
Befristung	Unbefristet	15,4	17,1	87,9	74,7
Arbeitszeitform	Vollzeit	13,3	14,5	58,3	42,5
	Sozialversicherungspflichtige Teilzeit	18,5	24,1	16,9	21,7
	Minijob	72,0	71,1	24,9	35,8
Gesamt (Deutschla	and)	17,7	23,1	100,0	100.0

¹ War keine Information zum Ausbildungsniveau verfügbar, wurde angenommen, dass diese Fälle anteilsproportional auf alle Ausbildungsniveaus verteilt sind. Vgl. zu dieser Vorgehensweise z.B. Reinberg/Schreyer 2003

(3) Niedriglohnanteil nach Beschäftigtengruppen und Anteil im Niedriglohnsektor (Deutschland, alle abhängig Beschäftigten, bundeseinheitliche Niedriglohnschwelle, in %) Quelle: SOEP 2010, IAQ-Berechnungen (Thorsten Kalina)

in Minijobs lebten im Jahr 2008 nur noch die Hälfte in einem Haushalt, dem auch jemand angehört, der in einem "Normalarbeitsverhältnis" (Vollzeit, unbefristet, keine Leiharbeit) tätig ist. Das Armutsrisiko von geringfügig Beschäftigten hat sich zwischen 1998 und 2008 von 13 Prozent auf gut 23 Prozent fast verdoppelt.13 Nicht zuletzt ist der Verweis auf die Absicherung im Haushaltskontext auch deswegen fragwürdig, weil diese Absicherung nicht dauerhaft stabil sein muss. Arbeitslosigkeit des Partners oder der Partnerin, Trennung oder Scheidung können die Situation rasch und nachhaltig ändern.14

Potenzielle Effekte eines gesetzlichen Mindestlohns

Über die Vermeidung von Armut trotz Erwerbstätigkeit hinaus besteht ein weiteres wichtiges Ziel eines gesetzlichen Mindestlohnes darin, Lohndumping zu unterbinden, das in Deutschland immer weiter um sich greift und die Finanzierungsgrundlagen des Sozialstaates zunehmend aushöhlt. Unternehmen in Deutschland können sich bislang darauf verlassen, dass der Staat bei niedrigen Löhnen die "Ausfallbürgschaft" übernimmt. Wenn der Bedarf im Haushaltskontext nicht über die eigenen Einkünfte gedeckt werden kann, besteht Anspruch auf ergänzendes Arbeitslosengeld II. Hiervon sind inzwischen knapp 1,4 Millionen Erwerbstätige betroffen und die jährlichen Kosten für solche "Aufstockungen" belaufen sich auf fast 11 Milliarden € pro Jahr.15 Als Ursachen für zu geringe Erwerbseinkommen kommen zwar grundsätzlich auch kurze Arbeitszeiten oder große Bedarfsgemeinschaften in Frage. Tatsächlich spielen aber einer Studie des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) zufolge auch sehr niedrige Löhne eine wichtige Rolle für die aufstockenden Leistungen. Knapp 30 Prozent der westdeutschen und knapp 40 Prozent der ostdeutschen Aufstockenden arbeiten für Stundenlöhne unter 5 € brutto.16

Trotzdem gibt es in Deutschland nach wie vor zahlreiche Stimmen, die vor der Einführung eines gesetzlichen Mindestlohnes warnen. Dies würde zu einem massiven Wegfall von Arbeitsplätzen führen und hiervon wären vor allem gering Qualifizierte, die besonders schlechte Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben, betroffen, warnten im März 2010 zum Beispiel die Präsidenten mehrerer Wirtschaftsforschungsinstitute in einem gemeinsamen Aufruf.¹⁷ Außer dortigen Mindestlohnes ein Abbau von bis zu 2 Millionen Arbeitsplätzen befürchtet¹⁹, aber tatsächlich konnten bis heute keine Beschäftigungsverluste festgestellt werden. Eine Studie von August 2011 konstatiert, dass die Wirkungen der Lohnuntergrenze auf den Arbeitsmarkt neutral bis positiv seien. Ten-

Stundenlohn (brutto)	Zahl der Beschäftigten (in Millionen)	In % der Beschäftigten	In % der männlichen Beschäftigten	In % der weiblichen Beschäftigten
unter 5 €	1,37	4,0	3,2	4,8
unter 6 €	2,54	7,4	6,1	8,8
unter 7 €	4,12	12,0	9,1	15,0
unter 8 €	5,73	16,7	12,6	21,0
unter 8,50 €	6,81	19,9	14,8	25,1
≥ 8,50 €	27,45	80,1	85,2	74,9
Gesamt	34,26	100	100	100

(4) Zahl und Anteil der Beschäftigten nach Stundenlohnstufen, insgesamt und nach Geschlecht differenziert, 2010. Quelle: SOEP 2010, IAQ-Berechnungen (Thorsten Kalina)

Acht gelassen wird hierbei, dass wie bereits ausgeführt - die große Mehrheit der Niedriglohnbeschäftigten in Deutschland eine abgeschlossene Berufsausbildung oder sogar einen akademischen Abschluss haben. Und auch die Annahme, dass verbindliche Lohnuntergrenzen quasi automatisch zu Beschäftigungsverlusten führen, ist wissenschaftlich nicht haltbar. So belegen die im November 2011 veröffentlichten Ergebnisse der Evaluation der gesetzlichen Mindestlohnregelungen in acht Branchen, dass in keiner dieser Branchen negative Beschäftigungswirkungen festgestellt werden konnten.18 Diese über das Arbeitnehmer-Entsendegesetz festgelegten Lohnuntergrenzen, die auch für ausländische Anbieter gelten, liegen aktuell (Dezember 2011) zwischen 6,75 € in ostdeutschen Wäschereien und 13 € für Fachwerker im westdeutschen Bauhauptgewerbe.

Mindestlöhne in anderen Ländern

In Großbritannien wurde im Jahr 1999 bei der Einführung des denziell sei die Beschäftigung in den Regionen stärker gestiegen, in denen der Mindestlohn eine größere Relevanz hat. Besonders in den Jahren 2004 und 2006 seien die Effekte positiv.²⁰ Die neuere empirische Forschung zu Mindestlöhnen in anderen Ländern zeigt zudem, dass selbst vergleichsweise hohe Mindestlöhne positive Effekte auf der betrieblichen Ebene und auf dem Arbeitsmarkt insgesamt haben können.²¹

Im internationalen Vergleich steht Deutschland ziemlich alleine, weil es weder einen gesetzlichen Mindestlohn noch eine hohe Tarifbindung hat.²² 20 von 27 EU-Mitgliedsländern haben einen gesetzlichen Mindestlohn. In europäischen Nachbarländern wie Belgien, den Niederlanden, Frankreich und Luxemburg liegen die aktuellen Mindestlöhne (2012) zwischen 8,75 und 10,41 € pro Stunde.23 In den anderen Ländern ohne gesetzlichen Mindestlohn existieren Mechanismen, die für eine deutlich höhere Tarifbindung sorgen als in Deutschland, wo diese seit Jahren rückläufig ist. Zudem haben Länder wie

die Niederlande, Frankreich und Belgien bei genauerer Betrachtung sogar zwei Arten von Mindestlöhnen – einen gesetzlichen als untere Lohnuntergrenze und in vielen Branchen weitere tarifliche Mindestlöhne, die für allgemeinverbindlich erklärt sind. Diese erstrecken sich über das gesamte Lohngitter und sorgen dafür, dass qualifiziertere Arbeit auch besser bezahlt wird.²⁴

Weiße Flecken des deutschen Wegs

Der in Deutschland bislang eingeschlagene Weg, Mindestlöhne nur auf der Branchenebene einzuführen, erscheint unzureichend, um die Ausweitung der Niedriglohnbeschäftigung zu unterbinden und damit auch einen Beitrag dazu zu leisten, die Lohnunterschiede zwischen Männern und Frauen zu verringern. Die erforderlichen Voraussetzungen für eine Allgemeinverbindlichkeitserklärung und die Einbeziehung in das Arbeitnehmer-Entsendegesetz sind nur in wenigen Branchen gegeben und die Verfahren sind anfällig für Blockaden und Verzögerungen. Typische Niedriglohnbereiche mit hohen Frauenanteilen wie etwa der Einzelhandel oder das Gastgewerbe bleiben außen vor.

Unter den Branchen mit tariflichen Mindestlöhnen finden sich bislang mit der Gebäudereinigung, der Pflege und den Wäschereidienstleistungen im Objektkundengeschäft nur drei, in denen die Mehrheit der Beschäftigten weiblich ist. Zudem liegen die Mindestlöhne in diesen Branchen mit zwischen 7 € bei den ostdeutschen Wäschereien und 8,82 € für westdeutsche Innenreinigungskräfte (Stand: April 2012) erheblich niedriger als die Sätze in den männerdominierten Branchen mit den derzeit höchsten Mindestlöhnen - dem Bauhauptgewerbe und den Bergbauspezialdiensten. Für die Pflege haben sich die Mitglieder der zuständigen Kommission auf Mindestlöhne geeinigt, die mit zunächst 8,50 € in West- und 7,50 € in Ostdeutschland am unteren Rand

des zuvor im Verhandlungsprozess diskutierten Spektrums lagen. Zudem ist hier – anders als zum Beispiel im westdeutschen Baugewerbe oder in der Gebäudereinigung – keine zweite Mindestlohnstufe für qualifizierte Beschäftigte vereinbart worden. Dadurch besteht die Gefahr, dass auch die Löhne ausgebildeter Pflegekräfte nach unten gezogen werden, zumal die Tarifsituation in der Pflegebranche sehr zersplittert ist.

Mit dem "Gesetz über die Festsetzung von Mindestarbeitsbedingungen" wurde zwar im Jahr 2009 von der damaligen großen Koalition auch eine zusätzliche Möglichkeit zur Festlegung von branchenbezogenen Mindeststandards in Branchen mit geringer Tarifbindung geschaffen, die die Voraussetzungen für eine Aufnahme in das Arbeitnehmer-Entsendegesetz nicht erfüllen. Diese Möglichkeit ist aber bislang nicht genutzt worden.

Schlussfolgerungen und Perspektiven

Aus der Gender-Perspektive wäre die Einführung eines einheitlichen gesetzlichen Mindestlohns, der das Lohnspektrum für alle Branchen und Tätigkeiten nach unten hin begrenzt, deutlich erfolgversprechender, als allein branchenbezogene Mindeststandards zu setzen. In Großbritannien haben Frauen von der Einführung des gesetzlichen Mindestlohnes im Jahr 1999 und dessen deutlichen Steigerungen seitdem stark profitiert. Die britischen Erfahrungen verweisen auch darauf, dass dies einen wichtigen Beitrag leisten kann, um die Lohnunterschiede zwischen Männern und Frauen spürbar zu verringern.25

Zweifellos würde ein gesetzlicher Mindestlohn alleine nicht automatisch zu einer eigenständigen Existenzsicherung von Frauen führen, denn hierfür reichen vor allem bei Teilzeitarbeit Stundenlöhne von zum Beispiel 8,50 € in der Regel nicht aus. Und auch zur Verringerung des Gender Pay Gap wäre eine solche Lohnuntergrenze nur ein erster, wenngleich durchaus wichtiger Schritt. Um der Forderung der eingangs zitierten EU-Kommissarin nach "mehr Ambition und mehr Tatendrang" umfassend nachzukommen, wäre ein ganzes Bündel weiterer Maßnahmen erforderlich. Das Spektrum reicht von einer Höherbewertung und -bezahlung typisch weiblicher Tätigkeiten zum Beispiel in den personenbezogenen Dienstleistungen über mehr Frauen in Führungspositionen und verbesserte Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für beide Geschlechter bis hin zu einer grundlegenden Modernisierung des Steuer- und Sozialversicherungssystems. Besonders wichtig erscheint überdies, die Anreize zur Aufspaltung von sozialversicherungspflichtigen Arbeitsverhältnissen in Minijobs zu verringern, indem diese Sonderform der Beschäftigung, die nach Einschätzung der Sachverständigenkommission zur Erstellung des Ersten Gleichstellungsberichtes der Bundesregierung "aus der Perspektive der Geschlechtergleichstellung über den Lebensverlauf als desaströs bezeichnet werden" muss, abgeschafft wird.26 Nicht zuletzt wären Ansatzpunkte und Strategien zu entwickeln, um die Aufstiegsmobilität aus prekären, häufig gering entlohnten Jobs in besser bezahlte Beschäftigung mit längerer Arbeitszeit wirksam zu flankieren und zu unterstützen.

Summary

The hourly pay of women in Germany is on average 23 % lower than for men and considerably above the overall gender pay gap in the EU. Pay differentials between men and women exist on all educational and hierarchical levels – from auxiliary up to management functions. In the article, it is argued that the increasing low-wage sector in Germann is on average sector in Germann in the sector in Germann is on average 23 % lower than Germann is on average 23 % lower than for many is on average 23 % lower than for many is on average 23 % lower than for many is on average 23 % lower than for many is on average 23 % lower than for many is on average 23 % lower than for many is on average 23 % lower than for many is on average 23 % lower than for many is on average 23 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 24 % lower than for many is on average 25 % lower than for many is on average 25 % lower than for many is on average 25 % lower than for many is on average 25 % lower than for many is on average 25 % lower than for many is on average 25 % lower than for many is on average 25 % lower than for many is on average 25 % lower than for many is on average 25 % lower than for many is on average 25 % lower than for many is on average 25 % lower than for many is on avera

many may have had a considerable impact on the persistence of the pronounced gender pay gap. More than two thirds of the low-paid emplovees are women and almost one of three female employees is on low pay. Compared to other countries, the wage distribution to the bottom is particularly pronounced which is mainly due to the lack of a statutory minimum wage in Germany. Based on a review of empirical findings on the effects of minimum wages in various countries, the author assumes that the impact of a statutory minimum wage will be positive from a gender perspective - particularly if accompanied by several other steps to achieve more gender equality.

Anmerkungen

- 1) Schiltz 2010
- 2) Busch/Holst 2008, 184
- 3) Vgl. ausführlicher Bosch/Kalina 2007, 20ff.
- 4) Weinkopf 2011 und Voss/Weinkopf 2012
- 5) Rubery/Grimshaw 2009, 1
- 6) Ausgeschlossen wurden Selbständige und Freiberufler/innen, mithelfende Familienangehörige, Auszubildende, Praktikant/innen, Personen in Umschulung und Rehabilitation, Personen in arbeitsmarktpolitischen Maßnahmen, Beschäftigte in Behindertenwerkstätten, Wehr- und Zivildienstleistende sowie Beschäftigte in Altersteilzeit.
- 7) Rubery und Grimshaw (2009: 3f.) zeigen mit OECD-Daten für das Jahr 2005, dass der Gender Pay Gap bei Vollzeitbeschäftigten im untersten Einkommensdezil in Deutschland im EU-Vergleich am größten ist (33%) und in Ländern mit einem vergleichsweise hohen gesetzlichen Mindestlohn am geringsten (zwischen 2% und 9%).
- 8) Mason/Salverda 2010, 37
- 9) Vgl. ausführlicher Kalina/Weinkopf 2012
- 10) Bosch/Kalina 2007, 45; Schank et al. 2008
- 11) Vgl. z.B. Brenke/Ziemendorff 2008
- 12) Statisches Bundesamt 2004
- 13) Wingerter 2009
- 14) So auch Rubery/Grimshaw 2009, 17
- 15) Deutscher Bundestag 2010
- 16) Dietz et al. 2009
- 17) Blum et al. 2008
- 18) Die acht Berichte zu den Ergebnissen der Mindestlohn-Evaluationen sind auf der Homepage des Bundesarbeitsministeriums verfügbar (http://www.bmas.de/DE/Themen/Arbeitsrecht/Meldungen/evaluation-mindestloehne.html).
- 19) Bosch/Weinkopf 2006
- 20) Dolton et al. 2011
- 21) Bosch 2010

- 22) Zur rückläufigen Tarifbindung vgl. Ellguth/Kohaut 2010
- 23) Schulten 2012
- 24) Bosch et al. 2011
- 25) Low Pay Commission 2007
- 26) Sachverständigenkommission zur Erstellung des Ersten Gleichstellungsberichtes der Bundesregierung 2011, 135

Literatur

- Blum, Ulrich, Michael Hüther, Christoph M. Schmidt, Hans-Werner Sinn, Dennis J. Snower, Thomas Straubhaar, Klaus F. Zimmermann: Gemeinsamer Aufruf der Präsidenten und Direktoren der Wirtschaftsforschungsinstitute vom 12. März 2008, in: ifo Schnelldienst 6/2008, 3-4.
- Bosch, Gerhard: Beschäftigung und Mindestlöhne: neue Ergebnisse der empirischen Mindestlohnforschung, in: WSI-Mitteilungen 8/2010, 404-411.
- Bosch, Gerhard, Thorsten Kalina: Niedriglöhne in Deutschland: Zahlen, Fakten, Ursachen, in: Bosch, Gerhard, Claudia Weinkopf (Hrsg.): Arbeiten für wenig Geld: Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland. Frankfurt 2007, 20-105.
- Bosch, Gerhard, Claudia Weinkopf: Mindestlöhne in Großbritannien - ein geglücktes Realexperiment, in: WSI-Mitteilungen 3/2006, 125-130.
- Bosch, Gerhard, Claudia Weinkopf, Georg Worthmann: Die Fragilität des Tarifsystems - Einhaltung von Entgeltstandards und Min-

destlöhnen am Beispiel des Bauhauptgewerbes, Berlin 2011.

- Brenke, Karl, Johannes Ziemendorff: Hilfebedürftig trotz Arbeit? Kein Massenphänomen in Deutschland, in: DIW-Wochenbericht 4/2008, 33-40.
- Busch, Anne, Elke Holst: Verdienstdifferenzen zwischen Frauen und Männern nur teilweise durch Strukturmerkmale zu erklären, in: DIW-Wochenbericht 15/2008, 184-190.
- Deutscher Bundestag, Antwort der Bundesregierung auf die Kleine Anfrage der Abgeordneten Sabine Zimmermann, Klaus Ernst, Matthias W. Birkwald, weiterer Abgeordneter und der Fraktion DIE LINKE -Drucksache 17/1316 - Fehlentwicklungen auf dem Arbeitsmarkt und die Notwendigkeit eines gesetzlichen Mindestlohns. Drucksache 17/1316, Berlin 2010.
- Dietz, Martin, Gerrit Müller, Mark Trappmann: Warum Aufstocker trotz Arbeit bedürftig bleiben, IAB-Kurzbericht 2/2009, Nürnberg.
- Dolton, Peter, Chiara Rosazza-Bondibene, Jonathan Wadsworth: Employment, Inequality and the UK National Minimum Wage over the Medium-Term, in: Oxford Bulletin of Economics and Statistics, August 2011.
- Ellguth, Peter, Susanne Kohaut: Tarifbindung und betriebliche Interessenvertretung: Aktuelle Ergebnisse aus dem IAB-Betriebspanel, in: WSI-Mitteilungen 4/2010, 204-209.
- Kalina, Thorsten, Claudia Weinkopf: Niedriglohnbeschäftigung 2010: Fast jede/r Vierte

- arbeitet für Niedriglohn, IAQ-Report Nr. 2012-01, Duisburg: Institut Arbeit und Qua-
- Low Pay Commission: National Minimum Wage. Low Pay Commission Report 2007, London 2007.
- Mason, Geoff, Wiemer Salverda: Low Pay, Working Conditions, and Living Standards, in: Jérôme Gautié, John Schmitt (eds.): Low Wage Work in the Wealthy World, New York 2010, 35-90.
- Reinberg, Alexander, Franziska Schreyer: Studieren Johnt sich auch in Zukunft, IAB-Kurzbericht 20/2003, Nürnberg.
- Rubery, Jill, Damian Grimshaw: Gender and the minimum wage. Paper prepared for the ILO Conference 'regulating for Decent Work, July 2009, Geneva.
- Sachverständigenkommission zur Erstellung des Ersten Gleichstellungsberichtes der Bundesregierung: Neue Wege - Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Gutachten der Sachverständigenkommission an das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend für den Ersten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung. Essen/München 2011.
- Schiltz, Christoph: "Frauen verdienen weniger als Männer. EU-Kommissarin Viviane Reding will Einkommensunterschiede abbauen - Hohe Teilzeitquote bremst Karriere", in: Die WELT vom 5. März 2010.
- Schank, Thorsten, Claus Schnabel, Jens Stephani: Geringverdiener: Wem und wie gelingt der Aufstieg? IAB-Discussion Paper 14, Nürnberg 2008.
- Schulten, Thorsten: WSI-Mindestlohnbericht 2011 - Mindestlöhne unter Krisendruck, in: WSI-Mitteilungen 2/2012, 124-130.
- Statistisches Bundesamt: Zwei von drei Teilzeitbeschäftigten leben wesentlich vom Arbeitseinkommen. Pressemitteilung vom 14. Oktober 2004, Wiesbaden.
- Voss, Dorothea, Claudia Weinkopf: Niedriglohnfalle Minijobs, in: WSI-Mitteilungen 1/2012, 3-10.
- Weinkopf, Claudia: Minijobs politischstrategische Handlungsoptionen. Expertise. Erarbeitet im Rahmen des Projektes "Gesellschaftliche Wertschätzung von Dienstleistungen steigern! Dienstleistungsqualität – Arbeitsqualität – Zeitinnovationen". Berlin
- Wingerter, Christian: Der Wandel der Erwerbsformen und seine Bedeutung für die Einkommenssituation Erwerbstätiger, in: Wirtschaft und Statistik 11/2009, 1080-1098.

Die Autorin

Claudia Weinkopf studierte Wirtschaftsund Sozialwissenschaften an der Universität Dortmund mit einem Abschluss als Diplom-Volkswirtin. Sie hat 1996 zum Thema "Arbeitskräftepools – Überbetriebliche Beschäftigung in Spannungsfeld von Flexibilität, Mobilität und sozialer Sicherheit" ebenfalls an der Universität Dortmund promoviert. Zwischen Januar 1990 und Dezember 2006 arbeitete sie zunächst als

wissenschaftliche Mitarbeiterin und dann als Forschungsdirektorin im Institut Arbeit und Technik in Gelsenkirchen. Seit Anfang 2007 leitet sie die Forschungsabteilung "Flexibilität und Sicherheit" im Institut Arbeit und Qualifikation (IAQ), Universität Duisburg-Essen, und ist seit März 2007 auch dessen stellvertretende geschäftsführende Direktorin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Arbeitsmarkt und Beschäftigung, industrielle Beziehungen, Gender, atypische Beschäftigung sowie Niedrig- und Mindestlöhne. Sie ist Autorin und Mitautorin zahlreicher Artikel und mehrerer Bücher – darunter: Arbeitskräftepools (1996), Zwischen Serviceorientierung und Kosteneffizienz - Personalmanagement in Call Centern und im Handel (2002), Arbeiten für wenig Geld: Niedriglohnbeschäftigung in Deutschland (2007), Low-Wage Work in Germany (2008), Die Fragilität des Tarifsystems - Einhaltung von Entgeltstandards und Mindestlöhnen am Beispiel des Bauhauptgewerbes (2011).

Dieser englische Beitrag behandelt die Situation des (vorwiegend weiblichen) ausländischen Pflegepersonals in deutschen und österreichischen Haushalten. Zum Teil nicht offiziell gemeldet, befinden sich diese Frauen häufig in prekären Arbeitsverhältnissen. In dem vorliegenden Text werden die politischen Leitstrategien im Bereich der Pflegeversicherung, der Steuergesetze sowie der Familien- und Beschäftigungspolitik der beiden "konservativen Wohlfahrtstaaten" miteinander verglichen.

Who Cares?

Gender, Migration and Care Work in Austria and Germany Von Karen A. Shire

A ging populations and declining workforces have increased the demand for migrant care workers in many European countries, especially in home-based care work. Home-based care workers rarely have a formal employment contract and informal employment is cha-

racterized by low wages, insufficient break-time and little chance to address worker health and service quality problems resulting from situations like 24-hour care. The focus in this paper is on two European countries with a high dependence on Eastern European migrant labor

for home care work – Austria and Germany. These two country cases are important for two other reasons. Austria and Germany both introduced long-term care insurance schemes in the early 1990s (1993 in Austria and 1995 in Germany), providing cash support to those in



Karen A. Shire. Foto: Timo Bobert

need of care services. These schemes are often considered progressive, because they give those in need of care the freedom to decide how to use benefits. From a gender perspective however, "cash-for-care" insurance policies often follow a logic, which is characteristic of conservative welfare systems – the alignment of social policies with a traditional gender division of labor. Often referred to as male-breadwinner models of welfare, a range of tax and social policies in Austria and Germany function as incentives for women (as spouses of male breadwinners) to remain dependent on the social protections extended by their husbands' employment contracts rather than taking up socially insured employment themselves. These incentives work to make women more available than men for domestic and care work activities. The same assumptions about the division of labor between paid and household labor, the employment of men and women are made for women hired to help households with extra domestic and care tasks - that hired women are also not in need of social protections, and are merely earning extra money for the family budget. Yet for many migrant women, such jobs may be a major source of family income, and working hours often add up to more than full-time jobs.

The informalization of care work in private households, defined as the spread of employment relations without a formal employment contract, has raised public concerns about the lack of social protections for care workers and the effects on the quality of care work. Recent tax and employment reforms in Austria and Germany have aimed at encouraging private households to register home care workers as employees. The aim of this paper is to understand the politics and effects of attempts to formalize homecare work. The central question is whether these reforms challenge or re-affirm the traditional gender of labor.

Gender, Policy and Care Work

To understand the implications of the introduction of long-term care insurance in Germany and Austria on preferences for home-based services and on the increasing use of in-home migrant care workers, I begin by outlining the state of research about how social welfare policies in Austria and Germany are strongly rooted in the male breadwinner model of gender relations. The male breadwinner model is a concept used to describe national types of social policy provision, which assume that men are in paid work and women are dependent on their husbands for their livelihood. Social policies extending coverage and benefits of full-time employment to unemployed or part-time employed spouses and tax policies which create disadvantages for dualearner households are characteristic of male breadwinner welfare models. The German health and pension insurance (including survivor insurance) for spouses, and the system of tax-splitting are considered ideal examples of how social and tax policies create disincentives for women to work full-time, and for families to engage in a dual-career/dual-care strategy of work and family life.

Yet, social policy alone cannot explain why married women and mothers in a country like Germany exhibit low commitments to fulltime employment in cross-national comparisons. For example, educational institutions create different qualification paths for occupations traditionally coded as female, while employment regulations construct specific employment forms with typical (traditional) male and female biographies in mind. Institutional studies of welfare capitalism have shown how different policy domains develop over time to align in complementary ways. Thus, a specific type of part-time work in Austria and Germany - marginal part-time work limited to 400 € or less per month – assumes that those

who take it up are covered by the health and pension benefits of their spouses, and tax policies are most beneficial for families where there is a well-earning male breadwinner and a low-earning spouse. The complementarities between social, tax and employment policy strongly shape decisions about family formation, who works and how much, and who is available for taking care of children, elderly or disabled family members. Unraveling such policy logics demands broad and interlinked reforms, which in political systems like Germany, where coalitions are common, cross over several ministries under different political party compositions. Piecemeal reforms often have unintended consequences, or their intended effects get blocked by countervailing logics in other policy domains.

Although there are many indications that traditional gender relations in Austria and Germany are eroding, the tight complementarities between social, tax and employment policies often result in contradictory outcomes for improving gender equality. One of these contradictory movements is the slow, but evident, shift of home-based care work, from housewives and daughters to lowpaid and uninsured migrant female workers, which free-up national women to engage in the labor market by reducing their home care obligations, but which face migrant women with precarious employment, undermining their chances for securing independent livelihoods. Have recent attempts to formalize the employment of home-based care workers in Austria and Germany over the past decades resulted in better employment conditions for home-based care workers or have they re-affirmed the assumption that female workers are dependent on male breadwinners for social protections and livelihood security?

The policies shaping the formalization of household care work cross the domains of social, tax, family and employment policy, and the politics

	2003		2009		Growth rate 2003-2009
	Number	Percent	Number	Percent	
Registered employees	34.008	100	36,056	100	6.0%
German nationals	30,602	90	30,008	83,2	-1.9%
Non-German nationals	3,375	9.9	6,026	16,7	78.5%
Mini-Jobs in households	27,817	100	190,378	100	584.4%
German nationals	23,961	86,1	164,881	86,6	588.1%
Non-German nationals	3,856	13.9	25,497	13.4	561.2%

(1) Employment in Private Households in Germany: Type of Employment and Nationality of Domestic Workers, 2003 and 2009.

Source: compiled from Karin Gottschall / Manuela Schwarzkopf 2010: Irreguläre Arbeit in Privathaushalten. Arbeitspapier 217, Hans Böckler Stiftung, pp. 19-21. Data sources are the Bundesagentur für Arbeit (for registered employees covered in social insurance) and the Bundesknappschaft, Deutsche Rentenversicherung KBS (for mini-jobs in private households).

behind many of the recent policies reflect some unexpected shifts in party preferences and the constituents they are aimed at. Family and social policies have received the most attention from scholars studying the development of care work crossnationally. Though the deregulation of employment is also a well-covered area in contemporary policy studies, the effects of reforms on the informalization of domestic service work are largely neglected. Recent changes in employment regulations covering household labor are linked to a set of tax and wage payment reforms aimed at formalizing employment.

In Germany expansions of allowable tax deductions for household labor and services intend to provide incentives for families to register employment relations. The introduction of a service voucher system in Austria is an attempt to formally document the provision and remuneration of household services. Both measures are aimed at encouraging households to register workers providing home-care services, nationals and migrants alike. In both cases however, the drive to formalize service provision is tied to special exemptions from social insurance payments for those employed for domestic and care work in the home. The next sections engage in an analysis of recent tax, social and

employment reforms in Germany and Austria respectively. The focus is on the political contexts under which reforms have been enacted. A key part of the analysis concerns how reforms in various policy domains interact to shape whether and how female migrant care workers are employed for home care work.

Policies and Politics of Domestic Care Work in Germany

Under the five CDU coalition governments led by Chancellor Helmut Kohl (1982-1998), tax deductions relevant to household and care work were mainly aimed at regularly employed household staff (employed on a weekly basis with a monthly salary, and registered in social insurance schemes), a situation typical to well-endowed families, and which was referred to popularly as the "maids privilege". Up until 1997, these deductions were only allowed for families with at least 2 children under the age of 10. In 1997 a tax reform removed the family restriction, and allowed all families to make deductions (up to 18,000 DM a year) for wage costs of the household staff they employed. Moreover, a household-check system was introduced, which made it easier for families to arrange for the normal employer contributions to social insurance.

A turning point came after the change in government in 1998, when, in 2001 the first Schröder coalition government removed the "maids privilege" for formally employed staff. With the removal of the stipulation of formal employment, policymakers acknowledged that "normal" private households needed and used cleaning and childcare helpers too, and that tax laws needed to reflect these outlays. The first Schröder coalition government (1998–2002) had made the election promise of reducing unemployment within its first term, and it seems the removal of restrictions were aimed at encouraging registration of home-helpers. In 2002 the Hartz commission took up the issue of tax subsidies for domestic work as a measure for including home workers into employment statistics and social insurance contribution schemes. A separate recommendation involved a further de-regulation of marginal part-time employment (geringfügige Beschäftigung), with more relaxed regulations covering so-called mini-jobs in private households.

The creation of mini-jobs as an employment forms goes back to the Kohl government coalitions. Special regulations covering the exclusion of low-hours/low-earning part-time jobs in the 1990s were aimed at housewives, who were already cove-

red by the social insurance contributions of their breadwinner husbands. The employment form promised to bring informal work into the emplovment statistics, without burdening women and their families with additional income deductions. Under the CDU/CSU/FDP coalitions, mini-jobbers were not required to make any contributions to social insurance. With the entry of the SPD/die Grünen into office in 1999, labor demands for better regulation of mini-jobs were partially met by introducing an employer-paid contribution to cover health and pension insurance (but not unemployment insurance). Moreover, spouses were not required to report income from mini-jobs as household income, which under the "tax-splitting" system in Germany might have slightly raised the tax payments. A clear change in the design of the mini-job employment as a job for housewives was not evident in this first re-regulation of marginal parttime employment under the SPD coalition government.

The second social-democratic reform of marginal part-time employment in private households came in the form of the Hartz laws, passed in April 2003. Of the 38 million households in Germany at the time, 3.3 million were thought to be using cleaning and care help, mostly on an hourly basis, with estimates of 1 % or less registered as employment¹. The Hartz II law included provisions explicitly aimed at encouraging more registration of domestic cleaning and care work. Working hour limits were removed and the earnings limit raised to 400 €. While workers themselves are still not required to make social insurance contributions, the contributions of employers were increased. But again, special reductions in these contributions were introduced explicitly for private households, adding up to employer contributions of about 14 % (10 % less than paid by employers for all other mini-jobs)2. By the year 2005, 18.1 % of all employees

were in mini-jobs³, in 2011 nearing 25 %4. The quota of registered minijobs in private households has continued to rise, but is not a large part of the mini-job population. Available estimates of the total number of households using in-home help from the Socio-Economic Panel Survey in Germany were 3.6 million in 2004. If we assume an increase to 4 million households using services in 2011, the present rate of registration would be 5 % (compared to 3 % in 2005)⁵. Thus about 95 % of all household service work (at an estimated 3.8 million households) remains unregistered.

Despite the clear rise in registered mini-jobs in private households, these attempts to formalize household service and care work employment can still be considered a failure. From the perspective of households, the extra costs of employer social insurance contributions are more or less balanced out by the tax deductions available to private households, but until recently, pretty much at break-even points. An actual incentive for registering domestic help is not evident. For domestic service workers, both German nationals and migrant workers, strong motivations not to register their work have remained. For the largely female German workforce in household services, the continuing tax incentives and social insurance coverage under the male breadwinner model of gendered social policy mean that there is no clear advantage to having a formal employment contract. Pension provision of mini-jobs is minimal, and the low health and safety risks of most cleaning and care tasks tend to cancel out the benefit of gaining accident insurance.

Estimates are that unregistered migrants in elderly care work are mainly addressing acute and continual care needs. Mini-jobs as an employment form are typically in low-hours part-time work. For migrants as well as nationals, 400 € a month is not attractive enough for

full-time care work. Moreover, the recipients of care insurance support are not required to document how they use the money. Indeed, policy makers introducing long-term care insurance (the CDU/CSU/FDP coalition in 1995) had assumed that cash benefits would be used mainly as "symbolic wages" for family care givers rather than "routed wages" for external service providers.

When the CDU returned to office in 2005 with Chancellor Angela Merkel at the helm of a grand coalition with the SPD, tax and mini-job reforms came on to the agenda again, as part of the relief and economic stimulation measures in response to the global financial crisis in 2008. This time however, both reforms were framed more clearly as Family Supports (the law covering deductions for care work is called the Family Support Law, Familienleistungsgesetz) with the fervor for reform coming from the CDU Family Minister Ursula von der Leyen. The package of laws passed in 2008 contained something for everyone in the coalition government. The measures included three provisions relevant to private household budgets for service help: raising the ceiling on deductions allowed for Handwerker (minimally, a demand of the CSU to stimulate the small firm handicraft sector of the economy), raising the ceiling on deductions for all forms of household help and care work and further de-regulations of minijobs in private households, again to improve registration (as demanded by the SPD as a countermeasure to Schwarzarbeit)7. Together with a package of measures to improve social assistance for families with schoolchildren, and increasing the levels of child transfer payments and the deductions available to families with children, Minister von der Leyen intended to create a differentiated policy, aimed at lowas well as high-income families, stay-at-home mothers, as well as working mothers. Thus the Family

Support Law also included raising the more traditional child transfer payments, increasing school-supply supports for families on social assistance (Hartz IV), alongside tax deductions for home services, and raising the standard child deductions, both benefitting highincome families. In the statement issued by the ministry: "Employed parents profit from the improved tax deductions for household and family support services – so that they have more time for their children outside of their working time"8.

The further de-regulations of mini-jobs in 2008 again improved registrations in private households. By June 2011, the number of mini-jobs registered in private households had risen to a high of 221,698, while overall numbers of mini-jobs have remained roughly the same. About 3 % of all minijobs are registered to private households. Nonetheless, the level of registration of household service and care work remains well below political expectations. Of the registered mini-jobbers in private households, most were German women (92 % women, 86,2 % German nationals), with 23 % of the total above the age of 60 years9, whose hours of work are low enough to make the 400 € limit attractive enough. Actual incentives and benefits for household employers and migrant care workers to enter into formal employment contracts are missing from all the policy domains covered here - long-term care insurance (no documentation requirement for money spent), tax deductions (not large enough to make a gain against social benefit contributions) and employment regulations (minijobs for private households are not relevant for long-hours work roles). In 2008, Peer Steinbrück, SPD Finanzminister (2005–2009) declared that unregistered work in private households had become normal¹⁰.

Policies and Politics of Domestic Care Work in Austria under the ÖVP/FPÖ/BZÖ and SPÖ/ÖVP Governments

Austria has followed an alternative policy path to encourage the formalization of home-based care work by introducing a voucher system (Dienstleistungsscheck). Introduced in 2006 by the ÖVP/ FPÖ/BZÖ governments with the explicit aim of curbing unregistered work in private households the vouchers, like the German tax deductions, were tied to a reform of marginal part-time employment contracts for private households. Vouchers, which could be purchased easily at Trafiken, corner shops selling public transport tickets among other sundries, contain 20 cents for every 10 € value, apportioned accident insurance contributions for marginal part-timers employed by private households. As in Germany, marginal part-time employment is limited to a monthly earnings ceiling (374,02 € in Austria), but in the case of private households, marginal part-time employment contracts are fixed to one month, and open for continual renewal. At the time the Dienstleistungsschecks were introduced, there were 10,000 registered household helpers/staff in Austria, 2/3 of whom were in marginal part-time contracts. Estimates are, however, that most work in private households is not registered, with estimates ranging from 60,000 to 300,000 unregistered employment relations11.

Work in private households has been covered since after WWI under the Austrian Household Help and Staff Law (Hausgehilfen- und Hausangestelltengesetz), first introduced in 1920, and re-introduced in 1962. This law is aimed at full-time regular household staff – commonly working in the Austrian family-based tourism industry. The law specifically regulates working hours and employment rights of in-house residential staff in Aus-

tria, who are also covered by other laws regulating employment and social rights. It might have been a model for 24-hour care work, but it has not been taken as such. In fact, by fixing the terms of marginal part-time work under the voucher system, private households can easily circumvent the regulations of the Household Help and Staff Law. Continuous non-fixed-term marginal part-time work carried out in private households is still subject to the Household Staff Law. Thus using vouchers, and limiting the terms of contracts, allows private households to get around a number of working time and other regulations on household labor. Employees in the voucher system have the option of voluntarily joining pension and health insurance schemes (in contrast to Germany, marginal employment of any kind does not have mandatory employer contributions beyond accident insurance). By all accounts however, the uptake of the voucher system is very low, and the measure is considered a failure. The head of the section for Women and Family at the Chamber of Labor in Vienna estimates that only 300 marginally employed workers in private households in 2007 were actually paid by voucher¹². That comprises 3 % of registered household staff or less than 1 % of the estimated total unregistered workers in Austrian private households.

A series of laws introduced since 2006 regulating the use of foreign workers from the newly ascending EU member countries in Eastern Europe in private households is also of relevance for understanding how policies fail to encourage the formalization of employment contracts. Austria and Germany were the only EU member states to take full advantage of a possible seven year moratorium on the free movement of labor from the new EU members states into their labor markets. As in Germany, placement agencies for care workers in local communities

According to the Socio-Economic Panel (SOEP) data from 2006, where households were asked "Do you regularly or occasionally employ a Cleaning Person or Domestic Helper?":

4.36 million, or 11% of all German households employed some form of domestic or cleaning helper

- 2.67 million did so regularly
- 1.69 million did so occasionally

In the year of this survey 176,000 German households had registered their cleaning and domestic helpers, yet 2.67 million households reported using such helpers in the SOEP survey.

Comparing SOEP reports with official reports yields estimates of 2.5 million German households, which are not registering their employment of domestic helpers.

(2) How Many Households Employ Domestic Workers Legally in Germany? Source: Karin Gottschall / Manuela Schwarzkopf 2010: Irreguläre Arbeit in Privathaushalten. Arbeitspapier 217, Hans Böckler Stiftung, pp. 23.

were heavily engaged in a grey-zone of immigration activities, dedicated to recruiting Eastern European women for care work, often by taking advantage of holiday travel visas13. The systematic undermining of the seven year moratorium on labor mobility in the Austrian care sector became public during the 2006 national election campaign it was revealed that several top politicians were engaged in the illegal employment of foreign workers for the care of elderly relatives, including the (then) Chancellor Schüssel. Subsequently, the second chamber of parliament enacted an amnesty for all foreign care workers from new EU member states working illegally in Austria, followed by a law relaxing entry of workers from Eastern Europe into Austria for elderly care work, (prior to the mandatory lifting of restrictions in May 2011)14.

In January 2007, shortly after the relaxation of restrictions on Eastern European migrant workers in carework, the (for Austria) usual social-democratic/folks party (SPÖ-ÖVP) Grand Coalition under the social democratic Chancellor Gusenbauer took office. The most recent policy change, a new law on Household Care (Hausbetreuungsgesetz), which replaced certain provisions in the long-existent

Household Staff Law and the trade regulations defining personal care, took effect in July 2007. The law is aimed at live-in 24-hour care workers, and restricted to higher levels of care requirements and all cases of care for dementia patients. The law regulates working time in the context of 24 hour care, picking up on the 14-day cycle, which had already characterized the work mobility of Eastern European care workers. The law also regulates daily breaks, instituting a mandatory 10 hour rest following a 24 hour shift, and defines what forms of presence in the household can be counted as working time. The termination of the employment relation is also clearly tied to the death of the patient. Household care workers are also required to abide by quality reporting standards, to work together with family and medical staff and to keep patient and household information confidential. An exact definition of tasks covered by care work, amended from the industrial code regulating personal care jobs, is also specified in the law. It can be assumed that this law is especially aimed at further regulating and protecting migrant care workers in Austria (Beschluss des Nationalrates 2007). Yet all these protections hinge on the registration of the employment relation.

"Cash for Care" Insurance and how it shapes the employment of migrant elderly care workers

Recently, differences in the development of the care insurance systems in Austria and Germany have become evident, which affect the potential for formalization of migrant care-giver employment in the future. Though the Austrian and German care work insurance systems are both based on the "cash for care" model, the Austrian system goes the furthest in relying entirely on cash benefits. This has encouraged the development of grey markets for care services and a lag in the development of external service markets for care work. All of these factors have also increased the reliance on migrant care workers¹⁵. The German system meanwhile has become more mixed. Beneficiaries can use their cash for institutional care, and since 2001, additional "inkind" benefits for some types of care work, and experiments with case-managed systems (more similar to the French system) are stimulating the growth of an external care service infrastructure. As Da Roit et al. argue, care policies shape the creation of a formal care market and how migrant labor is likely to be used. Benefits for external services create a pathway away from relying solely

on informal care work by family members and migrants brought into the home in Germany¹⁶. But the net effect for migrant workers may be marginal, as they move from homebased care work into precarious forms of work in low-paid social services¹⁷, unless working conditions in the sector are better regulated as well

The proximity of the Eastern European borders to Austria and Germany has encouraged a special form of migrant care work, "commuting migrants" (Pendelmigration), whereby women rotate shifts of 24 hour care work on a bi-weekly basis 18. In Germany, commuting care workers, who are usually dispatched by foreign-based operators, were covered under special regulations governing dispatching practices. The practice was legal, even under the moratorium on free labor movement before 2011, since it involved businesses, mainly in Poland, dispatching their workers to Germany. Dispatching regulations in some sectors in Germany require a minimum wage, but this was opposed by the FDP for care work in both the Merkel coalitions, until 2010, when Ursula von der Leven, this time as Minister of Labor in the second Merkel coalition, succeeded in having a bill passed for minimum wages in care work. The minimum wage for care work now covers all regular employment relations in care services, but not for mini-jobs in household care, which are covered by their own regulation. The Austrian Home Care Law also represents an attempt to introduce protections aimed especially at migrant care workers, but these improvements only apply to a very limited group of care workers (in the 24 hour care business). All these regulatory attempts depend on the registration of home-care workers.

In Austria and Germany, tax deductions and vouchers have been used to try to encourage the registration of employment relations in home-based care. Under the moratorium on labor mobility, this failed since many migrants were either not eligible (having been dispatched from home country operators) or uninterested (as quasi-legal or illegal entrants). Now that the full freedom of labor movement is in force in Europe, migrant home-care workers have moved from violating immigration, to violating employment regulations. Here Austria and Germany have taken different paths in addressing the formalization of migrant care work, with Austrian authorities displaying much more tolerance for unregistered workers, and Germany, especially under SPD coalitions, striving for more controls and crackdowns on private households¹⁹. A fault in formalization attempts is the assumption that home care workers can be integrated into the employment system through marginal part-time work contracts. While marginal part-time contracts may suit traditional German housewives working only a few hours a week who are dependent on husbands for social policy coverage, these contracts are unsuitable for employment of in-home continual care by mobile migrant women. Qualified Eastern European women (many have nursing qualifications in the home-care sector) are more likely, with the end of restrictions on their labor mobility in Austria and Germany, to move into full-time and insured employment relations in institutional care facilities. If these jobs are not available in Austria or Germany, they will move on to Britain (as they already have). In fact, the recent shifts in German care insurance system from cash, to a mix of cash, institutional and in-kind benefits is increasing demand for external care workers, though cultural preferences continue to be for home-based care solutions.

Preliminary Conclusions

The tax deductions and voucher policies in Germany and Austria, which were aimed at formalizing the employment of in-home care workers, have failed. The initial response in Austria to simply tolerate informality has switched recently, to a better and direct regulation of in-home care employment. With the supply of in-home care workers tight, these regulations give migrant workers resources for demanding better and more formalized working conditions. German policies, by contrast, have tended to push for formalization, in part by criminalizing the use of unregistered workers, or to search for other alternatives like the development of telemedicine and technological alternatives of ambient assisted living innovations. A better regulation of in-home care work, like the recent Austrian reforms, are absent in Germany. The failures in both countries to create effective incentives for private households to register their home care lies in part with the overall nature of care insurance, which assumes that women will be available, either as housewives or as part-time workers to perform care work. Asking the question "Who Cares" reveals how misplaced these assumptions are. Migrant women are more likely to be members of dualearner households, and rely on their employment relations for material and social security, not provided by either generous welfare states or male breadwinners in their home countries. With the freedom of labor mobility now operating throughout the EU, there may be little reason for qualified care workers from Eastern Europe to seek work in Austrian and German private households. Formal employment contracts with elderly care institutions and service providers, especially those which also accommodate forms of rotation migration favored by Eastern European migrant care workers, may guarantee better working hours, social protections and a better use of the skills of migrant workers. Long-term care insurance in Austria and Germany was aimed initially at maximizing the freedom of choice on the demand-side, for those in need

of care for home-based or external care services. The end of restrictions on transnational labor mobility open-up more freedom of choice on the supply-side, and migrant women may no longer be as available for or willing to enter into private household care work. Preferences of those in need of continual care for home-based care will either remain unfulfilled, or pressure for improving the employment conditions of home-care workers will encourage more suitable regulations of employment in private households. Germany seems to be taking the first path, which may result in more institutionalized care. The Austrian mix of relaxed immigration and better regulation of working conditions has also failed to encourage households to enter into formal employment contracts with home care workers. While cultural preferences for inhome care remain strong, the best future from the perspective of the quality of work and care services may lie in the development of a better institutional care service infrastructure where migrants' skills are utilized more fully, and care services are professionalized. Creating more gainful employment for national and migrant women in an expanding institutional care sector would help to shift policies away from the traditional male breadwinner logic to a more sustainable dual-career model of social welfare and gender relations.

Zusammenfassung

Die private Pflege für akut erkrankte SeniorInnen wird in Deutschland und Österreich zunehmend durch Migrantinnen aus den neuen EU-Mitgliedstaaten übernommen. Kulturelle Präferenzen für eine möglichst lange häusliche Altersversorgung unter der Bedingung eines knappen Angebots an adäquatem Pflegepersonal führen jedoch zu einer Abhängigkeit von ausländischen Arbeitskräften. Pflegemigrantinnen sind zwar oft hervorragend qualifiziert, sie werden jedoch in den Privathaushalten zumeist nicht offiziell gemeldet, was dazu führt, dass ihre Arbeitsverhältnisse häufig prekär sind. In dem vorliegenden Beitrag werden die politischen Leitstrategien im Bereich der Pflegeversicherung, der Steuergesetze sowie der Familien- und Beschäftigungspolitik in Deutschland und Österreich miteinander verglichen. In beiden Ländern ist die politische Zielsetzung, eine verbesserte Anmeldepraxis von Pflegearbeitsverhältnissen in Privathaushalten zu erreichen. Deutschland und Österreich sind konservative Wohlfahrtsstaaten, deren Sozial- und Beschäftigungspolitik auf der Annahme eines traditionellen Modells von Familienbildung basieren, welches den Mann als Brotverdiener, und die Frau als Hausfrau und Zuverdienerin vorsieht. In Deutschland und Österreich sind die politischen Maßnahmen gegen Schwarzarbeit in Privathaushalten mit der Annahme verbunden, dass geringfügige Beschäftigung eine geeignete Arbeitsvertragsform für Pflegekräfte sei. Die entsprechenden Gesetzgebungen im Bereich der Sozial-, Steuer- und Beschäftigungspolitik gehen allerdings an der Realität des Pflegebedarfs in privaten Haushalten vorbei und untermauern dadurch die traditionellen Geschlechterrollen.

Anmerkungen

Der vorliegende Beitrag ist im Rahmen eines internationalen Forschungsnetzwerkes entstanden, das die politische Regulierung von haushaltsnahen Dienstleistungen in Deutschland, Frankreich, Italien, den Niederlanden, Österreich, Spanien und Schweden vergleichend untersucht.

1) Hartz Commission, 2002, p. 40, p. 164, p. 276

The main focus was on cutting the costs to households of using registered workers. The interests of domestic service workers received little attention in the report, though some thought was given to the role of service agencies, which could bundle this work together to create regular socially insured jobs for workers. These alternatives have since received some attention from scholars concerned with improving employment conditions, but the stronger solution from the perspective of combating unregistered work today is considered to be in the development of residential-quarter and other quasi-institutional forms of care (Weinkopf 2006).

- 2) Minijob Zentrale 2003-2011
- 3) Keller and Seifert 2006
- 4) own calculations, Minijob Zentrale 2011
- 5) Weinkopf 2006, own unconfirmed estimate for 2011
- 6) Yeandle and Ungerson 2007
- 7) BMFSFJ 2008
- 8) BMFSFJ 2008, translation by author
- 9) Minijob Zentrale 2011
- 10) Fokus Money Online 2008
- 11) Moritz 2008
- 12) Moritz 2008
- 13) Österle & Hammer 2007
- 14) Theobald 2009, pp. 21–22

The relaxation was only for cases where those in need of care were at the level 3 (out of seven) of the care insurance index, and assuming the care workers were employed as regular socially insured employees. The latter stipulation was hardly typical, with the result that there was little change in the registration of these previously undocumented foreign care workers.

- 15) Da Roit et al. 2007
- 16) Schneider & Reyes 2007
- 17) Simonazzi 2009
- 18) Gottschall & Schwarzkopf 2010; Da Roit et al. 2009
- 19) von Kondratowitz 2005

Literatur

- Nationalrat: Beschluss des Nationalrates
 2007: Hausbetreuungsgesetz HbeG): 78 der
 Beilagen XXIII.GP, Österreich 2007.
 BMFSFJ, Bundesministerium für Familie,
 Senioren, Frauen und Jugend 2008: Förderung und Entlastung für Familien: Kabinett
 beschließt Familienleistungsgesetz 15.10.2008,
- last downloaded on 15 August 2010, http://www.bmfsfj.de/BMFSFJ/Service/Archiv/16-legislatur,did=113778.html.

 Da Roit, Barbara, Le Bihan, Blanche,
 Österle: Long-term Care Policies in Italy,
- Austria and France: Variations in Cash-for-Care Schemes. Social Policy and Administration, vol. 41, no. 6, 2007, pp. 653–671.

 Fokus Money Online: Putzfrauen Schwarzarbeit in Privathaushalten. Donnerstag, 10.07.2008, 17:01, last downloaded on 15
- tag, 10.07.2008, 17:01, last downloaded on 15 August 2010, http://www.focus.de/finanzen/ news/arbeitsmarkt/putzfrauen-schwarzarbeitin-privathaushalten_aid_317199.html. — Gottschall, Karin and Schwarzkopf, Manu-
- ela: Irreguläre Arbeit in Privathaushalten.
 Arbeitspapier 217: Hans Böckler Stiftung,
- Hartz Kommission: Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt: Vorschläge der

Kommission zum Abbau der Arbeitslosigkeit und zur Umstrukturierung der Bundesanstalt für Arbeit. 2002, Blieskastel: Bliesdruckerei Peter Jung GmbH.

- Keller, Berndt, and Seifert, Hartmut: Atypische Beschäftigungsverhältnisse: Flexibilität, soziale Sicherheit und Prekarität. WSI Mitteilungen. Vol. 59 no. 5, 2006, pp. 235–240.

 Minijob Zentrale: Aktuelle Entwicklungen in Bereich der geringfügigen Beschäftigung:
 1. Quartal 2011, 2010, 2009, 2008, 2007, 2006, 2005, 2004, 2003, last downloaded on 17 June 2011, http://www.minijob-zentrale.de/DE/Service/DownloadCenter/6_Berichte_und_Statistiken/1_Quartalsberichte_d_MJZ/2011/PDF-3-quartal1,templateId=raw,p roperty=publicationFile.pdf/PDF-3-quartal1. pdf.
- Moritz, Ingrid: Arbeit im Privathaushalt:
 Schwarz oder ohne Recht. Arbeit & Wirtschaft on-line, 2008, last downloaded on June 19, 2011, http://www.arbeit-wirtschaft.at/
 Österle, August and Hammer, Elisabeth:
 Care Allowances and the Formalization of
 Care Arrangements: The Austrian Experiment. In: Ungerson, Clare and Yeandle, Sue (eds.) Cash for Care in Developed Welfare
 States. Houndmills: Palgrave macmillan, 2007, pp. 13–31.
- Schneider, Ulrike and Reyes, Carlos: Mixed Blessings: Long-term Care Benefits in Germany. In: Ungerson, Clare and Yeandle, Sue (eds.) Cash for Care in Developed Welfare States. Houndmills: Palgrave macmillan, 2007, pp. 137–165.

Simonazzi, Annamaria: Care Regimes and national employment models. Cambridge Journal of Economics, Vol. 33, 2009, pp. 211–232.

Theobald, Hildegard: Restructuring elder care systems in Europe: Policy-field, policy-transfer and negative integration. Unpublished manuscript presented at the ISA RC 19 conference "Social Policies: Local Experiments, Travelling Ideas" 20–22 August 2009, Montreal, Canada.

Von Kondratowitz, Hans-Joachim: Die Beschäftigung von Migranten/innen in der Pflege. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, Vol, 38, No. 6, 2005, pp. 417-423. – Weinkopf, Claudia: Haushaltsnahe Dienstleistungen: Ungedeckte Bedarfe? Vortrag beim Workshop "Schwarzarbeit in der Pflege" des Diakonischen Werks in Hessen und Nassau am 30. Juni 2006, Frankfurt (last downloaded on 17 June 2011, http://www.iaq.uni-due.de/ aktuell/veroeff/2006/weinkopf11.pdf) Yeandle, Sue and Ungerson: Conceptualizing Cash for Care: The Origins of Contemporary Debates. In: Ungerson, Clare and Yeandle, Sue (eds.): Cash for Care in Developed Welfare States. Houndmills: Palgrave macmillan, 2007, pp. 1-12.

Die Autorin

Karen Shire hat eine Professur für Gesellschaftsvergleich am Institut für Soziologie und Institut für Ostasienwissenschaften an der Universität Duisburg-Essen inne. Sie ist Sprecherin des DFG-Graduiertenkollegs "Risk and East Asia" und unterstützt die Geschäftsführung des Essener Kollegs für Geschlechterforschung als Vorstandsmitglied seit dem frühen und unerwarteten Tod der Gründungsdirektorin, Prof. Dr. Doris Janshen, die sie schmerzlich vermisst. Der Forschungsfokus von Karen Shire ist auf den Wandel von Beschäftigungsverhältnissen und deren Auswirkungen auf soziale Ungleichheiten, insbesondere der geschlechterbezogenen Ungleichheiten im internationalen und interregionalen Vergleich, ausgerichtet.



Ute Klammer. Foto: Timo Bobert

Die deutsche Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik ist auf die neuen Konstellationen und Bedarfe von "Familienernährerinnenhaushalten" bisher nicht adäquat eingestellt. Eine sozialpolitische Strategie der Förderung eines gleichberechtigten Geschlechtermodells müsste die widersprüchlichen sozialpolitischen Signale beseitigen und eigenständige Ansprüche an die Stelle abgeleiteter Ansprüche setzen.

Wenn Mama das Geld verdient...

Familienernährerinnen als Untersuchungsgegenstand der Geschlechterforschung Von Ute Klammer

Das männliche Familienernährermodell (male breadwinner model), das in verschiedenen Ländern mit unterschiedlichen Ausprägungen und Entwicklungspfaden verbunden ist¹, war mit der Herausbildung bestimmter polarisierter Geschlechterleitbilder ver-

knüpft: War das Leitbild des Mannes dadurch bestimmt, dass er durch Erwerbsarbeit den Lebensunterhalt der Familie erwirtschaftete und sie in diesem Sinne 'ernährte', dominierte für die Frau das Bild der Bewahrerin des Lebens, die die Verantwortung für die Erziehung und Betreuung der Kinder und allgemein für die häusliche Sphäre trug. Der entscheidende Faktor für die faktische Verbreitung des männlichen Familienernährermodells war das Erkämpfen eines "Familienlohns", das heißt einer Bezahlung des männlichen Arbeitnehmers, die zum Unterhalt einer

Familie, von Ehefrau und Kindern, ausreichte. Die mit den genannten Leitbildern korrespondierende Ausgestaltung des Arbeits-, Familien- und Sozialrechts unterstützte die Realisierung und Verbreitung dieses doppelten Leitbildes. Für das deutsche System der sozialen Sicherung war dabei traditionell die Doppelstruktur von eigenständiger und abgeleiteter Sicherung konstitutiv: Der Normvorstellung der sozialen Sicherung des Mannes über dauerhafte Erwerbsarbeit stand die Normvorstellung der über die - ebenfalls auf Dauer angelegte - Ehe ,abgeleitet' gesicherten Frau gegenüber. Für die historisch vergleichsweise kurze Zeit weniger Jahrzehnte - in der Bundesrepublik Deutschland vor allem ab den 1950er Jahren - wurde das männliche Ernährermodell auf diese Weise zum vorherrschenden Modell. Allerdings war es nie das einzige gelebte Modell: Sich auf nur einen Verdiener zu stützen, war Familien aus den ärmeren Gesellschaftsschichten kaum je möglich. Von feministischer Seite ist das männliche Ernährermodell umfassend kritisiert worden, da es auf der ökonomischen Abhängigkeit von Frauen vom Ehemann und weiblicher Unterordnung basiert, weil es vor allem verheirateten Frauen mit Kindern lange Zeit den Zugang zur Erwerbsarbeit verstellt hat, niedrigere Frauenlöhne legitimieren sollte und so mit zunehmenden Emanzipations- und Individualisierungsbestrebungen von Frauen nicht vereinbar ist.

Die Grundannahmen kontinuierlicher Erwerbsarbeit und dauerhafter Ehe sind inzwischen erschüttert worden. Niedriglöhne, Arbeitslosigkeit und abgesenkte Sozialleistungen auf der einen Seite, gestiegene Scheidungsquoten, aber auch verbesserte Bildungsabschlüsse und eine verstärkte Erwerbsorientierung auf der anderen Seite – diese Stichworte deuten bereits gesellschaftliche Entwicklungen an, die Einfluss auf den Bedeutungsverlust

des männlichen Ernährermodells haben. Inzwischen ist es empirisch belegt, dass das Modell des 'starken' männlichen Familienernährers auch in Westdeutschland auf dem Rückzug ist. Mit dem Modell der weiblichen 'Zuverdienerin' hat sich ein Modell in den Vordergrund geschoben, das – inzwischen auch sozialpolitisch unterstützt – das "starke" Ernährermodell durch ein "schwaches" Ernährermodell zu ersetzen scheint.

Doch auch andere Modelle und Lebensformen haben sich herausgebildet. Darunter sind auch Konstellationen, in denen nicht die Männer, sondern die Frauen den Hauptteil des Familieneinkommens erwerben. In der Geschlechterforschung hat zwar die Verschiebung vom starken zum schwachen männlichen Ernährermodell wie auch das Aufkommen von Paarkonstellationen mit egalitärer Einkommenserwirtschaftung (double career model) Aufmerksamkeit auf sich gezogen, weniger allerdings Konstellationen, in denen Frauen Hauptverantwortliche für die Erwirtschaftung des Familieneinkommens sind. Diesem bisher weitgehend unerforschten Phänomen der ,weiblichen Familienernährerin' war ein in den Jahren 2008 bis 2011 an der Universität Duisburg-Essen durchgeführtes Forschungsprojekt gewidmet. Das Projekt untersuchte das Phänomen der 'Familienernährerin' mit Fokus auf die Situation in Westdeutschland. Es war Teil eines Projektverbunds, in dessen Rahmen in einem zweiten Projekt am WSI in der Hans-Böckler-Stiftung die Situation ostdeutscher Familienernährerinnen erforscht wurde.² Im Rahmen beider Projekte fand eine quantitative empirische Annäherung an das Phänomen der "Familienernährerinnen" auf der Basis von Auswertungen des Sozio-ökonomischen Panels (SOEP) statt. Den Schwerpunkt der Projekte bildeten, darauf aufbauend, qualitative Untersuchungen, die Fragen nach der individuellen Ausgestaltung und den gesellschaftlichen Implika-

tionen unterschiedlicher Typen von Familienernährerinnen-Haushalten nachgingen. Ein besonderes Interesse galt dabei Familienernährerinnen-Haushalten mit unterdurchschnittlichem Haushaltseinkommen und flexibler Erwerbsarbeit, resultierend aus der Vermutung, dass es in entsprechenden Haushaltskonstellationen zu einer Konzentration von Belastungslagen kommen kann, die sich als 'Prekarität im Lebenszusammenhang' charakterisieren lässt. Mit dem Ansatz, das Zusammenspiel von Belastungslagen, aber auch Handlungspotenzialen und Ressourcen im Lebensverlauf und Lebenszusammenhang der betreffenden Person beziehungsweise des Haushalts zu betrachten, sollte ein Beitrag zu einer Erweiterung der Forschung und Debatte zu Prekarität geleistet werden, bei der Prekarität bisher zumeist ausschließlich an der Ausgestaltung des jeweiligen Arbeitsverhältnisses festgemacht wird.

Annäherungen an das Phänomen der "Familienernährerin" aus der quantitativen Analyse – einige Schlaglichter

Ermittelt man die Einkommensrelation in westdeutschen Paarhaushalten im Erwerbsalter (mit oder ohne Kinder), so zeigt sich, dass nach wie vor das männliche Ernährermodell (in seiner starken oder schwachen Form) klar dominiert: Der Anteil der Frauen, die als Zuverdienerinnen oder Nichterwerbstätige weniger als 40 Prozent des Familieneinkommens erwirtschaften, beläuft sich 2007 in Westdeutschland immer noch auf rund 69 Prozent (Deutschland: 64 %). Jedoch bringt knapp ein Viertel der Frauen in westdeutschen Paarfamilien zwischen 40 und 60 Prozent des Haushaltseinkommens ein und damit etwa so viel wie ihr Partner (Deutschland: rund 28 %). Diese Haushalte, in denen beide Partner einen vergleichbar großen Anteil zum Haushaltseinkommen beitragen und damit keiner der beiden Partner den anderen überwie-

Haushaltstyp	Deutschland (N = 3563)	Westdeutschland (N = 2894)	Ostdeutschland (N = 669)
Paarhaushalt mit Frau als Familienernährerin ¹⁾	7,6	6,8	11,2
Paarhaushalt mit Mann als Familienernährer ²⁾	64,3	68,8	45,1
Paarhaushalt mit egalitärer Einkommens- erwirtschaftung durch beide Partner ³⁾	28,1	24,4	43,7
Total	100,0	100,0	100,0

- 1) Frau erwirtschaftet 60% und mehr des personenbezogenen Haushaltseinkommens.
- 2) Mann erwirtschaftet 60% und mehr des personenbezogenen Haushaltseinkommens.
- 3) Mann und Frau erwirtschaften jeweils zwischen 40 und 59% des personenbezogenen Haushaltseinkommens.
- (1) Paar-Erwerbshaushalte mit und ohne Kinder weibliche, männliche, egalitäre Familienernährer (Haushaltsebene, 2007, in %).
- Quelle: Sozio-Ökonomisches Panel (SOEP), Projektberechnungen von Tanja Schmidt/ Wolfram Brehmer, Stand: März 2011.

Haushaltstyp	Deutschland (N=3960)	Westdeutschland (N=3227)	Ostdeutschland (N=733)
Familienerwerbshaushalte mit Frau als Familienernährerin	20,6	20,3	22,6
Familienerwerbshaushalte mit Mann als Familienernährer	55,3	58,9	39,3
Familienerwerbshaushalte mit egalitärer Einkommenserwirtschaftung durch zwei Partner	24,1	20,9	38,1
Total	100,0	100,0	100,0

(2) Familienerwerbshaushalte insgesamt (Paare mit und ohne Kinder und Alleinerziehende) – weibliche, männliche und egalitäre Familienernährer (Haushaltsebene, 2007, in %).

Quelle: Sozio-Ökonomisches Panel (SOEP), Projektberechnungen von Tanja Schmidt/ Wolfram Brehmer,

gend mit ernährt, bezeichnen wir als "egalitäre" Haushalte. Fast 7 Prozent der mit Partner in Westdeutschland lebenden Frauen (Deutschland: knapp 8 %) erwirtschaften jedoch mindestens 60 Prozent des Haushaltseinkommens. Sie sind zum Zeitpunkt der Betrachtung unserer Definition gemäß "Familienernährerinnen". Wie Tabelle (1) verdeutlicht, handelt es sich also inzwischen bei etwa jedem 15. westdeutschen und sogar bei mehr als jedem 10. ostdeutschen Paar-Erwerbshaushalt mit oder ohne Kinder um einen Haushalt mit Familienernährerin.

Bezieht man die Alleinerziehendenhaushalte (mit überwiegend weiblichem Haushaltsvorstand) mit in die Betrachtung ein, so wird deutlich, dass bereits in mehr als jedem fünften Familienerwerbshaushalt in Deutschland (Westdeutschland 2 %, Ostdeutschland 23 %) eine Frau als "Familienernährerin" die Haupteinkommensbezieherin im Haushalt ist und entsprechend einen Großteil der Verantwortung für die ökonomische Situation ihrer Familie trägt (Tab. 2).

Eine zeitvergleichende Analyse auf der Basis der Daten des SOEP zeigte, dass der Anteil der so definierten Familienernährerinnenhaushalte in den letzten anderthalb Jahrzenten in Deutschland (West wie Ost) deutlich, nämlich um rund ein Drittel, zugenommen hat³.

Ein beträchtlicher Teil der Familienernährerinnenhaushalte befindet sich im unteren Bereich der Einkommensskala. Dies gilt vor allem für Alleinerziehenden-, aber auch für Paarhaushalte. So erzielten 2007 31 Prozent der Familienernährerinnen in Paarfamilien, jedoch nur 4 Prozent der Familienernährer ein Einkommen unter 900 Euro im Monat.4 Über die höchste Kaufkraft im Haushalt (pro Äquivalenzeinheit) verfügen im Vergleich verschiedener Typen von Familienhaushalten diejenigen Paare, in denen das Einkommen von beiden Partnern zu ähnlichen Anteilen erwirtschaftet wird. Bei einem nicht unbeträchtlichen Teil der Familienernährerinnen-Haushalte muss dagegen von einer Armutsgefährdung ausgegangen werden: Paarhaushalte mit Familienernährerin sind (je nachdem, ob West-, Ost- oder Gesamtdeutschland betrachtet wird) zwei- bis dreimal so häufig, alleinerziehende Familienernährerinnen sogar zehnmal so häufig von Armut⁵ betroffen wie Paare mit egalitärer Einkommenserwirtschaftung.

Wie die quantitativen Auswertungen deutlich machten⁶, kann die

Familienernährerinnenrolle durch eine Vielzahl unterschiedlicher Gründe und Konstellationen entstehen. Multivariate Modelle zeigten. dass vor allem eine fehlende oder prekäre Erwerbstätigkeit des Mannes die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass die Frau im Paarhaushalt die Rolle der Familienernährerin einnimmt. Am stärksten erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass die Frau Familienernährerin ist, wenn der Mann arbeitslos oder nicht erwerbstätig ist. Auch der Rentenbezug des Mannes hat einen signifikanten positiven Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit einer Familienernährerinnenkonstellation. Teilzeitbeschäftigung, selbstständige Tätigkeit und/oder ein niedriges relatives Einkommen des Mannes erhöhen ebenfalls die Wahrscheinlichkeit einer Familienernährerinnenkonstellation, und zwar stärker als ein hohes relatives Einkommen der Frau. Im Dienstleistungsbereich tätige Männer haben eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, im Verdienst von ihrer Partnerin übertroffen zu werden, während umgekehrt eine Erwerbstätigkeit der Frau im Dienstleistungssektor und im Handel die Wahrscheinlichkeit (z.B. im Vergleich zu Tätigkeiten im öffentlichen Dienst) vermindert, dass die Frau den überwiegenden Anteil des Familieneinkommens beiträgt.

Hohe Bedeutung kommt also vor allen Dingen der Situation des Partners der Familienernährerin zu. Dabei verdeutlicht die Längsschnittperspektive, dass sich hinter dem ausfallenden Einkommen des männlichen Partners unterschiedliche Situationen und Belastungslagen verbergen können. So muss davon ausgegangen werden, dass ein gering qualifizierter und bereits langzeitarbeitsloser Partner ein weniger hohes Potenzial besitzt, langfristig zur Verbesserung der wirtschaftlichen Situation des Gesamthaushaltes beitragen zu können, als dies bei einem hochqualifizierten Mann in transitorischer Erwerbslosigkeit der Fall ist. Es zeigt sich, dass die für eine nachhaltige Erwerbsintegration relevanten Charakteristika des Partners (z.B. Qualifikationsniveau, Motivation, Aufenthaltsstatus) einen Einfluss darauf nehmen, ob eine Familienernährerin ihren Status als dauerhaft einschätzt und in der Folge motiviert sein könnte, Veränderungen im Rahmen ihres Erwerbs- und Lebensarrangements anzustreben⁷.

Die Auswertungen machten deutlich, dass es sich bei den Familienernährerinnenhaushalten keinesfalls mehrheitlich um Familien handelt. die das männliche Ernährermodell "mit umgekehrten Vorzeichen", das heißt mit einer umgekehrten Verteilung der Geschlechterrollen leben. Wie sich zeigte, können Frauen zwar auf der Basis einer guten beruflichen Position und eines hohen Erwerbseinkommens in der Rolle der Familienernährerin sein. Mehrheitlich finden wir jedoch Frauen in der Rolle der Familienernährerin. die als Alleinerziehende oder Partnerin eines nicht beziehungsweise nicht gut in den Arbeitsmarkt integrierten Mannes trotz eines durchschnittlichen oder sogar niedrigen persönlichen Einkommens die überwiegende Verantwortung für die finanzielle Versorgung ihrer Familie tragen. Arbeitslosigkeit, prekäre Selbstständigkeit, niedrige Löhne und – nicht zuletzt aufgrund der verschärften Anrechnungsvorschriften innerhalb der Bedarfsgemeinschaft – abgesenkte Sozialleistungen von Männern tragen dazu bei, dass auch solche Frauen, die nur Teilzeit arbeiten, in typischen Frauenbranchen tätig sind und niedrige Löhne beziehen, zunehmend in die Rolle der Familienernährerin gelangen.

Ungeachtet der oft schwierigen Situation von Familienernährerinnen sind diese allerdings nicht durchweg mit ihrer Situation unzufrieden. Auch wenn Zufriedenheitsbefragungen methodisch schwierig sind und nur mit Vorsicht interpretiert werden dürfen, wurde doch deutlich, dass es neben den Alleinerziehenden, deren besondere Belastung in vielen Punkten augenfällig war, in Paarfamilien vor allem die männlichen Partner der Familienernährerinnen waren, die mit ihrer Situation wenig zufrieden sind, während die Familienernährerinnen selbst ihre Lebensumstände deutlich positiver einschätzten. Die niedrigsten Werte bezüglich der allgemeinen Lebenszufriedenheit weisen die Partner ostdeutscher Familienernährerinnen auf, unter denen ein größerer Teil arbeitslos ist als unter den Partnern westdeutscher Familienernährerinnen (Tab. 3).

Wandel von Geschlechterarrangements in Familienernährerinnenhaushalten? – Ausgewählte Ergebnisse der qualitativen Studie

Der Präferenztheorie zufolge hat der Individualisierungsprozess dazu geführt, dass Frauen: "have genuine choices in how to shape their lives (...) there are no major constraints limiting choice or forcing choice in particular directions"8. Heterogene Erwerbsmuster von Frauen werden diesem Erklärungsansatz folgend über eine Ausdifferenzierung ihrer Präferenzen für unterschiedliche Lebensstile erklärt. Auf Basis ihrer quantitativen Analyse des Erwerbsverhaltens von britischen und USamerikanischen Frauen kommt Hakim zu dem Schluss, dass drei Präferenztypen zu identifizieren seien, die das Erwerbsverhalten von Müttern maßgeblich prägen und eine dementsprechende Diversität politischen Handelns erfordern würden: Mütter, deren Fokus eher auf der familienbezogenen Arbeit (home-/ family-centred) oder primär auf der Erwerbsarbeit läge (work-centred) und jener Präferenztyp, dessen Prioritäten sich im Lebensverlauf, und hier im Besonderen entlang der sich verändernden Intensität der Fürsorgebedarfe, verschieben würden (adaptive).

Eine Gruppierung von Müttern entlang ihrer Erwerbsintegration vorzunehmen und von diesem *outcome* auf 'Präferenzen' zu schließen, ist als tautologisch und wenig hilf-

reich im Hinblick auf die Fragestellung kritisiert worden, wie und auf der Basis welcher Einflussfaktoren sich eine Entscheidungsfindung von Müttern vollzieht⁹. KritikerInnen haben erstens aufgezeigt, dass sich sowohl das Erwerbsverhalten als auch die Haltung von Frauen zu ihrer Berufstätigkeit

führen, ignoriert, so gerät auch aus dem Blick, dass Wahlmöglichkeiten und Entscheidungsspielräume wesentlich auch durch Haltung und Verhalten der miteinander in Beziehung befindlichen Menschen bestimmt werden¹⁰. Wie dargestellt, kann beispielsweise eine beeinträchtigte Erwerbsfähigkeit des

Ausfluss von Ungleichzeitigkeiten und Widersprüchen in der Entwicklung der Geschlechterkultur und Geschlechterordnung sind. Treten Defizite beziehungsweise Passunfähigkeiten zwischen individuellen/haushaltsbezogenen und institutionellen oder normativen Ressourcen auf, so kann die Möglichkeit, die

	sonen in aushalten	Personen in Paarhaushalten mit Familienernährerin				Personen in egalitären Paarhaushalten		alleinerziehende Frauen
Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Deutschla	Deutschland							
7,1	7,0	7,1	6,5	7,2	7,1	7,0	6,9	6,5
Westdeut	Westdeutschland							
7,2	7,1	7,4	6,8	7,2	7,2	7,1	7,0	6,6
Ostdeutso	Ostdeutschland							
6,7	6,7	6,4	5,9	6,8	6,9	6,8	6,8	6,4

Mittelwerte, Skala von 0 (ganz und gar unzufrieden) bis 10 (ganz und gar zufrieden).

(3) Allgemeine Lebenszufriedenheit von Frauen und Männern in unterschiedlichen Haushaltstypen (Deutschland, Westdeutschland, Ostdeutschland, Personenebene, 2007, Skala von 0 – 10).

Quelle: Sozio-Ökonomisches Panel (SOEP), Projektberechnungen von Tanja Schmidt/Wolfram Brehmer, Stand: März 2011.

nicht von der sozialen und beruflichen Position beziehungsweise dem institutionellen Kontext, in dem Entscheidungen getroffen werden, entkoppeln lassen. So sind beispielsweise die konkreten Erwerbsbedingungen, die beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten sowie Kultur am Arbeitsplatz in ihrer Wechselwirkung mit dem subjektiv erwünschten Lebensschwerpunkt, der Aufteilung der Reproduktionsarbeit zwischen den Partnern und einer Kosten-Nutzen-Analyse im Hinblick auf die Kinderbetreuung in den Blick zu nehmen. Hier zeigt sich auch, dass die von Hakim benannten Präferenztypen zu statisch sind, um Veränderungen – auch jenseits sich wandelnder Fürsorgeaufgaben - im Lebensverlauf abbilden zu können. Beispiele sind eine gesteigerte Erwerbsorientierung infolge von beruflicher Fortbildung und Aufstieg oder auch die Notwendigkeit, unerwartet als Familienernährerin agieren zu müssen. Werden die strukturellen Bedingungen, die zu einer Entscheidungsfindung

Partners den Entscheidungs- und Handlungsspielraum drastisch reduzieren. Das faktische Erwerbs- und Einkommensarrangement in der Familie muss somit nicht zwingend die 'Präferenz' für ein bestimmtes Lebensmodell spiegeln.

Drei Bewegungsmomente im Geschlechterarrangement sind im Hinblick auf Art und Umfang der Erwerbsbeteiligung von besonderer Bedeutung: Kulturelle Leitbilder können institutionellen Rahmenbedingungen vorauseilen, so dass institutional lags (beispielsweise im Bereich der Kinderbetreuung) es Frauen unmöglich machen, in jenem Umfang erwerbstätig zu sein, wie es ihren Wünschen oder auch den finanziellen Notwendigkeiten des Haushaltes am ehesten entsprechen würde. Umgekehrt vermag sich die Politik gesellschaftlicher Institutionen auf Leitbilder zu beziehen, die nicht mit den Präferenzen der Bevölkerungsmehrheit oder bestimmter sozialer Gruppen übereinstimmen (cultural lags). Schließlich kann es auch innerhalb der Orientierung der Frauen selbst zu Ambivalenzen kommen, die eigentlich gewünschten Dinge zu tun, derart beeinträchtigt werden, dass eine Verformung des eigentlich erstrebten Lebensentwurfes bis hin zu einem fragilen, unerwünschten, gar alternativlosen Gesamtarrangement erfolgt.

Es war ein Ziel des Projektes, etwaige Aushandlungsprozesse in Haushalten mit Familienernährerin im Hinblick auf das Geschlechterarrangement zu identifizieren. Hierbei sind interne und externe Bedingungen beziehungsweise Hemmnisse zu unterscheiden, die die Haltung und das Verhalten von Müttern (und ggf. Vätern) moderieren, so zum Beispiel Vorstellungen darüber, was eine gute Kinderbetreuung ausmacht (intern) und Beschränkungen, die sich aus vorgefundenen Öffnungszeiten der institutionellen Betreuungsinfrastruktur (extern) ergeben. Zeigen sich gravierende Diskrepanzen zwischen diesen beiden Anforderungssphären, muss eine Kompromissbildung erfolgen: Üblicherweise findet mit der Zeit eine Veränderung der Haltung infolge einer strukturellen Gegebenheit statt. Iedoch ist unter bestimmten Bedingungen auch eine Modifikation des Verhaltens zum Schutz der internen Haltungen denkbar (z.B. Reduktion der Erwerbstätigkeit, um sich dem Kind mehr widmen zu können).

Im Rahmen des (westdeutschen) qualitativen Projekts wurden 44 leitfadengestützte Interviews und eine Gruppendiskussion mit Familienernährerinnen geführt, um detaillierten Aufschluss über die tatsächlichen familiären Arrangements, die erwerbs- und familienbezogenen Strategien und die Bewertungen der gelebten Arrangements durch die "Familienernährerinnen" zu erlangen. Innerhalb des untersuchten Samples von Familienernährerinnen ließen sich drei Haupttypen mit je unterschiedlichem Bewegungsradius und einem demgemäß differierenden Maß an Aushandlungsprozessen identifizieren: Es fand sich erstens eine Gruppe von Müttern, die ein erhebliches Entwicklungsdefizit und (überwiegend) einen Mangel an Möglichkeitsstrukturen aufwies, und zwar sowohl mit Blick auf eine potenzielle Modifikation des Verhaltens als auch der Haltung und dies sowohl in der Erwerbssphäre als auch im Rahmen der familiären Arrangements. Zweitens kristallisierte sich eine Gruppierung von Familienernährerinnen heraus, bei denen die Erwerbstätigkeit, weniger jedoch die familiale Sphäre Raum für Gestaltung, Neu-Justierung und Verhandlung bot. Schließlich war drittens ein Typus identifizierbar, in deren Leben sowohl in der Sphäre der Erwerbstätigkeit als auch in jener der Familie Bewegungen und Aushandlung feststellbar waren¹¹.

Dabei stellten sich Einfluss und Formbarkeit der internen und externen Einflussfaktoren auf das Lebensarrangement zwischen diesen Gruppierungen der Familienernährerinnen sehr unterschiedlich dar und verwiesen in hohem Maße auf Differenzen entlang der sozialen Lage. Insbesondere die erste Gruppe machte Umstände deutlich, die im Rahmen der Präferenztheorie bisher wenig Beachtung gefunden haben,

namentlich die Möglichkeit, dass Individuen weder Verhalten noch Haltung justieren können und dies im Besonderen aufgrund sozialpolitischer Rahmenbedingungen, deren Ausgestaltung dazu beiträgt, Menschen zu einer subjektiv akzeptablen Kompromissbildung zwischen Verhalten und Haltung beziehungsweise zur gelingenden Moderation zwischen internen und externen Anforderungen zu befähigen. Wo dies nicht gelingen kann, bilden sich: "(…) moralische Dilemmata aus (…), die das Ergebnis von Widersprüchlichkeiten und Ungleichzeitigkeiten" sind12 und es treten Lebensarrangements zutage, die von Ressourcenarmut, Fragilität und sehr beschränkten Bewegungsspielräumen gekennzeichnet sind.

Besonders kritisch ist den Projektergebnissen zufolge die Situation derjenigen Familienernährerinnen, die aufgrund ihrer familiären und beruflichen Situation angesichts niedriger Ressourcenausstattung die häufig die Folge früherer Lebensereignisse und -entscheidungen ist - kaum eine Möglichkeit haben, die Rolle der Familienernährerin positiv zu füllen. Hier finden sich dauerhaft unerwünschte und wenig gestaltbare Lebensarrangements, bei denen sich von "Prekarität im Lebenszusammenhang" sprechen lässt. Doch auch die häufig unfreiwillig zur Familienernährerin gewordenen, aber aktiv um Verbesserung ihrer Situation bemühten Frauen erfahren mit ihren Familien wenig Unterstützung: Der segmentierte Arbeitsmarkt, der ihnen in frauentypischen Berufen oft nur geringe Beschäftigungssicherheit und eine geringe Bezahlung offeriert, bietet wenig Chancen zur beruflichen Weiterentwicklung. Wenn ein Aufstieg in erfolgversprechende Positionen möglich ist, dann in der Regel nur unter Inkaufnahme hoher Ansprüche an die zeitliche und räumliche Verfügbarkeit. Gleichzeitig erfährt Teilzeitarbeit für Männer, die zur Entlastung des familiären Arrangements beitragen könnte, nach wie vor nur wenig Anerkennung und Förderung. Bei den beruflich gut etablierten und erfolgsorientierten Frauen, die die Haupternährerinnen ihrer Familie sind, zeigen sich ohne Frage auch Chancen der neuen Aufgabenverteilung. Doch wird auch hier das Problem deutlich, dass für die männlichen Partner keine korrespondierenden, akzeptablen Rollenmuster bereit stehen.

Das Festhalten an herkömmlichen Rollenbildern betrifft allerdings beide Geschlechter: Wie die Untersuchung gezeigt hat, wird der Mann, dessen Einkommen weggefallen ist, dennoch von beiden Partnern oft weiterhin als "ausfallender Ernährer" empfunden. Es muss nicht unbedingt zu gewandelten Rollenleitbildern kommen; stattdessen investieren die ungeplant zu Familienernährerinnen gewordenen Frauen häufig sogar zusätzliche Kraft, um ihren Partnern zurück in eine gesicherte Erwerbsposition und damit die Ernährerrolle zu verhelfen und die "alte Ordnung" wiederherzustellen. Auch hierdurch kommt es häufig zu einer Kumulation von Belastungslagen.

(Sozial-)politischer und betrieblicher Handlungsbedarf

Zahlreiche gesetzliche Vorgaben auf EU-Ebene wie auch in Deutschland zielen auf die Gleichstellung von Frauen und Männern auf dem Arbeitsmarkt ab. Die rechtlichen Rahmenbedingungen sollten insofern vermuten lassen, dass die Erwerbs- und Einkommenskonstellation im Haushalt Privatangelegenheit der Haushaltsmitglieder und das Phänomen der "Familienernährerinnen" kein Anlass für weitere rechtliche und (sozial-)politische Regulierung sei. Im Gegenteil: Auf den ersten Blick könnte die Zunahme des bisher geringen Anteils weiblicher Hauptverdiener im Haushalt als Indiz für eine fortschreitende Gleichstellung der Geschlechter angesehen werden.

Doch Frauen ernähren ihre Familien ungeachtet des gesetzlichen

Regelungsstandes zur Gleichstellung, wie dargestellt wurde, unter anderen Bedingungen als Männer. Oft reicht ihr Einkommen nicht aus, um die Familie auch wirklich vollständig zu versorgen und abzusichern. Da viele dieser Frauen einkommensschwache Ernährerinnen sind, bleiben die Familien vielfach weiterhin auf Transferzahlungen angewiesen. Auch dort, wo das Einkommen die Familie über die Schwelle der Bedürftigkeit hebt, werden Schwierigkeiten deutlich, die - wie sich vor allem an dem hohen Anteil von "unfreiwillig" zur Familienernährerin gewordenen Frauen zeigt - teils mit verinnerlichten Rollenmustern, teils mit allgemeinen Bedingungen der Erwerbs- und besonders der Frauenerwerbstätigkeit sowie institutionellen Rahmenbedingungen in Verbindung stehen.

Die Ausbreitung des Phänomens "Familienernährerin" und die Bedingungen, unter denen Frauen die Hauptverantwortung für das Familieneinkommen tragen, sind keineswegs abgekoppelt von der Entwicklung des institutionellen Settings in Deutschland. Durch die arbeitsrechtliche und sozialstaatliche Regulierung wird die Zunahme von Haushalten mit weiblicher Familienernährerin gegenwärtig teils behindert, teils forciert: Einerseits erschweren die bisher kaum angetastete Förderung der Einverdienerund Zuverdienerehe, fortbestehende Defizite im Bereich der öffentlichen Kinderbetreuung und Altenpflege, aber auch der hartnäckige Fortbestand struktureller Probleme der Frauenerwerbstätigkeit (Lohnlücke, gläserne Decke) eine stabile Karriereentwicklung von Frauen und dürften die Zunahme von weiblichen Familienernährerinnen in höheren Einkommenssegmenten bzw. bei stabiler Erwerbsintegration des Mannes weiterhin bremsen.

Gleichzeitig wird andererseits das weibliche Ernährermodell im Rahmen neuerer arbeitsmarkt-, sozialpolitischer und familienrechtlicher Reformen durch neue Anforderungen an die Arbeitsmarktpartizipation aller Erwerbsfähigen in der Bedarfsgemeinschaft und durch Ausweitung der Subsidiarität (z.B. im SGB II, im SGB XII, aber auch im reformierten Unterhaltsrecht) forciert. Diese "Aufkündigung des deutschen Ernährermodells ,von unten"13 führt zu neuen Risiken und Problemen. In diesem Segment greifen die fortbestehenden Normvorstellungen des männlichen Ernährermodells nur begrenzt und lassen sich nicht ohne weiteres auf Frauen übertragen. So führt das hinzukommende, zumeist geringe Erwerbseinkommen der Frau bei Arbeitslosigkeit des Partners zum Beispiel schnell zu Anrechnung auf die ALG II-Ansprüche des Mannes und kann kaum zur Erhöhung des Haushaltseinkommens beitragen. Familienernährerinnen im unteren Einkommensbereich profitieren zudem oft weniger von den so genannten "positiven Maßnahmen der De-Familialisierung/ Re-Kommodifizierung", die in den letzten Jahren in Deutschland eingeführt wurden¹⁴: Diese bevorzugen nämlich solche Mütter, die verheiratet sind, sich Teilzeitarbeit leisten können und solche, die sich externe Unterstützung im Haushalt leisten können. Die an die Ehe anknüpfenden Leistungen erreichen ohnehin nur (noch) einen begrenzten Teil der Familienhaushalte. Dies gilt vor allem für Ostdeutschland, wo die Ehe eine geringere Bedeutung hat als im Westen. Widersprüchliche politische Signale und fortbestehende Rollenmuster bewirken zudem, dass vor allem Probleme beim unerwarteten beziehungsweise unfreiwilligen Rollenwechsel (z.B. vom männlichen zum weiblichen Familienernährerhaushalt) auftreten.

Welche Rahmenbedingungen und Unterstützungsmaßnahmen benötigen Frauen, die als Familienernährerinnen die finanzielle Hauptverantwortung für den Lebensunterhalt ihrer Familie tragen? Einige Punkte seien hier herausgestellt¹⁵: • Das Phänomen der Familiener-

• Das Phanomen der Familienernährerin macht deutlich, dass es in der Familien-, Sozial- und Arbeits-

marktpolitik nicht nur darum gehen kann, das Individuum zu betrachten. Vielmehr muss der oder die Einzelne in seinen/ihren komplexen Beziehungen im Paar- und Familienzusammenhang bei der Gestaltung von institutionellen Rahmenbedingungen und Maßnahmen in den Blick genommen werden. Eine prekäre Lebenssituation entsteht nicht (allein) aus einem bestimmten Arbeitsverhältnis, sondern durch die Kumulation von Belastungslagen im Lebenszusammenhang - eine Zuverdienerin mit einem Minijob im Einzelhandel, einem gut verdienenden Ehemann und passgenauen Betreuungsarrangements für ihre Kinder kann sich aktuell in einer für sie sehr zufriedenstellenden Situation befinden, während ihre vollzeiterwerbstätige Kollegin mit arbeitslosem Mann und fehlender Kinderbetreuung ihre Familie unter finanziell und emotional schwierigsten Bedingungen versorgt. Menschen treffen ihre Lebensentscheidungen gemeinsam faktisch werden allerdings die Folgen bestimmter familiärer Entscheidungen in späteren Lebensphasen nicht gleichermaßen von den Beteiligten getragen. So werden die finanziellen Risiken einer gemeinschaftlich beschlossenen asymmetrischen Arbeitsteilung zwischen den Partnern beziehungsweise eines familiär bedingten Erwerbsausstiegs der Frau überwiegend von dieser selbst getragen, zum Beispiel in Form eines hohen Armutsrisikos nach Trennung und Scheidung oder einer niedrigen eigenständigen Altersrente¹⁶. Wo Frauen aus traditionellen Biografieverläufen heraus durch den Ausfall des Erwerbseinkommens des männlichen Familienernährers ungeplant in die Situation kommen, die Familie zu ernähren, werden die Folgen von Erwerbsunterbrechungen und ausgebliebener Karriereentwicklung, aber auch strukturelle Rahmenbedingungen der Frauenerwerbstätigkeit wie niedrige Löhne das Fehlen von Vollzeitarbeitsverhältnissen in typischen Frauenbranchen für die ganze Familie spürbar. Wenn diese

Verschränkung von Entscheidungen (im Sinne von "linked lives") nicht berücksichtigt wird, läuft eine Politik, die sich zunehmend weg von der Familie bewegt und stärker auf das Individuum konzentriert, Gefahr, eine falsch verstandene Individualisierung zu forcieren.

• Wenn das Konstrukt der Bedarfsgemeinschaft ernst genommen wird, so ist eine dynamische, lebenslaufbezogene Perspektive einzunehmen. Zwar befanden sich viele Familienernährerinnen im qualitativen Sample des Projekts schon über viele Jahre, oft seit Beginn der Partnerschaft oder Familiengründung, in der Rolle der Familienernährerin. Dennoch ist der Befund ins Bewusstsein zu rufen, dass unterschiedliche geplante oder ungeplante Lebensereignisse dazu führen, dass Männer und Frauen die finanzielle Hauptverantwortung für ihre Familie übernehmen und auch wieder abgeben. Die Situation und das Selbstverständnis vieler Familienernährerinnen verweisen damit auf einen transitorischen Zustand. Statusorientierte Politikansätze sind hier nur bedingt angebracht. Die Politik muss vielmehr die Übergänge in den Blick nehmen, durch die bestimmte Erwerbs- und Einkommenskonstellationen im Haushalt entstehen und sich auch wieder verändern (lassen). Vermittlungshilfen in den Arbeitsmarkt müssen auch die Möglichkeit der alternierenden Hauptzuständigkeit für das Familieneinkommen in Betracht ziehen. Arbeitsverhältnisse, die die Möglichkeiten einer (späteren) Übernahme der Familienernährerrolle einschränken - wie zum Beispiel Minijobs, Niedriglohnjobs - dürfen sozialund arbeitsmarktpolitisch nicht als dauerhafte Form der Erwerbsarbeit gefördert werden, sondern müssen vielmehr politisch gezielt begrenzt und eingeschränkt werden.

• Die Situation der Familienernährerinnen führt in vielen familien-, sozial- und arbeits(markt)politischen Punkten zu altbekannten Defiziten und gleichstellungspolitischen Forderungen, die allerdings durch diese

neue Perspektive noch einmal Nachdruck und Gewicht erhalten. Wie deutlich wurde, werden aufgrund der Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt und in der Arbeitsmarktpolitik, aber auch durch den gesellschaftlichen Wandel heute häufig Frauen in typischen Frauenberufen zu Familienernährerinnen. Zum einen handelt es sich oft um soziale Berufe und andere Dienstleistungstätigkeiten - wie Altenpflegerinnen, Erzieherinnen, Verkäuferinnen – die ohnehin mit einer hohen physischen und psychischen Belastung und erheblichen Anforderungen an zeitliche Flexibilität einhergehen. Zum anderen sind es Tätigkeiten, die traditionell als "Zuverdiensttätigkeiten" gelten und in denen sich für Frauen auch bei Vollzeittätigkeit kein "Familienlohn" erzielen lässt. Dies verweist auf die Problematik des in Deutschland besonders ausgeprägten geschlechtsspezifischen Lohngefälles (Gender Pay Gap). Hier könnten Förderaufträge des Gesetzgebers an die Arbeitnehmervertretungen oder Prüf- und Dokumentationspflichten der Tarifvertragsparteien im Hinblick auf Entgeltgleichheit einen Beitrag zur Verbesserung der bestehenden Situation leisten. Auch von einer gesetzlichen Regelung, die die Präsenz von Frauen in Führungspositionen stärkt, wären Impulswirkungen im Hinblick auf verbesserte Karriere- und Einkommenschancen von Frauen zu erwarten.

• Ein bemerkenswerter Befund der quantitativen Auswertungen wie der qualitativen Untersuchung war das häufige Zusammentreffen von weiblicher Familienernährerrolle und Selbstständigkeit des männlichen Partners. Dabei handelte es sich überwiegend um Formen der Soloselbstständigkeit, die wenig Einkommen generierte, jedoch mit hohem zeitlichen Einsatz und entsprechend wenig zeitlichen Ressourcen des Mannes zur Übernahme von Hausund Familienarbeit einherging. An den untersuchten Beispielen wurde deutlich, dass entsprechende Formen von ("neuer") Selbstständigkeit

einer besseren sozialen Absicherung bedürfen. Dies gilt vor allem dann, wenn sie aus der Arbeitslosigkeit entstehen und arbeitsmarktpolitisch weiter forciert werden sollen.

• Zwar weisen einschlägige Untersuchungen immer wieder darauf hin, dass das Thema "Familienfreundlichkeit" zunehmend seinen Weg in das Selbstverständnis deutscher Unternehmen finde und die große Mehrheit der Betriebe inzwischen flexible Arbeitszeitmodelle und andere Arrangements anbiete, die die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erleichtern können. Diesen Befunden stehen jedoch andere, auch in dieser Studie bestätigten Erkenntnisse gegenüber, die darauf hindeuten, dass da, wo entsprechende Maßnahmen faktisch benötigt würden, diese keinesfalls immer eine realisierbare Option darstellen. Mehr noch: Vielfach werden sogar allgemein bestehende Rechtsansprüche - wie der Rechtsanspruch auf Elternzeit, auf Freistellung bei Erkrankung des Kindes oder auf Teilzeitarbeit – von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern aus Angst um die eigene Beschäftigungsperspektive und Entwicklung im Unternehmen nicht genutzt. In anderen Fällen berichteten Familienernährerinnen von Diskriminierung bei Inanspruchnahme familienpolitischer Optionen, zum Beispiel Elternzeit. Angesichts einer angespannten Situation auf dem Arbeitsmarkt vor allem für Personen mit weniger guter Ausbildung und einer Betriebskultur, in der viele Signale durchaus nicht zur Nutzung entsprechender Rechte und Optionen ermuntern, können bestehende familienpolitische Regelungen und Leistungen ihre Wirkung faktisch oft gar nicht entfalten. Gerade Frauen, die die Verantwortung für das Familieneinkommen tragen, können entsprechende Risiken nicht ohne Weiteres eingehen. Ihre männlichen Partner profitieren oft ebenfalls wenig vom bestehenden Portfolio familienpolitischer Leistungen - entweder, weil sie die angestrebte bessere (Re-)Integration in den Arbeits-

hin von vielen potenziell entlastenden Optionen nicht erreicht werden. Hier gilt es, Anforderungen für die Personalpolitik zur Schaffung einer vereinbarkeitsfreundlichen Unternehmenskultur zu formulieren und Unternehmen zu motivieren, familiäre und lebenslaufbezogene Bedarfe ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Rahmen einer "lebensereignisorientierten Personalentwicklung" stärker in den Blick zu nehmen. • Für viele Familienernährerinnen stellen nach wie vor unbefriedigende Bedingungen im Umfeld der öffentlichen Kinderbetreuung eine besondere Quelle der Belastung dar. Keineswegs steht der Wunsch nach einer unbegrenzten Ausdehnung der Betreuungszeiten oben auf der Prioritätenliste. Gerade Frauen mit mittleren Bildungs- und Qualifikationsabschlüssen - die quantitativ die größte Gruppe der Familienernährerinnen stellen - haben häufig das Leitbild von der guten Mutter als Versorgerin der Kinder stark inkorporiert. Die zeitlich umfangreiche Fremdbetreuung wird von vielen Familienernährerinnen in Westdeutschland nach wie vor als nicht erstrebenswert betrachtet. im Rahmen ihrer Erwerbs- und Lebenssituation aber pragmatisch als notwendig angesehen und akzeptiert. Die Gestaltung der öffentlichen Betreuung muss in diesem Kontext unterschiedliche Vorstellungen von Elternschaft und wechselnde Bedürfnisse von Eltern besser begleiten: Bring- und Abholzeiten müssen flexibler gestaltet werden und spontane Möglichkeiten für Eltern zulassen. Starre Vorausbuchungsregelungen für Betreuungsstundenkontingente, wie sie in NRW eingeführt wurden, haben ihr Ziel, familiär unterschiedliche Bedürfnisse bezüglich des zeitlichen Betreuungsumfangs zu befriedigen, überwiegend nicht erreicht. Wie deutlich wurde, ist gerade für Haushalte mit prekären Einkommenslagen und fragilen, wechselnden Erwerbsarrangements

markt nicht gefährden wollen, oder

aber, weil sie als Selbstständige ohne-

weder eine entsprechend weitsichtige Vorausplanung des benötigten Stundenvolumens möglich, noch die prophylaktische Vorausbuchung einer mit entsprechenden Kosten verbundenen, eventuell später nicht benötigten Ganztagsbetreuung. Auch fortbestehende quantitative und qualitative Mängel in der Schulbetreuung werden von den Familienernährerinnen immer wieder als Problemfeld angesprochen und eine zuverlässige Ganztagsbetreuung eingefordert. Auch wenn dies ein generelles Interesse vieler Eltern sein dürfte, wird doch deutlich, dass Familienernährerinnen auch deshalb besondere Schwierigkeiten haben (können), ihre Rolle zu akzeptieren, weil sie hohe Ansprüche an eine gute Betreuung ihrer Kinder haben, die sie durch die zur Verfügung stehenden öffentlichen Betreuungseinrichtungen nicht immer gewährleistet sehen. • Als Alleinerziehende, aber auch in Paarfamilien sehen sich Familienernährerinnen mit vielfältigen Anforderungen konfrontiert, auf die sie häufig nicht gut vorbereitet sind. In den Interviews wurde wiederholt der Wunsch nach einer besseren Beratung und Begleitung artikuliert.

Dies betrifft zum einen eine bessere Information über familien- und sozialpolitische Leistungsansprüche und Institutionen. Ebenso werden bessere Hilfestellungen der Arbeitsmarktpolitik und der Arbeitgeber beim Wiedereinstieg und zur individuellen Förderung der beruflichen Entwicklung angemahnt. Angesichts einer Entwicklung, bei der zunehmend auch Frauen in die Rolle der Familienernährerin geraten, während Männer sich immer öfter in ihrer Erwerbstätigkeit verunsichert und ihrer Ernährerrolle "beraubt" sehen, gilt es, Frauen und Männer schon in der Schule besser auf alternative Rollenmuster vorzubereiten und ihnen Lebensführungskompetenzen zu vermitteln.

Es lässt sich festhalten: Die deutsche Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik, die gegenwärtig mit einer inkonsistenten Mischung von Regelungen und Leistungen teilweise am Bild des männlichen Familienernährers, teilweise an einem gleichberechtigtegalitären Zweiverdienermodell anknüpft, ist auf die neuen Konstellationen und Bedarfe von "Familienernährerinnenhaushalten" bisher nicht adäquat eingestellt. Eine sozialpolitische Strategie der Förderung eines gleichberechtigten Geschlechtermodells müsste die widersprüchlichen sozialpolitischen Signale beseitigen, eigenständige Ansprüche an die Stelle abgeleiteter Ansprüche setzen, die institutionellen Rahmenbedingungen für Kinderbetreuung und andere Formen der Fürsorgearbeit adäquat gestalten, Mädchen und Jungen Kompetenzen zur eigenverantwortlichen Lebensführung vermitteln und auf ein breiteres Spektrum an Rollenoptionen vorbereiten sowie – last but not least - die Erwerbs- und Einkommenschancen von Frauen verbessern.

Summary

The paper deals with a household type that to date has rarely been in the focus of gender research: families with a female breadwinner earning the major part of the household income. Drawing on the results of a research project that has been realized in the years 2008-2011, the paper analyses this untraditional household type with both quantitative and qualitative methods. In the first part, data from the German Socio-Economic Panel (GSOEP) is analyzed to get a clearer picture of the quantitative development of female breadwinner families and the composition of this group. It is shown that the status of a female breadwinner can stem from a voluntary decision, e.g. when women have a better position on the labor market than their partners, or from an involuntary constellation, e.g. when the partner is unemployed or disabled. As multivariate analyses show, the male partner's situation contributes

much more to the explanation of the female breadwinner constellation than the characteristics of the female partner.

In the second part the paper focuses on qualitative results of the project, namely on the question of how female breadwinners actually deal with their untraditional role. Particular attention is paid to female breadwinners in low income groups, with flexible work and discontinuous careers. Analyzing interview data, it is shown how these women happened to become female breadwinners and how they deal with it. As it is shown, different types of female breadwinners employing a range of strategies can be identified. It also becomes clear that the actual gender arrangements do not necessarily reflect a preference or a voluntary choice, and that a female breadwinner does not automatically lead to a shift of gender roles in the family. The final section of the article shows that labor markets, social policy and the overall institutional framework in Germany are actually not prepared to support female breadwinner families adequately.

Anmerkungen

- 1) Pfau-Effinger 2000
- 2) Team West: Projektleitung Ute Klammer, Projektmitarbeiterinnen Sabine Neukirch und Dagmar Weßler-Poßberg; Team Ost: Projektleitung Christina Klenner, Kooperation mit Svenja Pfahl und Kathrin Menke, SowiTra Berlin; quantitative Auswertungen unter Mitwirkung von: Wolfram Brehmer, Tanja Schmidt, Toni Hahn. Die hier dargestellten Projektergebnisse basieren insofern auf der Arbeit aller Projektbeteiligten. Zu detaillierteren Ausführungen siehe vor allem den Projektendbericht: Klammer, Neukirch, Weßler-Poßberg (2012); darüber hinaus: Klammer, Klenner, Pfahl (2011), Brehmer, Klenner, Klammer (2010) sowie Klenner, Klammer (2009).
- 3) Klenner, Klammer 2009
- 4) s.a. Brehmer, Klenner, Klammer 2010, 27f.
- 5) Armutsgrenze 50 % des durchschnittlichen Nettoäquivalenzeinkommens.
- 6) Klammer, Neukirch, Weßler-Poßberg 2012, Brehmer, Klenner, Klammer 2010
- 7) vgl. auch Drago et al. 2005
- 8) Hakim 2002: 18, 169
- 9) vgl. u.a. Crompton 2006

- 10) BMFSFJ 2011
- 11) ausführlich Klammer, Neukirch, Weßler-Poßberg 2012, Kap. 10
- 12) Pfau-Effinger 2000, 83
- 13) Knuth 2006
- 14) Leitner, Ostner, Schratzenstaller 2004, 18
- 15) ausführlich Klammer, Klenner, Pfahl 2011

16) BMFSFJ 2011, Klammer, Motz 2011

Literatur

- BMFSFJ (Hrsg.): Neue Wege Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Erster Gleichstellungsbericht. Bundestagsdrucksache 17/6240. Berlin 2011.
- Brehmer, W., Klenner, C., Klammer, U.: Wenn Frauen das Geld verdienen – eine empirische Annäherung an das Phänomen der "Familienernährerin", WSI-Diskussionspapier Nr. 170. Düsseldorf 2010.
- Crompton, R.: Caring and Working, in: Crompton, R. (Hrsg.): Employment and the Family. The Reconfiguration of Work and Family Life in Contemporary Societies, Cambridge 2006, 31–61.
- Drago, R., Black, D., Wooden, M.: Female breadwinner families. Their existences, persistences and sources, in: Journal of Sociology 4/2005, 343–362.
- Hakim, C.: Work-Lifestyle Choices in the 21st Century. Preference Theory, 2. Aufl., Oxford 2002.
- Klammer, U., Klenner, C., Pfahl, S.: Frauen als Ernährerinnen der Familie: Politische und rechtliche Herausforderungen, in: BMFSFJ (Hrsg.): Zeit für Verantwortung im Lebensverlauf Politische und rechtliche Handlungsstrategien, Dokumentation der Tagung am 29.11.2010 im Deutschen Bundestag, Paul-Löbe-Haus, Berlin 2011, 55–115.
- Klammer, U., Motz, M. (Hrsg.): Neue Wege
 Gleiche Chancen. Expertisen zum Ersten
 Gleichstellungsbericht der Bundesregierung,
 Wiesbaden 2011.
- Klammer, U., Neukirch, S., Weßler-Poßberg, D.: Wenn Mama das Geld verdient: Familienernährerinnen zwischen Prekarität und neuen Rollenbildern, Berlin 2012.
- Klenner, C., Klammer, U.: Weibliche Familienernährerinnen in West- und Ostdeutschland Wunschmodell oder neue Prekarität?, in: BMFSFJ/Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Sozialrecht (Hrsg.): Rollenleitbilder und -realitäten in Europa: Rechtliche, ökonomische und kulturelle Dimensionen, Forschungsreihe Bd. 8, Baden-Baden 2009, 62–84.
- Knuth, M.: "Hartz IV" die unbegriffene Reform, in: Sozialer Fortschritt 7/2006, 160–168.
- Leitner, S., Ostner, I., Schratzenstaller, M.
 (Hrsg.): Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch. Was kommt nach dem Ernährermodell? Jahrbuch für Europa- und Nordamerika-Studien 7, Wiesbaden 2004.
 Pfau-Effinger, B.: Kultur und Frauenerwerbstätigkeit in Europa. Theorie und Empirie des internationalen Vergleichs, Opladen

Die Autorin

Ute Klammer studierte im Erststudium Germanistik, Philosophie, Pädagogik sowie im Zweitstudium Wirtschaftswissenschaften an der Universität zu Köln. Ab 1991 war sie Promotionsstudentin der Universität Frankfurt am Main. Dort promovierte sie 1995 in Volkswirtschaftslehre. Ab 1991 war Klammer wissenschaftliche Mitarbeiterin an den Universitäten Frankfurt und Mannheim, bevor sie 1996 Referatsleiterin für Sozialpolitik am Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut der Düsseldorfer Hans-Böckler-Stiftung wurde. 2004 wurde Ute Klammer Professorin für Sozialpolitik an der Hochschule Niederrhein in Mönchengladbach. Seit 2007 ist sie Professorin für Sozialpolitik an der Universität Duisburg-Essen. İhre Arbeitsschwerpunkte sind: Grundsatzfragen der sozialen Sicherung, Alterssicherung, Familienpolitik, europäische und international vergleichende Wohlfahrtsstaatsforschung, Armut und Einkommensverteilung, soziale Sicherung von Frauen, Flexibilität und soziale Sicherung (Flexicurity). Seit 2008 ist sie Prorektorin für Diversity Management an der Universität Duisburg-Essen. Ute Klammer ist Vertrauensdozentin der Hans-Böckler-Stiftung. Bundeskanzlerin Merkel berief sie im 2008 als Mitglied des Rates für Nachhaltige Entwicklung der Bundesregierung; zugleich wurde Klammer von der damaligen Bundesfamilienministerin von der Leyen zum Mitglied der Sachverständigenkommission Gleichstellung des Bundesfamilienministeriums berufen. Zudem ist sie Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des BMFSFJ zum Thema "Was kommt nach dem Ernährermodell?". Ute Klammer ist Mitglied des Vorstands des Essener Kollegs für Geschlechterforschung.



Christine Wimbauer. Foto: Max Greve

Kommt es mit gesellschaftlichen Veränderungen wie Orientierung an Gleichberechtigung, Abkehr vom Familienernährermodell wirklich zu mehr Gleichheit zwischen den Geschlechtern? Werden Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen kleiner? Oder entstehen womöglich neue Ungleichheiten? Und kommt es auch zu einer Angleichung der Anerkennungschancen zwischen Männern und Frauen?

Doppelkarriere-Paare

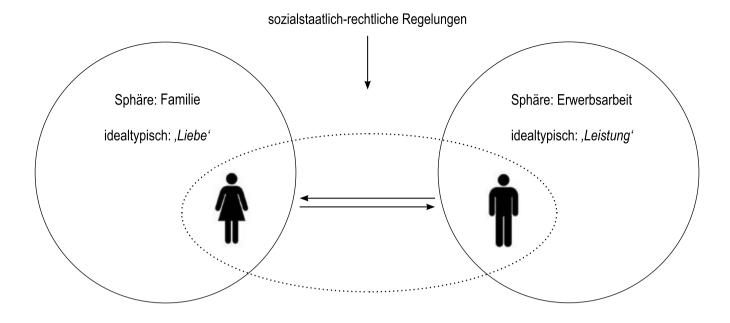
Von Anerkennungshürden und Ungleichheiten Von Christine Wimbauer

Erwerbsarbeit, das Ernährermodell und seine ungleiche Anerkennungsordnung

Erwerbsarbeit kommt in modernen Gesellschaften eine zentrale Bedeutung zu: Zunächst ist Erwerbsarbeit eine zentrale Quelle für Einkommen und damit für eine eigenständige ökonomische Existenzsicherung. Darüber hinaus ist sie aber auch bedeutend für gesellschaftliche Teilhabe und für die soziale Identität der Einzelnen. Schließlich ist sie eine wesentliche Quelle für soziale Anerkennung.

Noch in den 1960er und 1970er Jahren – dem golden age of marriage and the family – war in der Bundesrepublik Deutschland eine zwischen den Geschlechtern ungleiche Anerkennungsordnung institutionalisiert und gesellschaftlich gültig: Die Zuständigkeit des Mannes lag in der öffentlichen Sphäre, in seiner Berufstätigkeit. Die (Ehe-)Frau hingegen war für Kinder und Haushalt verantwortlich. Zahlreiche rechtliche und sozialstaatliche Regelungen schrieben diese ungleiche Arbeitsteilung auch institutionell fest. So durften Ehefrauen zum Beispiel bis 1977 eine

eigenständige Erwerbstätigkeit nur dann aufnehmen, wenn dies mit ihren familiären und ehelichen Verpflichtungen vereinbar war. Die Erwerbsarbeit der Männer und die von Frauen geleistete Haus- und Erwerbsarbeit galten in diesem Komplementaritätsmodell zwar als ungleich, aber als gleichwertig. Doch faktisch sind im Familienernährermodell die Ehefrau und die Kinder zumindest finanziell vom Ehemann abhängig – und Berufstätigkeit (von Männern) ist mit höherer gesellschaftlicher Anerkennung verbunden als (die von Frauen geleistete) Haus- und Fürsorgearbeit.



(1) Die ungleiche 'Anerkennungsordnung' des Ernährermodells. Quelle: eigene Darstellung

Im Zuge des gesellschaftlichen Wandels seit den 1970er Jahren begünstigt nicht zuletzt auch durch die Emanzipation und die Bildungsexpansion – verloren jedoch das Ernährermodell und die "Normalfamilie" (verheiratetes Elternpaar mit leiblichen Kindern) zunehmend an Legitimität und Verbreitung: Frauen sind mittlerweile ebenso gut wie, wenn nicht gar besser, gebildet als Männer und streben nach einer eigenständigen Berufstätigkeit, nach finanzieller Unabhängigkeit und einem "eigenen Leben"¹. Entsprechend ist die Erwerbstätigkeit von Frauen seit den 1950er Jahren gestiegen. Auch wandelten sich die Beziehungsleitbilder und viele Paare sind heute an Gleichberechtigung und einer egalitären Partnerschaft orientiert. Schließlich lässt sich auch auf der Ebene der sozialstaatlichen Regelungen eine Abkehr vom Familienernährermodell ausmachen: Mit dem Wandel vom "versorgenden" hin zum "aktivierenden Sozialstaat" seit Ende des 20. Jahrhunderts gewinnt die Orientierung am so genannten "Adult Worker Modell" das eine Erwerbsbeteiligung aller

Erwachsener, auch von Frauen und Müttern vorsieht – an Bedeutung.

Mit diesen Veränderungen gehen auch Versprechen von mehr Gleichheit zwischen den Geschlechtern einher: Frauen öffne sich der Zugang zur beruflichen Sphäre, während Männer sich stärker im familiären Bereich engagieren können und sollen.

Doch kommt es mit diesen gesellschaftlichen Veränderungen wirklich zu mehr Gleichheit zwischen den Geschlechtern? Werden Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen kleiner? Oder entstehen womöglich neue Ungleichheiten? Und kommt es auch zu einer Angleichung der Anerkennungschancen zwischen Männern und Frauen?

Warum Anerkennung?

Anerkennung, so der theoretische Ausgangspunkt des Beitrages, ist von zentraler Bedeutung für die Einzelnen. Die meisten Menschen streben nach Anerkennung: Einmal möchten sie anerkannt werden in ihrem höchstpersönlichen So-Sein. Hierfür sind sozi-

ale Nahbeziehungen - vor allem Paarbeziehungen, die Familie, Freundschaften – der idealtypische Ort. Zum anderen wollen die Menschen Anerkennung erhalten für das, was sie tun. Eine sehr wichtige gesellschaftliche Sphäre hierfür ist wiederum Erwerbsarbeit. Für Axel Honneth, einem der bedeutendsten gegenwärtigen Sozialphilosophen, ist die intersubjektive Anerkennung durch Andere grundlegend und entscheidend dafür, personale Autonomie und eine gelungene Identität zu entwickeln2. Honneth unterscheidet drei Anerkennungssphären: Erstens die Familie mit der idealtypischen Anerkennungsform ,Liebe', die er bestimmt als emotionale Zuwendung zu dem und affektive Bestätigung des Anderen in all seinen Bedürfnissen und in seiner umfassenden Person. Zweitens die rechtliche Sphäre mit der rechtlichen Achtung aller als moralisch zurechenbare Rechtspersonen. Drittens das System der Erwerbsarbeit, in der Anerkennung nur für personale Ausschnitte gewährt wird: vor allem für das, was als individuelle ,Leistung' im Erwerbssystem gilt.

Doch soziale Anerkennung ist gesellschaftlich ungleich verteilt: Beispielsweise befindet sich der Arzt am oberen Ende der beruflichen Prestigeskala, während die Verkäuferin und der Müllwerker sich am unteren Ende befinden. Mehr noch, bereits die Zugangschancen zu Erwerbsarbeit sind ungleich: Prekäre Beschäftigungsverhältnisse, niedrige oder nicht existenzsichernde Einkommen und Arbeitslosigkeit treffen bestimmte Bevölkerungsgruppen und soziale Lagen häufiger als andere. Menschen mit weniger Bildung oder nichtdeutscher ethnischer Zugehörigkeit haben schlechtere Arbeitsmarktchancen.

Richtet man seinen Blick schließlich in das Innere von Paarbeziehungen, so ist auch hier Anerkennung ungleich verteilt: Haus- und Fürsorgearbeit – meist oder oft von Frauen geleistet – sind oft unsichtbar, zählen nicht als 'Arbeit', werden vom Partner nicht immer anerkannt. Hierzu ein Zitat einer im Projektkontext (siehe unten) interviewten Frau:

"Als ich dann zu Hause war und Jakob arbeiten, das war schon schwierig. Wir haben uns einmal mörderisch gestritten, weil ich aufgeräumt habe und Jakob das nicht GESEHEN hat. Wenn man denn nur zu Hause ist, ist ja DAS das Einzige, was der Partner irgendwie – oder woraus man seine Anerkennung bezieht."

Hinsichtlich der dritten Sphäre, den sozialstaatlich-rechtlichen Rahmenbedingungen, spielt Anerkennung ebenfalls eine große Rolle. In dem stark erwerbszentrierten deutschen Sozialversicherungssystem sind Leistungen oft an eine Erwerbstätigkeit oder an eine frühere Erwerbstätigkeit gekoppelt. So ist die Höhe des Arbeitslosengeldes I abhängig von der Höhe des vorherigen Einkommens, ebenso gilt dies für einige Familienleistungen - etwa das 2007 eingeführte einkommensabhängige Elterngeld. Kinder von Müttern, die vor der Geburt gut verdienten, sind - gemessen an den

Leistungen – damit mehr "wert" als Kinder von gering oder nicht verdienenden Müttern. Die im Juni letzten Jahres beschlossene Streichung des Elterngeldes für Hartz-IV-Empfängerinnen und -Empfänger vergrößert diese Ungleichheiten weiter. Auch auf der sozialstaatlichen Ebene ist – nicht zuletzt mit der aktivierenden Wende der letzten Jahre – Erwerbsarbeit die zentrale Instanz für Anerkennung.

Anerkennung und Ungleichheit in Doppelkarriere-Paaren

Im Zentrum des vorliegenden Beitrages steht nun die Frage nach Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, die sich mit Blick auf Erwerbsarbeit ("Leistung"), Paarbeziehungen ("Liebe") und Anerkennung zeigen. Gleichen sich die Anerkennungschancen von Frauen und Männern an? Oder kommt es gar zu neuen Ungleichheiten?

Untersucht wird diese Frage anhand einer neueren Gruppe, den so genannten Doppelkarriere-Paaren. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass beide Partner meist gut gebildet, stark berufsorientiert und an Gleichberechtigung in ihrer Beziehung orientiert sind³. Doppelkarriere-Paare gelten gar als Vorreiter der oben genannten Veränderungen: Hier sind beide Partner an einer (erfolgreichen) Berufstätigkeit orientiert, sie stehen sich als zwei Gleiche gegenüber und sie entsprechen dem sozialstaatlichen Idealbild eines "Adult Worker Modells". Gerade in diesen Paaren stellen sich die Fragen besonders, wofür sich die Partner nun wechselseitig anerkennen, in welchem Verhältnis ,Liebe' und ,Leistung' - (Erwerbs-)Arbeit - stehen und welche Ungleichheiten sich zwischen den Geschlechtern finden lassen.

Die hier präsentierten Ergebnisse stammen aus der von der DFG geförderten Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe "Liebe, Arbeit, Anerkennung – Anerkennung und Ungleichheit in Doppelkarriere-Paaren". Die Gruppe forschte von

2006 bis 2010 zunächst an der Friedrich Alexander Universität Erlangen-Nürnberg (2006–2007) und von 2008 bis 2010 am Wissenschaftszentrum Berlin (WZB). Seit 2011 ist das Nachfolgeprojekt am Institut für Soziologie der Universität Duisburg-Essen angesiedelt.

Methodisch nimmt das Projekt mittels eines "relationalen" Ansatzes Verschränkungen zwischen den verschiedenen Ebenen in den Blick:

Zunächst und zentral die Paarebene und die paarinterne Aushandlung und Deutung wechselseitiger Anerkennung beziehungsweise deren Verweigerung. Hierzu wurden elf Doppelkarriere-Paare in einem bis zu fünfstündigen, ausführlichen und breit angelegten Paarinterview befragt. Einige Wochen später folgten vertiefende Einzelinterviews mit beiden Partnern beziehungsweise Partnerinnen. Die Paare waren zum Befragungszeitpunkt zwischen 30 und 55 Jahre alt. Sechs der Paare haben Kinder, fünf hatten zum Befragungszeitpunkt keine Kinder. Die Themen der Interviews reichten von der Paarwerdungsgeschichte über Erwerbsarbeit, Familie, Hausarbeit, Kinder, Freizeitgestaltung bis hin zu sozialstaatlichen Regelungen.

Zweitens wurden Betriebsfallstudien durchgeführt, um die Erwerbssphäre explizit zu berücksichtigen. Ziel war es, den Einfluss der Betriebe und Organisationen, in denen die Partner beziehungsweise Partnerinnen arbeiten, auf die wechselseitige Anerkennung in der Paarbeziehung zu untersuchen und zu fragen, wie die Betriebe mit den Paaren umgehen⁴. Alle Unternehmen stellten sich selbst als "Vorreiter" familienfreundlicher Personalpolitiken dar.

Bei der dritten Ebene handelt es sich um die sozialstaatlichen Rahmenbedingungen für die – oft ungleichen – Anerkennungsverhältnisse in der Paarbeziehung. Analysiert wurden hier vor allem familienrechtliche Regelungen und Reformen, etwa das 2007 eingeführte neue Elterngeld⁵ und die Unterhaltsrechtsreform von 2008⁶.

Ausgewählte Ergebnisse

Nachfolgend werden einige zentrale Ergebnisse präsentiert⁷. Zunächst sind alle befragten Paare in der Tat an einer gleichberechtigten Berufstätigkeit und einer egalitären Arbeitsteilung orientiert. Alle Befragten arbeiten gerne und sehr viel – und erwarten dies auch vom Anderen. Dennoch bestehen auch in diesen Paaren Ungleichheiten: Bei allen Paaren sind es die Frauen, die mehr Haus- und Fürsorgearbeit leisten und nach der Geburt von Kindern ihre Erwerbstätigkeit unterbrechen – oder die Doppellast tragen.

Zwar nähern sich zum Befragungszeitpunkt drei der befragten Paare einer egalitären (Haus- und Sorge-)Arbeitsteilung an, doch auch hier haben die Frauen nach der Geburt der Kinder ihre Erwerbstätigkeit unterbrochen. Zwei der sechs Frauen, die nach der Familiengründung Elternzeit beansprucht haben, wurde danach die Rückkehr auf ihren Arbeitsplatz verwehrt. Schließlich leisten auch in den Paaren ohne Kinder die Frauen die Mehrheit oder nahezu die gesamte Hausarbeit, wenngleich sich auch fast alle dieser Paare als egalitär beschreiben.

Mit Blick auf die Erwerbssphäre - so ein zentrales Ergebnis - lassen sich Hürden für berufliche Anerkennung auffinden, die sich deutlich zwischen den Geschlechtern unterscheiden. Häufig treten diese Hürden nach einer Familiengründung auf und betreffen insbesondere Frauen. Ihnen wird der Zugang zur Berufssphäre nach der Geburt von Kindern oft erschwert oder sogar ganz unmöglich gemacht. Dies wird etwa an Frau Meier und Frau Schneider deutlich, den beiden Frauen, die nach ihrer Elternzeit nicht zurückkehren konnten. Trotz des existierenden Rechtsanspruches und obwohl beide Frauen mit ihren Vorgesetzten Absprachen getroffen haben, wurde beiden von ihren Vorgesetzten die Rückkehr auf einen adäquaten Arbeitsplatz verwehrt. Beide Frauen befinden sich nun in

einer beruflichen Sackgasse und zudem in einer biographischen Krise, weil sich ihre für sie so wesentliche Berufstätigkeit nicht realisieren lässt. Hierzu ein Zitat von Frau Schneider:

"Also, da muss man schon erst mal schlucken, und dann fragt man sich schon, was ist man wert. Ich kann genau das gleiche wie vorher, aber ich bin jetzt plötzlich völlig unattraktiv."

Eine dritte – ebenfalls hoch qualifizierte – Befragte fand sich nach ihrer Elternzeit in der "dunklen Kopierkammer" wieder – mit Blick auf ihre weitere Karriere und die erzielbare Anerkennung also auf dem "Abstellgleis". Sämtliche Frauen der Untersuchung, die Kinder bekamen, fanden sich vor dieser Anerkennungshürde in der beruflichen Sphäre.

Die verweigerte berufliche Anerkennung und das berufliche Zurückstecken der Frauen wirkt sich jedoch nicht nur auf die weiteren Karriereaussichten aus, sondern kann auch im Paar Konsequenzen haben. Hierzu eine weitere Befragte, Frau Bauer, im Gespräch mit ihrem Mann:

"Aus MEINER Sicht hatten wir eine Beziehungskrise, als ich hier Zuhause war, die Zeit. Und du dich SO schön entwickelt hast (...) Also da hatte ich durchaus auch Trennungsgedanken (...) da war ich UNZUFRIEDEN und habe aus meiner Sicht ... also ICH hatte da eine BEZIEHUNGSKRISE. Weil diese Entwicklung SO unterschiedlich war. Und ich das Gefühl hatte, ich bleibe hintendran. Auch mit den Kindern und diesem ganzen Alltag,"

Anders zeigt sich die Situation für Männer: Zunächst ist festzuhalten, dass nur einer der Väter Elternzeit beansprucht hat und beanspruchen konnte, wenngleich mehrere Väter – zumindest einige Monate – gerne in Elternzeit gegangen wären. Anders als seiner Partnerin gereichte Herrn Wagner seine (kurze) Unterbrechung jedoch nicht als Karrierehindernis, sondern wurde von seiner Vorgesetzten eher

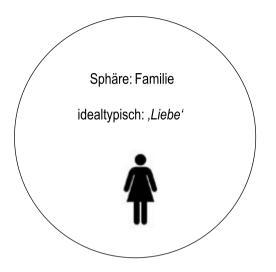
als positiv gewertet. Die anderen Väter konnten hingegen nicht, selbst wenn sie dies als 'aktive Väter' gerne wollten, Elternzeit beanspruchen. Gerade in Führungspositionen werden seitens der Vorgesetzten und auch der Kollegen häufig Ansprüche auf permanente Verfügbarkeit geltend gemacht. Auch die Projekt- und Verantwortungsstruktur in vielen Unternehmen mache es, so die Argumentation, unmöglich, selbst für nur kurze Zeit aus der Projektleitung auszusteigen. Exemplarisch steht hierfür Herr Schneider, der sich sehr gerne als aktiver Vater engagieren würde. Die Betriebe und Vorgesetzten, so Herr Schneider im Interview, würden bei einem Elternzeitwunsch von Männern auch heute noch oft den Standpunkt vertreten:

"Nö, du bist Arbeitnehmer und nicht Vater. Überleg dir gefälligst, was du hier machst."

Damit folgt aus einer Familiengründung für Frauen also weiterhin oft der Ausschluss aus der Erwerbssphäre, eine schwierige Berufsrückkehr oder eine Reduktion des beruflichen Engagements. In allen Fällen sind die beruflichen Anerkennungschancen und auch die weiteren Karrierechancen für Frauen damit eingeschränkt. Zwei wesentliche strukturelle Gründe hierfür finden sich in den sozialstaatlichen Rahmenbedingungen und in den betrieblichen Strukturen.

Auf der sozialstaatlichen Ebene fehlen nach wie vor quantitativ ausreichende und finanzierbare Kinderbetreuungseinrichtungen, die auch zeitlich flexibel sind und damit eine Vollzeitbeschäftigung erlauben würden. Auch der für 2013 angekündigte Rechtsanspruch für jedes dritte Kind unter drei Jahren scheint hier keine Abhilfe zu schaffen, da zum einen auch diese Anzahl quantitativ nicht ausreichend ist und zudem das quantitative Ziel derzeit nicht erreichbar scheint. Weiter sind nach wie vor viele sozialstaatliche Regelungen dahingehend, dass Frauen trotz einer Rückkehr in den Beruf weiterhin (hauptsächlich) für

- Strukturelle Ursachen: Arbeitsorganisationen / Sozialstaat
- Intersubjektive Ursachen: Partner





(2) Geschlechterdifferente Hürden für Anerkennung. Quelle: eigene Darstellung

die Kinderbetreuung zuständig bleiben.

Auf der Ebene der Arbeitsorganisationen und Betriebe wirken ebenfalls strukturelle Hindernisse: Zunächst die offene oder latente Erwartung und Forderung von Vorgesetzten und Kollegen, dass Mitarbeiter – besonders in Führungspositionen – jederzeit verfügbar sein müssen. Betrieblich vorherrschende Karriere- und Zeitmuster lassen damit kaum oder nur wenig Raum und Zeit für familiäre und generell für außerberufliche Verpflichtungen. Deutlich wird auch weiterhin ein organisationales Gendering, also nach Geschlecht unterschiedliche Verhaltenserwartungen in den Organisationen. Beispielsweise wird Männern häufiger eine Karriereorientierung zugeschrieben und sie werden bisweilen schneller befördert. Dies zeigte sich auch bei einem der befragten Paare: Beide Partner stiegen zeitgleich, gleich qualifiziert und gleich engagiert in die Firma A ein, doch der Mann stieg deutlich schneller auf. Schließlich scheitern in der Praxis auch Rechtsansprüche

wie Elternzeit für Väter oder die Rückkehr von Müttern in Teilzeit nach der Elternzeit oft an Vorgesetzten.

Damit verschließt sich auch gut qualifizierten Frauen nach einer Familiengründung oftmals der Zugang zur Erwerbsarbeit, oder aber es wird ihnen jedenfalls schwer gemacht, sich berufliche Anerkennung zu verschaffen. Umgekehrt wird Vätern häufig der Zugang zur Familie erschwert oder sogar verwehrt. Selbst wenn die Männer nach aktiver Vaterschaft streben, können sie dies vor allem wegen der Bedingungen und Erwartungen im Betrieb oft nicht umsetzen.

Gelingt den Frauen die berufliche Rückkehr, so bedeutet dies wiederum oft das Schultern der Doppellast von Beruf und Familie. In den untersuchten Paaren kann dies durchaus zu Konflikten führen. Auch hierzu ein Zitat einer der befragten Frauen, die sich nach ihrer Erziehungszeit wieder beruflich etablieren konnte und weiterhin an einer Karriere orientiert ist. Ihr Mann arbeitet zeitlich sehr ausgedehnt und überantwortete

seiner Frau die gesamte Haus- und Fürsorgeverantwortung für den gemeinsamen Sohn. Frau Zach fühlt sich hierfür nicht anerkannt und wünscht sich mehr Unterstützung seitens ihres Mannes – was durchaus Konfliktpotenzial birgt: "Wenn ich [beruflich] so aufdrehen würde wie Du, könnten wir DAS hier [die Paarbeziehung und Familie] komplett kippen."

War es im Ernährermodell zumindest noch sozial weitgehend legitimiert, dass der Mann sich nur wenig in der Familie engagierte, so ist dies für die Doppelkarriere-Paare kein tragfähiges Modell mehr. Die Frauen fordern ein egalitäres Engagement beider Partner ein, das sich iedoch oft nicht realisieren lässt. Doch auch die Männer, selbst wenn sie an einer aktiven Vaterschaft orientiert sind und sich gerne familiär engagieren wollten, können dies nicht zuletzt angesichts der gegenwärtigen Arbeitsbedingungen nicht immer umsetzen und verlieren ebenfalls. Hinzu kommt, dass den Frauen nach einer Familiengründung oft berufliche Anerkennung erschwert

oder vollkommen verunmöglicht wird. Dies ist insofern problematisch, als (hochqualifizierten) Frauen sozialstaatlich und gesellschaftlich nahegelegt wird, erwerbstätig zu sein und die Frauen und Doppelkarriere-Paare auch am Muster "Anerkennung für berufliche Leistung" orientiert sind. Gerade Frauen aber, besonders mit Kindern, wird bereits der Zugang zur Anerkennungssphäre Beruf verwehrt oder zumindest erschwert, ebenso die weiterer Erzielung von Anerkennung. Damit ergibt sich eine Diskrepanz zwischen dem, was die Frauen wollen und sollen - erwerbstätig sein - und dem, was ihnen überhaupt strukturell ermöglicht wird.

Dies hat wiederum objektive und subjektive Konsequenzen: Zum einen führt dies in objektiver Hinsicht zu einer ungleichen Verteilung von materiellen Ressourcen wie Karrierechancen und Einkommen, was auch am Gender Pay Gap und dem geringen Anteil von Frauen in Führungspositionen deutlich wird. In subjektiver Hinsicht sind Frauen damit, wenn sie an einem gleichberechtigten beruflichen Engagement orientiert sind, in ihrer Handlungsautonomie eingeschränkt und können ihr Lebenskonzept nicht in der gewünschten und geforderten Form umsetzen. Mit Blick auf Anerkennung werden Frauen so von beruflicher Anerkennung ausgeschlossen oder sie wird ihnen erschwert, selbst wenn sie die geforderte ,Leistung' erbringen möchten. Dies wiederum kann sich, wie aus den Interviews deutlich wurde, auch auf die Anerkennungssphäre der 'Liebe' auswirken.

Schließlich würden auch Männer gewinnen, wenn sie sich stärker in der familiären Anerkennungssphäre engagieren könnten und würden. Solange aber Erwerbsarbeit hier, Haus- und Fürsorgearbeit dort gesellschaftlich, sozialstaatlich und in den Betrieben ungleich bewertet und anerkannt werden, stehen die Chancen für eine Angleichung der Anerkennungschancen von Frauen und Männern nicht zum Besten.

Summary

Most people strive for recognition - but recognition is distributed unequally. According to the male breadwinner model, men are supposed to earn the family income, while women are supposed to do the housework and perform nurturing functions. This gender-specific model is supposed to be complementary, but in fact it is unequal. During the last decades, the male breadwinner model has been partly eroded. With an increase in the employment of women and the rising orientation towards egalitarian couple relationships, the traditional gender roles now falter. The erosion of this system is especially clear with Dual Career Couples, where two people with similar professional background have to compromise with each other. Thus, the article poses the questions: For what do partners who both work recognize and respect each other? Will there be more equality between the two? As it is shown, inequalities between men and women do still exist - even in the highly qualified Dual Career Couples. Regarding structural barriers in work organizations and in social rights, it is harder for women to gain recognition in the working sphere after giving birth to a child. But men also face structural restraints regarding their participation in the family sphere.

Anmerkungen

- 1) Beck-Gernsheim 1983
- 2) Honneth 1994, 2011
- 3) vgl. Solga, Wimbauer 2005
- 4) hierzu etwa: Gottwald, Wimbauer 2009
- 5) siehe Henninger, Wimbauer, Dombrowski 2008; Wimbauer, Henninger 2008
- 6) siehe Haller 2010a,b
- 7) ausführlich hierzu: Wimbauer 2010, 2012

Literatur

- Beck-Gernsheim, Elisabeth: Vom "Dasein für andere" zum Anspruch auf ein Stück "eigenes Leben", in: Soziale Welt, 34, 1983, 307–340.
- Gottwald, Markus, Christine Wimbauer:
 Die Traumpaare und der Traum vom "doppelten Harmonisierungsversprechen" des Doppelkarriere-Paares, in: Leviathan, 37 (1), 2009, 95-116.
- Haller, Lisa: Die Reform des Unterhaltsrechts und ihre geschlechterpolitischen Implikationen, in: Auth, Diana, Eva Buchholz, Stefanie Janczyk (Hrsg.): Selektive Emanzipation. Analysen zur Gleichstellungs- und Familienpolitik. Opladen 2010a, 173–194.
- Haller, Lisa: Unterm Strich: Die Auswirkungen der Rangfolgenänderung im neuen Unterhaltsrecht. In: Scheiwe, Kirsten, Maria Wersig (Hrsg.): Einer zahlt und eine betreut? Rollenbilder im Kindesunterhaltsrecht im Wandel. Baden-Baden 2010b, 215–234.
- Henninger, Annette, Christine Wimbauer, Rosine Dombrowski: "Demography as a Push towards Gender Equality? Current Reforms of German Family Policy", in: Social Politics, Vol. 15, No. 3, 2008, 287–314.
- Honneth, Axel: Kampf um Anerkennung.
 Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte.
 Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1994.
 Honneth, Axel: Das Recht der Freiheit.
- Honneth, Axel: Das Recht der Freiheit.
 Grundriss einer demokratischen Sittlichkeit.
 Berlin: Suhrkamp, 2011.
- Solga, Heike, Christine Wimbauer: "Wenn zwei das Gleiche tun ..." Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples. Eine Einleitung", in: Heike Solga/Christine Wimbauer (Hg.): "Wenn zwei das Gleiche tun ..." Ideal und Realität sozialer (Un-)Gleichheit in Dual Career Couples. Opladen: Verlag Barbara Budrich, 2005, 9–25.
- Wimbauer, Christine: Wenn Arbeit Liebe ersetzt. Doppelkarriere-Paare zwischen Anerkennung und Ungleichheit. Frankfurt/New York: Campus, 2012 (im Erscheinen).
- Wimbauer, Christine: Von Anerkennung und ihren 'Tücken' – Leistung und Liebe in Doppelkarriere-Paaren, in: Frey, Michael, Andreas Heilmann, Karin Lohr, Alexandra Manske und Susanne Völker (Hrsg.): Perspektiven auf Arbeit und Geschlecht. Transformationen, Reflexionen, Interventionen. München/Mering: Rainer Hampp Verlag,
- Wimbauer, Christine, Annette Henninger: Magd des Marktes. Das Elterngeld und die neue Familienpolitik, in: Blätter für Deutsche und Internationale Politik, 53 (8), 2008, 69–76.

Die Autorin

Christine Wimbauer studierte von 1994 bis 1999 Diplom-Soziologie mit den Nebenfächern Psychologie und Rechtswissenschaft an der LMU München. Ihre Diplomarbeit verfasste sie zum Thema "Organisation, Geschlecht, Karriere". 2003 promovierte sie in Soziologie (LMU München) zum Thema "Die Liebe und das liebe Geld. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen". 2011 habilitierte Christine Wimbauer an der Humboldt Universität zu Berlin mit der Habilitationsschrift "Von Ungleichheiten und den 'Tücken' der Anerkennung. Liebe und subjektivierte Arbeit in Doppelkarriere-Paaren". Seit Januar 2011 ist Christine Wimbauer Professorin für Soziologie mit Schwerpunkt Soziale Ungleichheit und Geschlecht am Institut für Soziologie der Universität Duisburg-Essen. Ein zentrales Forschungsprojekt handelt von Anerkennung und Ungleichheit in Doppelkarriere-Paaren. Christine Wimbauer ist Mitglied des Essener Kollegs für Geschlechterforschung.

Die Praxis weiblicher Herrschaftsausübung und politischer Einflussnahme hat es im europäischen Mittelalter in verschiedenen rechtlichen Rahmenbedingungen und politischen Ausprägungen gegeben. Die über die typisch weiblichen Aktionsräume einer Ehefrau und Mutter hinausgehende Kompetenz der politischen Teilhabe wird mit männlichen Zuschreibungen bestimmter Handlungs- und Wissenskategorien in Bezug gesetzt, indem tradierte weibliche Stereotype wie Freundlichkeit und Gottesfurcht mit männlichen Tugenden wie Disziplin, Stärke, Wachsamkeit, Tatkraft und Klugheit zusammengeführt werden.

Frauen und Macht im Mittelalter

Konstellationen weiblichen Einflusses Von Amalie Fößel

Forschungsgeschichtliche Vorbemerkungen

Mächtige Frauen waren im Mittelalter zunächst die Kaiserinnen, Königinnen und einflussreichen Landesherrinnen, von denen die Historiographen in ihren erzählenden Darstellungen berichten, dass sie in schwierigen politischen Situationen und Konstellationen Verantwortung trugen, ihren Einfluss geltend machten, über weitreichende Verwandtschaftsbeziehungen sowie große Vermögen verfügten und ihre

Netzwerke und ihren Reichtum politisch zu nutzen verstanden, die zudem auch als Regentinnen fungierten respektive Herrschaft im eigenen Namen ausübten. Weiterführende Forschungsperspektiven eröffneten sich in den letzten Jahrzehnten durch gendergeschichtliche Konzepte sowie durch neue Analyseansätze zu den Mechanismen von Politik, Macht und Herrschaft in vormodernen Gesellschaften mit neuen Einsichten in die Komplexität politischer und sozialer Beziehungen. Dabei wurden früh- und hochmit-

telalterliche Herrschaftsräume als politische Kommunikationsräume beschrieben, die mittels ritueller Praktiken und allgemein verbindlicher Gesten funktionierten. Diese Modellbildung, die verschiedene Formen der Interaktion zugrundelegt, zeigt sich offen für gendergeschichtliche Fragestellungen und die Analyse weiblicher Netzwerke und Familienverbände in ihrer Bedeutung für die Konstituierung von Beziehungsgeflechten im Mittelalter.

In diesem Zusammenhang kann von einer bereits 1973 publizierten



Amalie Fößel. Foto: Max Greve

These der Historikerinnen Jo Ann McNamara und Suzanne Wemple ausgegangen werden, die für die erste Jahrtausendwende einen strukturellen Wandel postulierten, in dessen Folge Machtverlust und Benachteiligung der Frauen eingetreten seien. Begründet wird die These mit der Beobachtung, dass adelige Frauen im 9., 10. und frühen 11. Jahrhundert durch ihre Zugehörigkeit zu einflussreichen Familienverbänden in besonderer Weise begünstigt waren, weil ihnen sowohl ihre Herkunftsfamilien wie auch ihre angeheirateten Familien umfangreiche Besitzungen übertrugen, die sie aufgrund der fehlenden öffentlichen Ordnung uneingeschränkt vergrößern konnten. Das habe sich im Verlauf des 11. Jahrhunderts in gravierender Weise geändert und zu einer gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und rechtlichen Benachteiligung der Frauen geführt.

Der in Folge der Ausbildung neuer Ordnungsmodelle eingetretene Verlust an Macht und Einfluss habe sich im weiteren Verlauf des Mittelalters fortgesetzt, wofür unterschiedliche Ursachen und Erklärungsmodelle namhaft gemacht werden können. Neben den immer deutlicher in den Vordergrund tretenden hierarchischen Elementen in Kirche, Staat und Gesellschaft kann auf Staatswerdungsprozesse und den Ausbau von Ämter- und Verwaltungseinheiten verwiesen werden. Der Ausschluss der Frauen aus den Universitäten und den damit verbundenen Bildungs- und Karrierechancen machte schließlich vollends die Ungleichwertigkeit der Geschlechter offenkundig, mit jeweils positiven Auswirkungen für die Männer und negativen Folgen für die Frauen.

Seit den 1970er Jahren ist zum Thema "Frauen und Macht" in vielerlei Hinsicht geforscht worden. Vor allem die politischen Kompetenzen und Handlungsräume adeliger Frauen im Mittelalter sind untersucht worden. Wenn im Folgenden versucht wird, politische Handlungsweisen weiblicher Eliten im europäischen Mittelalter zu

skizzieren, so erfolgt das exemplarisch und auf der Basis meiner eigenen Arbeitsschwerpunkte, die Herrschaftsräume und Legitimierungsstrategien mittelalterlicher Kaiserinnen und Königinnen erforscht. Der Fokus soll dabei auf die Monarchien des mittel- und westeuropäischen Kernraumes mit den je unterschiedlichen verfassungsgeschichtlichen Strukturen gelegt werden. Im Zentrum stehen drei thematische Bereiche: die Wahrnehmungsmuster von Gender und Macht, die Konstruktionen und Modellbildungen weiblichen Herrschaftshandelns, die genderspezifischen Realisierungen und Ausformungen politischer Macht.

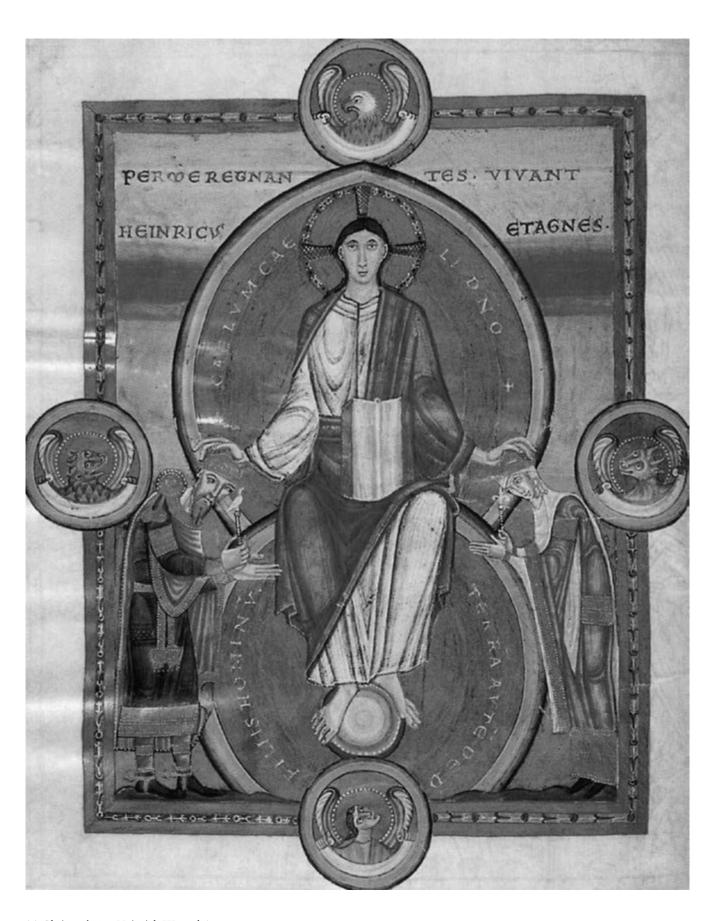
Wahrnehmungsmuster von Gender und Macht

Jede Diskussion politischer Handlungsmuster von Frauen und ihrer Wahrnehmung im europäischen Mittelalter muss von der Feststellung ausgehen, dass die zeitgenössischen politischen Ordnungsvorstellungen die patriarchale gesellschaftliche Grundordnung widerspiegeln und männliche Hierarchien legitimieren. Oder anders formuliert: Zu den kulturell verfestigten Grundlagen gehörte die Überzeugung, dass Männer geboren sind, um zu herrschen, und Frauen, um beherrscht zu werden. Die Fürstenspiegel und ihre Handlungsanleitungen für eine gute und gerechte Regierung wurden von Männern für Männer geschrieben und mit idealtypischen männlichen Attributen ausgestattet. Die Vorstellung einer politischen Verantwortlichkeit von Frauen hatte darin keinen Raum. Diese Geschlechterdifferenz fand in der Aktualisierung der aristotelischen Vorstellung vom "Mängelwesen Frau" durch Thomas von Aguin im 13. Jahrhundert eine folgenschwere theoretische Fortschreibung und Fundierung.

Die Historiographen des frühen und hohen Mittelalters hatten einen anderen Blick auf die Frauen. Sie sahen in ihnen Herrscherinnen mit politischer Macht und Autorität, die von den Zeitgenossen als politisch Handelnde wahrgenommen und für ihr Tun gelobt oder getadelt wurden. Das gilt insbesondere für die adelige Oberschicht, für Kaiserinnen und Königinnen, Herzoginnen, Markgräfinnen und Gräfinnen, die in Stellvertretung ihrer Ehemänner und Söhne, aber auch als Erbinnen ihrer Väter aus eigenem Recht heraus regierten. Das gilt freilich auch für die Äbtissinnen, die im Rahmen ihres Amtes für ihre Stifte und Klöster tätig wurden.

Signifikant ist dabei die Art und Weise der Wahrnehmung und Bewertung weiblicher Herrschaftsausübung, die in der Zuordnung tradierter geschlechtsspezifischer Charakteristiken gipfeln konnte. Politisch erfolgreichen Frauen attestierte man männliche Vernunft und Tatkraft, die sie in die Lage versetzten, die ihnen vermeintlich eigene weibliche Schwäche und Zerbrechlichkeit zu überwinden und wie ein Mann Herrschaft auszuüben. Dabei handelt es sich um tradierte Modelle, die vor allem im frühen Mittelalter Erklärungen für das Handeln einflussreicher und durchsetzungsfähiger Frauen lieferten. Gemäß der Denkfigur des sozialen Geschlechts konnten sie als männlich Handelnde angesehen werden. Christliche Denkmodelle stellen für dieses Phänomen den Begriff der virago bereit.

Ein Beispiel soll dies verdeutlichen. Entnommen ist es der zwischen 1012 und 1018 geschriebenen Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg, der bei seiner Berichterstattung über die Maßnahmen zur Restituierung seines zeitweilig aufgelösten Bistums die diesbezüglichen Bemühungen der Kaiserin Theophanu erwähnt und in diesem Kontext auch ihre Persönlichkeit unter Zuhilfenahme zeittypischer Wahrnehmungsmuster charakterisiert. Dazu bemühte Thietmar einerseits tradierte männliche Tugenden wie Disziplin, Stärke, Wachsamkeit, Tatkraft und Klugheit, andererseits





(2) Isabella, Tochter Philipps IV. von Frankreich, Königin von England, begleitet von ihrem Sohn Edward III.

Quelle: Grandes Chroniques de France, um 1455–1460, Bibliothèque nationale de France, département des Manuscrits, Français 6465, fol. 338 v.

aber auch weibliche Stereotype wie Freundlichkeit und Gottesfurcht. Wörtlich schrieb der Bischof:

"Obwohl sie dem schwachen Geschlecht angehörte, zeichnete sie sich durch Disziplin und Stärke und einen trefflichen Lebenswandel aus... Sie bewahrte ihres Sohnes Herrschaft mit männlicher Wachsamkeit und in ständiger Freundlichkeit gegenüber Rechtschaffenen sowie in furchtgebietender Überlegenheit gegenüber Aufsässigen..."¹

Die von Thietmar beschriebene Persönlichkeit trifft den Begriff der virago. Doch für Theophanu ist diese Bezeichnung nicht belegt. Erst einige Jahrzehnte später lässt sich diese Vokabel im Sprachgebrauch der Gebildeten finden, allerdings nicht für Theophanu, sondern für ihre Schwiegermutter. Beide Frauen hatten in politisch schwieriger Zeit nach dem frühen und unerwarteten

Tod Kaiser Ottos II. 983 gemeinsam für die Nachfolge des bereits gekrönten und im Rechtsempfinden der Zeit als rechtmäßig amtierenden dreijährigen Kindkönigs Otto III. gekämpft und sich dabei gegen die Machtansprüche des bayerischen Herzogs Heinrich als dem nächsten männlichen Verwandten durchgesetzt. Ausschlaggebende Faktoren waren die Autorität, die sich vor allem Adelheid im Verlauf der langen Zeit als Herrscherin erworben hatte, sowie die Bemühungen um den Ausbau eines die ottonische Herrschaft stärkenden und unterstützenden personalen Netzwerks, das loyale Bündnispartner im Adel und vor allem im Episkopat umfasste. In der Wahrnehmung ihrer Zeitgenossen erfuhr Adelheid außerordentliche Hochachtung, die als Zeichen ihrer Machtstellung zu bewerten ist. Ihren Zeitgenossen galt sie als mater regnorum. In der Sicht eines gelehrten Klerikers des 11. Jahrhunderts wurde sie schließlich zu einer virago. Die Begriffsgeschichte verdeutlicht, dass mit dem Wort virago die Idee einer potentiellen Überwindung der postulierten naturbedingten Schwäche der Frau erfasst werden sollte und also eine Frau bezeichnete, die den Beweis des vir ago (des "ich handle wie ein Mann") erbracht hatte. Der Begriff freilich wurde eher selten und überwiegend in der Dichtung und für Inschriften benutzt. Fand er jedoch Anwendung, dann wurde er als ein Kompliment für die so bezeichnete Frau eingesetzt.

Konstruktion der "Institution Königin" und Modellbildung in den Krönungsordines

Traditionsbildend wurden die Krönung und Salbung zur Kaiserin und zur Königin als Fundament der Herrschaftslegitimation unter den Ottonen mit der Krönung Adelheids zur Kaiserin in Rom 962. Dazu wurde ein schriftlicher Plan mit den liturgischen Abläufen und Gebeten, ein so genannter Ordo, konzipiert.

Dieser Ordo war ein Novum im ostfränkischen Reich. Er erlangte dauerhafte Gültigkeit im Mittelalter, wurde nicht nur für die Krönung zur Kaiserin in Rom, sondern auch für die Krönung zur Königin in deutschen Kathedralen herangezogen und ist als theoretische Fundierung der politischen Handlungsspielräume der "first ladies" zu interpretieren. Dabei wird das idealtypische Bild einer Königin skizziert und ein Konzept für die Ausfüllung ihrer Position als Herrscherin, Ehefrau und Mutter entwickelt, das verschiedene biblische Frauenrollen und deren Vorbildfunktion anführte.

Thematisiert werden vier zentrale Sachverhalte. Der erste Punkt benennt die Notwendigkeit zur Überwindung jeglicher Schwäche und Wankelmütigkeit, die Bekämpfung der das weibliche Geschlecht kennzeichnenden fragilitas, die eine Königin zu leisten habe. Als Vorbild fungiert die alttestamentliche Witwe Judith, die den Typus der klugen und tapferen Frau repräsentierte, weil sie mit persönlichem Einsatz, weiblicher Raffinesse und großer Entschlossenheit den ihre Heimatstadt bedrohenden Holofernes verführte und tötete, indem sie ihm den Kopf abschlug, und damit eben größeren Mut als die Männer ihrer Stadt bewies.

Der zweite Aspekt thematisiert die Mutterrolle und besonders die Notwendigkeit, einen Thronerben zu gebären und damit für den Erhalt der Dynastie zu sorgen. Alle biblischen Urmütter Sara (Frau Abrahams), Rebekka (Frau Isaaks), Lea und Rachel (Ehefrauen Jakobs) werden angeführt. Diese erscheinen beispielgebend für die Königin. Sie waren die Stammmütter der Menschheit, weil sie die lange ersehnten Erben, die Väter der Stämme Israels, zur Welt gebracht hatten und ihre Enkel und Urenkel die Welt bevölkerten. Dementsprechend wurde von der Königin erwartet, dass sie Söhne und insbesondere einen Thronfolger zur Welt brachte.

Der dritte Aspekt betrifft unmittelbar die politische Macht, für die das Beispiel der alttestamentarischen Königin Esther zitiert wird. Mit ihr wird auf eine Königin verwiesen, die sich durch Frömmigkeit, Weisheit und Mut auszeichnete, die durch ihr Handeln das Volk Israels vor den Nachstellungen des machtgierigen Haman gerettet hatte und dafür vom persischen König Ahasver zur Ehefrau und Mitherrscherin seines Reiches erhoben wurde. Ihr Beispiel wurde zum Vorbild und idealtypischen Modell für queenship im Mittelalter. Das Fundament der Machtstellung bildete die eheliche Gemeinschaft mit dem König. Die daraus abgeleitet Teilhabe der Königin an der irdischen Herrschaft als der von Gott gesetzten Herrschaft gehörte zu den integralen Bestandteilen jeder Krönungszeremonie als einem öffentlich in Szene gesetzten Akt der Herrschaftslegitimation.

Im weiteren Ablauf der Zeremonie folgte die Salbung als Akt der Reinigung. Inhaltlich verbunden wurden damit Aspekte wie Demut und moralische Integrität als notwendige Tugenden einer Königin. Die anschließende Krönung bildete den glanzvollen Höhepunkt durch das Aufsetzen der Krone als ein äußeres, mit Gold und Edelsteinen verziertes Zeichen königlicher Würde. Der sichtbare Glanz der Krone wird als Spiegelbild des Charakters gedeutet, der durch das Gold der Weisheit und die Edelsteine der Tugenden erstrahlen solle.

Damit stand ein pointiertes Konzept bereit, in dessen Mittelpunkt ausgewählte Frauentypen des Alten Testaments standen. Gemeinsam war ihnen ihre enge Beziehung zu Gott und das Vertrauen in seine Macht, die sie persönlich erfahren hatten. Darüber hinaus werden mit Judith und Esther Vorstellungen und Ausprägungen männlicher virtus verbunden. Sie übernehmen Vorbildfunktion für Königinnen, weil sie die ihnen eigene, typisch männliche Stärke zum Wohle ihres Volkes einsetzten und dafür belohnt

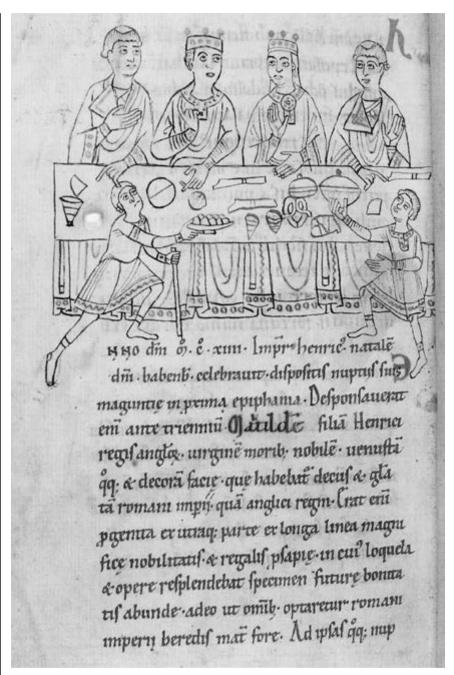
wurden. Judith erhält die Anerkennung der Menschen. Esther erwirbt sich die Hochachtung des Königs und wird zu einer *consors regni*, zu einer Teilhaberin an der königlichen Herrschaft.

Damit wird ein theologisches und politisches Konzept vorgelegt, das die Teilhabe der Königin am Reich als ein gottgewolltes Element irdischer Herrschaft begründete und legitimierte. Das konnte als eine umfassende Berechtigung zur Mitwirkung und Herrschaftsausübung angesehen und als neue Profilierung der königlichen Ehefrau interpretiert werden.

Die Aufgaben einer Königin erweiterten sich dadurch enorm, hatte sie sich bislang doch vornehmlich um die Organisierung des königlichen Haushalts gekümmert und den König darin unterstützt, dass sie mit ihm und ihrer Nachkommenschaft an der Spitze des Hofes stand und Verantwortung für die Bediensteten und für das reibungslose Funktionieren des Hofes trug.

Der Titel der Herrscherin als standardisierte Formel politischer Teilhabe

Die politischen Traditionen hatten in den offiziellen Titeln für Herrscherinnen eine dauerhafte und weitgehend unverändert gebliebene Fundierung. Die überwiegend standardisierten Formeln lassen dabei nur wenige genderspezifische und herrschaftsbezogene Bedeutungsinhalte erkennen. Dennoch erscheinen einige Differenzierungen notwendig. So wurde eine römische Königin durch die päpstliche Krönung in Rom zur imperatrix augusta – zur "erhabenen Kaiserin" promoviert. Diese Titulatur entsprach der Kombination des männlichen Funktionstitels und Ehrentitels, mit denen man die Traditionen des römischen Reiches fortschrieb. Nur der Titel der augusta ist für die Gemahlinnen der antiken römischen Kaiser als ehrenvolle Auszeichnung belegt. Nicht



(3) Kaiser Heinrich V. und Matilde von England beim Hochzeitsmahl. Quelle: Chronik des Ekkehard von Aura, Cambridge, Corpus Christ College Ms.373, folio 95v

allen, aber doch vielen Kaisergemahlinnen wurde dieser Titel verliehen und damit ihre exponierte Stellung in der römischen Gesellschaft sowie die besondere Wertschätzung ihrer Persönlichkeit zum Ausdruck gebracht.

Zur imperialen Tradition im hohen Mittelalter gehörte die Bezeichnung consors regni. In der Folge der Krönung Adelheids 962 fand die in der Spätantike ausgeprägte Formel, die in karolingischen Quellen und im italischen Reich des 10. Jahrhunderts sporadisch nachweisbar ist, Eingang in den Sprachgebrauch der ottonischen Kanzlei und Historiographie. Den Weg dorthin wird Kaiserin Adelheid und ihre persönliche Umgebung geebnet haben. Dafür liefert die Tatsache, dass Adelheid als italische Königin in Urkunden ihres ersten Gemahls König Lothar I. als Teilhaberin an der Königsherrschaft, als consors regni, bezeichnet wird, den entscheidenden Hinweis. Die Betonung des

consortium-Gedankens im unmittelbaren Kontext der römischen Krönung wird daher mit großer Wahrscheinlichkeit von Adelheid ausgegangen sein, die vermutlich selbst für die Aufnahme der spezifischen neuen Esther-Passage in den Ordo gesorgt haben dürfte. Zum Bestandteil des Kaiserinnen-Titels wurde die consors-Formel erstmals in einer Urkunde Ottos I. für die Bischofskirche von Lucca, ausgestellt am 13. März 962, sechs Wochen nach ihrer Krönung.

Erst Mitte des 11. Jahrhunderts wurde in der Kanzlei der salischen Herrscher eine neue standardisierte Titulatur entwickelt. Der Realität entsprechend benannte man den direkten Zusammenhang von Ehe und Herrschaft und brachte beides auf eine Formel. Die Idee und Fundierung der Teilhaberschaft konnte man nicht deutlicher zum Ausdruck bringen als durch den Hinweis, dass das consortium der Königin durch die Ehegemeinschaft mit dem von den Fürsten gewählten König begründet wurde.

Mit wenigen Ausnahmen blieb die aus der antiken römischen Tradition stammende Formel exklusiv den Kaiserinnen vorbehalten. Zu den Ausnahmen gehörte die westfränkische Königin Adelheid als Witwe Hugo Capets, die in einem Brief als "Gefährtin und Teilhaberin unseres Reiches" bezeichnet wird, womit sie vielleicht in ihrer Funktion als Verhandlungspartnerin der ottonischen Kaiserinnen Theophanu und Adelheid aufgewertet werden sollte.

Ergänzt wurde die Titulatur durch die Devotionsformel, die zum Ausdruck brachte, dass die irdische Herrschaft der Gnade Gottes zu verdanken und die weltliche Autorität als eine von Gott gesetzte Autorität zu verstehen sei. Die Begründung kam Mitte des 8. Jahrhunderts auf, als die fränkischen Hausmeier die merowingischen Könige entmachteten und selbst die Herrschaft übernahmen. Basierte das Königtum der Merowinger im 7. und 8. Jahrhundert auf geblütsrechtlichen

Vorstellungen vom Königsheil ihrer Sippe, so legitimierten die Karolinger ihre Herrschaft durch die Salbung. Diese neue Herrschaftsbegründung wurde durch die *gratia dei*-Formel prägnant erfasst, die eine neue Legitimitäts- und Autoritätsformel darstellte. Auch sie wurde zunächst für den Herrscher konzipiert, setzte sich überall im mittelalterlichen Europa durch, fand Eingang in die Titulatur der Kaiserin sowie der Königin und wurde langfristig zu deren unverzichtbaren Bestandteil.

Genderspezifische Realisierungen und Ausprägungen politischer Macht

In die Diskussion über politische Macht und Herrschaftsausübung von Frauen im Mittelalter sind über die Vorstellungen und Wahrnehmungen hinaus die Rahmenbedingungen und Realisierungsversuche einzubeziehen. Diesbezüglich gab es verschiedene Kategorien. Umfassende Rechte besaßen die aus eigenem erbrechtlich legitimiertem Recht heraus regierenden Königinnen. Temporäre Herrschaftsrechte waren Regentinnen übertragen, die im Namen ihrer minderjährigen Söhne und Enkel regierten. Partielle Herrschaftsausübung praktizierten Königinnen als Gemahlinnen des Königs, wenn sie zusammen mit ihm oder in dessen Stellvertretung zeitweilig bestimmte politische Aufgaben und Hoheitsrechte übernahmen.

Der Überblick über die mittelalterlichen Königreiche lässt zunächst die unterschiedlichen monarchischen und rechtlichen Traditionen erkennen. Fast alle europäischen Reiche kannten ein erbrechtlich legitimiertes Königtum. Ausnahmen waren das mittelalterliche deutsche Reich und Frankreich. Nach dem Ende des Frankenreiches mit seinem dynastischen Teilungsprinzip setzten sich im ostfränkischen Nachfolgereich der Ottonen die Unteilbarkeit des Reiches und die männliche Individualsukzession durch. Diese Nachfolgeregelung wurde von Anfang an

durch das Wahlprinzip der geistlichen und weltlichen Großen überlagert und geformt. Dennoch dominierte zunächst das dynastische Denken, was Regentschaften der Mütter möglich machte. Mit der Durchsetzung des Wahlgedankens und des Wahlrechts der Kurfürsten im 13. Jahrhundert kamen ausschließlich erwachsene Herrscher wechselnder Fürstenhäuser an die Macht, unter denen sich erst wieder die Habsburger als dauerhaft regierende Königsdynastie seit dem 15. Jahrhundert durchsetzen konnten.

Anders entwickelte sich die Monarchie in Frankreich, wo nach dem Aussterben der westfränkischen Karolinger das dynastische Prinzip beibehalten wurde. Mit Hugo Capet gelangte ein politisch versierter mächtiger Herrscher ins Königsamt, dessen Nachkommen in ununterbrochener männlicher Nachfolge bis 1328 regierten. Das Ende markierte schließlich die Aufeinanderfolge der Brüder Ludwig X., Philipp V. und Karl IV., die starben, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Innerhalb der in mehrere Seitenlinien verzweigten Familie setzte sich daraufhin Philipp VI. durch und begründete die Dynastie der bis 1589 regierenden Valois.

Diese dynastischen Thronwechsel wurden von Diskussionen um eine weibliche Nachfolge begleitet. Die Möglichkeit konkretisierte sich in den Jahren 1316 und 1328, als die Töchter Ludwigs X. und Karls IV. Ansprüche erhoben. In beiden Situationen entschieden sich Kronrat und Versammlung der Großen mit Bezugnahme auf das so genannte Salische Gesetz gegen die weibliche Erbfolge. Nach dem Tod Ludwigs X. 1316 wurde seine fünfjährige Tochter Johanna zugunsten ihres Onkels übergangen. Ihr Erbrecht wurde lediglich für das Königreich Navarra anerkannt, so dass sie als Johanna II. von Navarra, zusammen mit ihrem Gemahl Philipp von Évreux, in Pamplona 1329 gekrönt werden konnte.

Nach dem Tod Karls IV. 1328 kam das in der französischen Rechtsliteratur und in politischen Traktaten der Zeit diskutierte Diktum, dass keiner Frau ein Anteil an der Königsherrschaft zugebilligt werden solle, erneut zur Anwendung. Damit wollte man nun gleich zwei verschiedene Anwartschaften abwehren. Zum einen hinterließ Karl IV. eine schwangere Witwe, deren Sohn der natürliche Thronfolger gewesen wäre. Man installierte daher zunächst eine Regentschaftsregierung mit Philipp von Valois an der Spitze. Als Karls Witwe zwei Monate später iedoch keinen Sohn, sondern eine Tochter zur Welt brachte, wurde der amtierende Regent Philipp von Valois zum König erhoben.

Mit dem Königtum Philipps wurden zugleich die Ansprüche des englischen Königs Edward III. zurückgewiesen, der die französische Krone als Sohn Isabellas von Frankreich und Neffe der drei letzten Kapetinger gefordert hatte. Man verwies auf das salische Gesetz und erwirkte einen Beschluss der Versammlung der Pairs, Barone und Juristen, der die Weitergabe französischer Thronansprüche durch Königstöchter ablehnte und damit zugleich die konkreten Bestrebungen Edwards als eines auswärtigen Königs zurückwies. Edward und seine Mutter Isabella, die Tochter Philipps IV. des Schönen, akzeptierten das nicht, was bekanntlich eine hauptsächliche Ursache für den Ausbruch des so genannten Hundertjährigen Krieges darstellte, der 1337 mit dem Übersetzen englischer Truppen auf den Kontinent begann.

Königinnen eigenen Rechts in Europa

Die grundsätzlichen politischen Entscheidungen der Jahre 1316 und 1328 machten Frankreich zu der Monarchie in Europa, deren dynastisches Prinzip keine kognatisch begründete, also keine weibliche Thronfolge zuließ. In allen anderen Erbmonarchien konnten aus eigenem Recht regierende Königinnen installiert werden. Der Überblick über die Thronwechsel in den euro-

päischen Erbmonarchien zeigt, dass die dynastische Kontingenz vor allem im 14. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zur weiblichen Thronfolge führte. Dabei wurden erbrechtlich legitimierte Königinnen vor allem in den südwesteuropäischen Königreichen Kastilien-Léon, Navarra, Sizilien und Neapel erhoben, aber auch in Polen, Ungarn, Böhmen sowie in Skandinavien, wo Margarete I. fast vier Jahrzehnte lang Dänemark und mehr als zwei Jahrzehnte lang in Personalunion Schweden und Norwegen als Erbe ihres Ehemannes regierte. Der dynastische Zufall ermöglichte solche Situationen in früheren Zeiten offenbar seltener. Urraca wurde Königin in Kastilien-Léon (1109–1126), Petronilla in Aragón (1137–1162), Johanna I. in Navarra (1273–1303) und Kaiserin Konstanze in Sizilien (1194-1198). Kaiserin Matilde, die Tochter Heinrichs I. von England und Witwe Kaiser Heinrichs V., kämpfte viele Jahre hindurch für die Durchsetzung ihrer Thronansprüche als der von ihrem Vater eingesetzten Erbin (1125-1154) und sicherte den englischen Thron immerhin für ihren Sohn, der schließlich in den Jahren 1154-1189 als Heinrich II. regieren konnte und durch spektakuläre Aktionen von sich reden machte. Seine Heirat mit Eleonore, der geschiedenen Königin von Frankreich und überaus reichen Erbin Aquitaniens, sowie seine unrühmliche Rolle bei der Ermordung seines alten Freundes und Kanzlers Thomas Beckett, des Erzbischofs von Canterbury, sind die wohl berühmtesten.

Insgesamt lassen die Umstände, unter denen Frauen eine erbrechtlich begründete Thronfolge antraten, keine genderspezifischen Denkmuster erkennen. Kognatische Rechte waren offenbar mehr oder weniger alternativlos. Erbtöchter konnten sich nur in Situationen durchsetzen, in denen keine männlichen Thronbewerber zur Verfügung standen oder aber auswärtige Fürsten als solche auftraten und im Land keine Unterstützung fanden.

Regentschaften

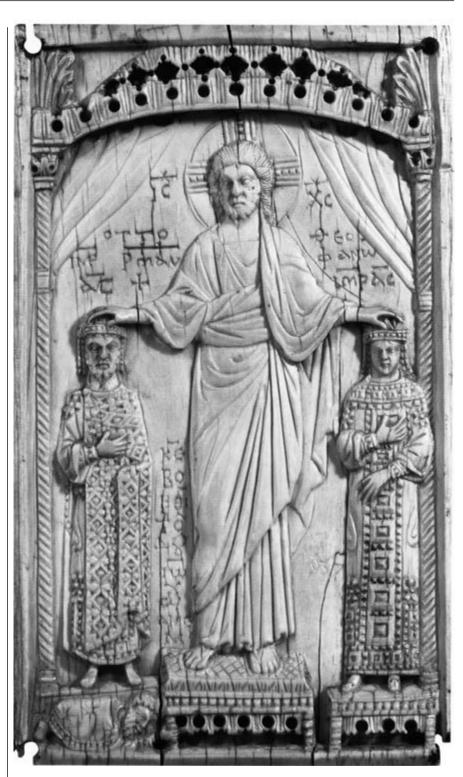
Weibliche Regentschaften wurden, abgesehen von der Merowingerzeit, als Königinnen für ihre Söhne und Enkel maßgeblich die Geschicke der Herrschaftsräume bestimmten, in der Hauptsache erst wieder seit dem ausgehenden 10. Jahrhundert eingerichtet. Im ostfränkischen Reich fungierten erstmals die Kaiserinnen Adelheid und Theophanu als Regentinnen für Otto III. Das war in dieser Situation nicht selbstverständlich, sondern das Ergebnis eines Machtkampfes mit dem bayerischen Herzog Heinrich II., dem "Zänker", als dem nächsten männlichen Verwandten des kleinen Königs. An dessen Ende kam ein breiter Konsens der politischen Elite zustande, der die Machtposition und Autorität der Frauen und der ihnen politisch zur Seite stehenden Bischöfe Willigis von Mainz und Hildebold von Worms dauerhaft garantierte.

Nicht zuletzt die in den Jahren der Regentschaft erworbene Reputation dürfte dazu beigetragen haben, dass die Königin im Römischen Reich weiterhin eine zentrale Rolle in der Reichspolitik spielte und es bei der nächsten notwendig gewordenen Regentschaft für Heinrich IV. unstrittig war, dass seine Mutter, die Kaiserin Agnes, als Regentin fungieren sollte. Auch sie regierte in den ersten Jahren mit großem politischem Rückhalt im Adel und Episkopat. Als sie jedoch politische Fehler machte und sich immer mehr herausstellte, dass sie auf den Rat Einzelner vertraute, bildete sich Widerstand, der Anfang April 1062 zum Attentat von Kaiserswerth führte, bei dem Heinrich IV. von einer episkopalen Gruppe um Erzbischof Anno von Köln gekidnappt und die Kaiserin entmachtet wurde.

In der Historiographie werden die Ereignisse mit geschlechterspezifischer Diktion beschrieben. Denn die Regentschaft der Kaiserin wird nicht anders bewertet als die eines männlichen Regenten, solange sie die

Erwartungen der politischen Eliten erfüllte und der politischen Praxis entsprechend konsensual regierte. Als dies nicht mehr gewährleistet schien, bemühte man die üblichen weiblichen Stereotype. Neben dem Vorwurf einer falschen Erziehung Heinrichs IV. wurden Klagen laut über die Beeinflussbarkeit der Kaiserin durch falsche Ratgeber und eine geringe Einbindung der Reichsfürsten in politische Entscheidungsprozesse. Hinzu kamen Vorwürfe der Bestechlichkeit und mangelnden Gerechtigkeit sowie schließlich prinzipielle Bedenken gegen die Herrschaft einer Frau, wie sie zum Beispiel durch den anonymen Verfasser der Vita Heinrici überliefert werden. Ihm zufolge galt die Kaiserin zu Beginn ihrer Regentschaft als eine mit männlichem Verstand begabte Frau. Später, so der Anonymus, habe man nur noch davon geredet, dass es sich nicht gehöre, dass eine Frau das Reich regiere, obwohl man doch, so der Kommentar des Autors, von vielen Königinnen lesen könne, die die Reiche mit männlicher Weisheit regiert hätten.

Anders verlief die Entwicklung in den westeuropäischen Monarchien. In Frankreich gab es erstmals 1060 die Regentschaft einer Königin. Anna von Kiew wurde mit der Regierung für den minderjährigen König Philipp I beauftragt, wobei ihr Graf Balduin V von Flandern an die Seite gestellt wurde. Als sie jedoch ein Jahr später eine neue höchst umstrittene Ehe einging, verlor sie ihre Machtstellung und musste den Hof verlassen. Eine mit den kaiserlichen Regentinnen im Reich vergleichbare Position konnte sie nicht einnehmen. Dazu fehlte den französischen Königinnen des 11. Jahrhunderts offenbar die dafür nötige Autorität und Macht, was sich auch darin zeigte, dass sie in erster Linie als königliche Ehefrauen, nicht jedoch als Teilhaberinnen und Partnerinnen in der Herrschaftsausübung angesehen wurden. Im Unterschied zu Anna von Kiew erlebte Agnes von Poitou im Reich nach dem Ende ihrer Regentschaft



(4) Elfenbeintafel mit Otto II. und Theophanu, Italien 982–83. Quelle: Paris, Musée. Cluny Nr. 1035

keinen Ansehens- und Machtverlust als Kaiserin. Agnes musste zwar die unmittelbare Regierungsverantwortung abgeben, zog sich jedoch nicht ganz aus der Reichspolitik zurück und verlor auch nicht ihren persönlichen politischen Einfluss. Besonders in späteren Jahren wurde sie zu einer gefragten und vielbeschäftigten Vermittlerin zwischen Heinrich IV., dem Papst und den gegen Heinrich opponierenden Adligen.

Seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert wurde es überall in Europa zunehmend üblich, dass die Mütter minderjähriger Thronfolger als Regentinnen eingesetzt wurden.

Mitherrschaft der Königin

Im hohen Mittelalter war die Einflussnahme der Königin auf die politischen Entscheidungen am französischen Hof geringer ausgeprägt als am deutschen Hof, wo sie im Ansehen stand, eine einflussreiche politische Instanz zu sein, an die man sich mit der Bitte um Vermittlung wenden konnte.

Im ottonischen Reich hatte sich wie in keiner anderen europäischen Monarchie vor allem die Interventionstätigkeit zu einem übergeordneten Aufgabenbereich der Königin entwickelt und institutionelle Züge angenommen. Der Bereich der Vermittlung und Fürsprache erscheint als ein besonders gut geeignetes Beispiel, um die unterschiedlichen politischen Traditionen deutlich zu machen. Denn die Königin verfügte als Ehefrau des Herrschers über eine besondere persönliche Nähe zu ihm und hatte also bei einem klugen Vorgehen alle Chancen, die Stelle einer Ratgeberin einzunehmen und auf diese Weise Einfluss auf politische Entscheidungen zu nehmen. Neben diesen individuell unterschiedlich ausgeprägten persönlichen Einflussmöglichkeiten, hatte sich im hochmittelalterlichen deutschen Reich eine institutionalisierte Form der Interventionstätigkeit der Königin etabliert, die sich zum "Job" der jeweils "amtierenden" Königin seit dem 10. Jahrhundert entwickelte. Kaiserin Adelheid öffnete nicht mehr nur einer kleinen Gruppe von Klöstern, Kirchen und deren Vorstehern ihr Ohr, sondern empfing Bittsteller aus dem gesamten Reichsgebiet, die um ihre Fürsprache und Unterstützung ersuchten. Ganz offensichtlich verstand sie es, auf diese Weise, also mittels Intervention, ihren Einfluss auf die sich in der Urkundenproduktion spiegelnde Tagespolitik zu erhöhen. Diese Entwicklung verfestigte sich, gewann über persönliche Kompetenzen hinaus institutionelle Züge

und prägte das "Image" der Königin am Hof und im Reich.

Der Blick nach England im 11. und frühen 12. Jahrhundert lässt andere Formen der Macht erkennen. Königinnen wurden dem Domesday Book zufolge auch noch nach der Eroberung von 1066 großzügig mit Herrschaftskomplexen dotiert. Im deutschen Reich hingegen und, wenn ich es richtig sehe, auch in Frankreich, differierte die individuelle Ausstattung mit Besitzrechten. Galten die Kaiserinnen Adelheid und Theophanu als unermesslich reich, so verfügte Kaiserin Kunigunde zeitweise über keine materielle Sicherheit, musste sie doch auf den ihr dotierten Besitz Bamberg verzichten und für einen Ausgleich kämpfen. Der Wandel hin zur Begrenzung des Besitzes setzte in England mit dem Königtum Heinrichs II. Mitte des 12. Jahrhunderts ein. Eleonore von Aquitanien besaß in England deutlich weniger Einkünfte als ihre Vorgängerinnen. Erstmals ist in den Quellen von ihr als Empfängerin des so genannten queens-gold die Rede. Im 14. Jahrhundert wird dieses neben der Zuweisung einzelner Güter und Geschenke zur wichtigen Einnahmequelle. Anders als im deutschen Reich wurde die Dotierung der englischen Königin auf den Betrag von ca. 4.000 Mark beziehungsweise 4.000 Pfund eingefroren. Anders als im Reich wurde für englische Königinnen des 13. und der erste Hälfte des 14. Jahrhunderts ein bestimmter Güterkomplex reserviert.

Mit der Festschreibung eines in etwa konstant bleibenden Geldbetrags und der Herausbildung einer Kerngruppe von Königinnengütern werden für England zwei wichtige Faktoren erkennbar, die auf einen institutionalisierten Charakter ihrer Stellung als Königin hindeuten.

Abschließende Thesen

Die Praxis weiblicher Herrschaftsausübung und politischer Einflussnahme hat es im europäischen Mittelalter in verschiedenen rechtlichen Rahmenbedingungen und politischen Ausprägungen gegeben. Die Idee einer politischen Teilhabe als consortium und die mit Esther verknüpften Topoi gehörten in die politische Vorstellungswelt des frühen und hohen Mittelalters und wurden im weiteren Verlauf des Mittelalters rezipiert. Die über die typisch weiblichen Aktionsräume einer Ehefrau und Mutter hinausgehende Kompetenz der politischen Teilhabe wird mit männlichen Zuschreibungen bestimmter Handlungs- und Wissenskategorien in Bezug gesetzt, indem tradierte weibliche Stereotype wie Freundlichkeit und Gottesfurcht mit männlichen Tugenden wie Disziplin, Stärke, Wachsamkeit, Tatkraft und Klugheit zusammengeführt werden. Mittels geschlechtsspezifischer Topoi werden unterschiedliche Bilder und Bewertungen konstruiert. Mit der Zusammenführung männlicher und weibliche Typisierungen wurde weibliche Herrschaft legitimiert und positiv bewertet, mit der Reduktion auf negativ konnotierte weibliche Stereotype wie Schwäche und Verführbarkeit wurde die fehlende Befähigung zur Herrschaftsausübung begründet. Die Argumente verschoben sich erst seit dem 13. Jahrhundert. Lassen sich bis dahin die Ausprägungen weiblicher Macht in einer mehr oder weniger institutionell ausgeprägten Form im Rahmen des consortium-Gedankens erfassen, so erreichte die politische Teilhabe von Frauen im späten Mittelalter mit den aus eigenem Recht regierenden Aristokratinnen und der zunehmenden Bedeutung weiblicher Regentschaften eine neue Dimension, die immer eindeutiger auf rechtlichen Kriterien basierte. Diesem konkret wirksam werdenden juristisch-politischen Argument zugunsten weiblicher Herrschaft stand die naturwissenschaftlichbiologische Diskussion gegenüber, die das aristotelische Theorem vom Mängelwesen Frau aufgriff und zu einer negativen Sicht verfestigte. Mit dem Ausbau der Hierarchien und Verwaltungen auf monarchischer

und territorialer Ebene verloren Frauen öffentliche Funktionen und politische Kompetenzen. Die durch das consortium-Modell theologisch begründete politische Tradition der weiblichen Teilhabe früher Jahrhunderte verengte sich auf durch Rechtsargumente abgesicherte Machtpositionen. Unterhalb der rechtlichen Ebene aber war jedoch die in den Quellen schwer fassbare und individuell variierende direkte Einflussnahme auf den Herrscher und Hof eine über die Jahrhunderte hinweg nicht zu unterschätzende Machtbasis, die sich im Bild von der Repräsentantin des Herrscherhauses verdichtete.

Summary

This essay sketches aspects of gender and power in medieval Europe. A brief historiographic introduction is followed by overviews of perceptions of gender and power as well as the construction of queens as wives, mothers, and rulers. Further light is shed on this by a discussion of their portraval in coronation ordines, which formulated their concepts with reference to biblical women and formulated a concept of participation in royal lordship that persisted through the central Middle Ages. The chapter then turns to differing traditions for political practice. It is evident that women could exercize political power through different functions and in diverse ways: as wives, as regents, or as queens legitimated through inheritance and ruling in their own right. The mechanisms and strategies for obtaining and exercizing power are illustrated through a few selected examples.

Anmerkung

1) Thietmar von Merseburg, Chronik, neu übertragen und erläutert von Werner Trillmich [Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 9] Darmstadt ⁷1992, IV, 10, 124–127

Literatur

- Bautiers, Robert-Henri: Anne de Kiev, reine de France, et la politique royale au XIe siècle, Étude critique de la documentation, in: Ders.: Recherches sur l'histoire de la Rance médiévale. Des Mérovingiens aux premiers Capétiens, Aldershot 1991, No.VIII, 539–564.
- Contamine, Philippe: Le royaume de France ne peut tomber en fille. Une théorie politique à la fin du Moyen Âge, in: Institutionen und Geschichte. Theoretische Aspekte und mittelalterliche Befunde, hg. von Gert Melville, Köln, Weimar, Wien 1992, 187–207.
- Duggan, Anne J. (Hg.): Queens and Queenship in Medieval Europe. Proceedings of a Conference held at King's College, London April 1995, Woodbridge 1997.
- Earenfight, Teresa (Hg.): Queenship and political power in medieval and early modern Spain, Aldershot u.a. 2005.
- Erler, Mary C., Maryanne Kowaleski (Hg.): Gendering the Master Narrative. Women and Power in the Middle Ages, Ithaka, London 2003
- Fößel, Amalie: Die Königin im mittelalterlichen Reich. Herrschaftsausübung, Herrschaftsrechte, Handlungsspielräume, Stuttgart
- Fößel, Amalie: Frauen an der Spitze Europas. Lebensstrategien und Lebensentwürfe von Königinnen des 10. Jahrhunderts, in: Kaiserin Adelheid und ihre Klostergründung in Selz, hg. von Franz Staab (†) und Thorsten Unger, Speyer 2005, 69–89.
- Fößel, Amalie: The Queen's Wealth in the Middle Ages, in: Majestas 13 (2005), 23–45.
- Fößel, Amalie: Handlungsspielräume hochmittelalterlicher Königinnen, in: Frauen der Staufer, hg. von der Gesellschaft für staufische Geschichte (Schriften zur staufischen Geschichte und Kunst 25) Göppingen 2006, 171–191.
- Fößel, Amalie: Imperatrix augusta et imperii consors. Die Königin als Mitherrscherin im hochmittelalterlichen Reich, in: Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Von Otto dem Großen bis zum Ausgang des Mittelalters. Essays (29. Ausstellung des Europarates in Magdeburg und Berlin und Landesausstellung Sachsen-Anhalt) Dresden 2006. 87–97.
- Fößel, Amalie: Herrscherin Regentin
 Klosterfrau Heilige. Schicksale merowingischer Königinnen zwischen Macht und Ohnmacht, in: Radegunde. Ein Frauenschicksal zwischen Mord und Askese, hg. von Hardy Eidam und Gudrun Noll, Erfurt 2006, 56-63.
- Fößel, Amalie: Gender and Rulership in the Medieval German Empire, in: History

Compass. An online-journal of peer-reviewed survey articles from across the discipline, hg. von Mark Kishlansky and Felice Lifshitz, Bd.7/1, Oxford 2009, 55–65.

- Fößel, Amalie: Die besonderen Töchter des heiligen Petrus. Zur Kommunikation zwischen Päpsten und Königinnen im mittelalterlichen Europa, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 62, Heft 5/6 (2011), 343–352.
 - Fößel, Amalie (Hg.): Die Kaiserinnen des
- Fößel, Amalie (Hg.): Die Kaiserinnen des Mittelalters, Regensburg 2011.
- Fößel, Amalie: Kaiserin Adelheid, in: Dies.
 (Hg.): Die Kaiserinnen des Mittelalters,
 Regensburg 2011, 35–59.
- Fößel, Amalie: Ottonische Äbtissinnen im Spiegel der Urkunden. Einflussmöglichkeiten der Sophia von Gandersheim und Essen auf die Politik Ottos III., in: Frauen bauen Europa. Internationale Verflechtungen des Frauenstifts Essen, hg. von Thomas Schilp (Essener Forschungen zum Frauenstift 9) Essen 2011, 89–106.
- Kolb, Anne (Hg.): Augustae. Machtbewusste Frauen am römischen Kaiserhof?, Berlin 2010.
- McNamara Jo Ann, Suzanne Wemple: The Power of Women through the Family in Medieval Europe, 500–1100", in: Feminist Studies 1 (1973), 126–141.
- Parsons, John Carmi (Hg.): Medieval Queenship, New York 1993.
- Stafford, Pauline: Queens, Concubines and Dowagers. The King's Wife in the Early Middle Ages, London 1998.
- Stafford Pauline, Anneke B. Mulder-Bakker (Hg.): Gendering the Middle Ages, Oxford 2001
- Turner, Ralph V.: Eleanor of Aquitaine. Queen of France, Queen of England, New Haven and London 2009.

Die Autorin

Amalie Fößel studierte Geschichte, Germanistik, Soziologie und Politologie an der Universität Erlangen-Nürnberg. Sie wurde an der Universität Bayreuth promoviert und habilitierte sich in den Fächern Mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften mit einer Studie über "Die Königin im mittelalterlichen Reich". Sie war Assistentin und Hochschuldozentin an der Universität Bayreuth und lehrte zudem an der Ludwigs-Maximilians-Universität München, der Universität des Saarlandes und der Universität Regensburg. Seit 2008 ist sie Professorin an der Universität Duisburg-Essen. Ihre Veröffentlichungen umfassen Themen zur Geschichte mittelalterlicher Kaiserinnen und Königinnen sowie zur weiblichen Herrschaft im europäischen Mittelalter, zu den Häresien, religiösen Lebensformen und Glaubensvorstellungen, zur Politischen Geschichte, zur Sozial-, Landes- und Wissenschaftsgeschichte. Amalie Fößel ist Mitglied des Essener Kollegs für Geschlechterforschung.



Patricia Plummer. Foto: Timo Bobert

Lady Mary Wortley Montagu überschreitet in ihrem literarischen Werk ebenso wie in zahlreichen visuellen Inszenierungen kulturelle und geschlechtsspezifische Grenzen. Ihre differenzierten und kritischen Ausführungen zu Frauen und Macht in unterschiedlichen kulturellen, religiösen und sozialen Zusammenhängen belegen, dass reisende Frauen (nicht nur) die Grenzen von privatem und öffentlichem Bereich überschreiten.

"Güzel Sultanum": Gender und Macht im weiblichen Orientdiskurs

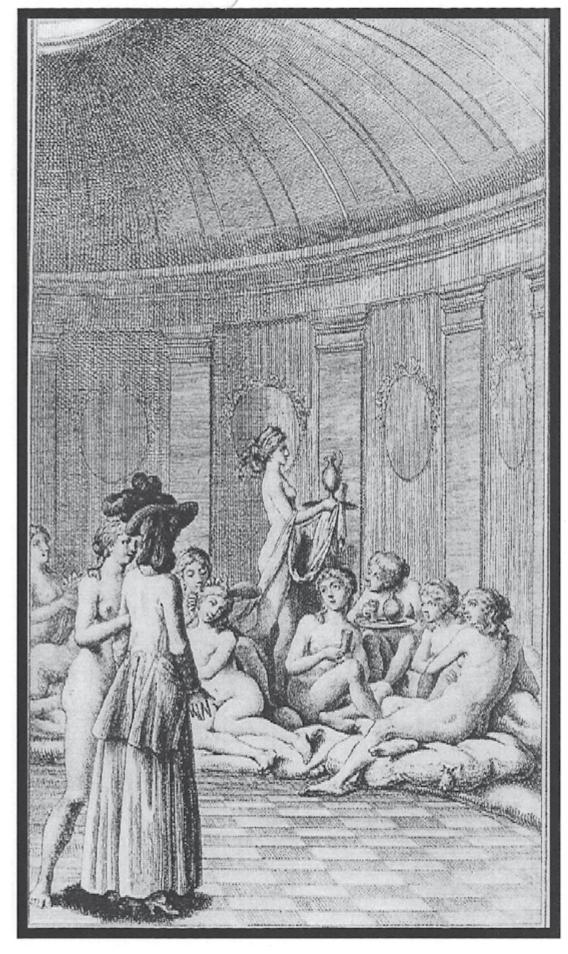
Die Orientreise Lady Mary Wortley Montagus (1716–1718) Von Patricia Plummer

Orient und Orientalismus

Der Orient ist eine Fiktion, das Produkt eines westlichen Machtdiskurses – so argumentiert der palästinensisch-amerikanische Kulturwissenschaftler Edward W. Said in Orientalism: Western Conceptions of the Orient (1978). Wie Said in seiner brillanten Analyse westlicher Ideengeschichte und kultureller Interaktionen mit der islamischen Welt nachweisen konnte, ist der Orient als Topos in der europäischen Imagination mit Vorstellungen besetzt, die teilweise bis in die Zeit der Kreuzzüge zurückreichen.

In der öffentlichen Wahrnehmung verbindet sich der Begriff des Orientalismus vor allem mit der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts, mit Künstlern wie Jean-

Auguste-Dominique Ingres und Eugène Delacroix, die sich diesem Sujet geradezu obsessiv widmeten. Ihr Markenzeichen sind "Wüste, Karawanen, wilde Kämpfe zu Pferd, Beduinen, Fellachen, schattige Basare, türkische Dampfbäder, Sklavenmärkte, entblößte Frauenkörper im Harem. Sie zeigen Szenen starker Farbigkeit, großer Gefühle, ungezähmter Männlichkeit und lockender



(1) Daniel Chodowiecki. Frontispiz, 1790.

Weiblichkeit"1. Hier kommt die europäische Ambivalenz gegenüber dem Orient zum Ausdruck: "Die einen erhoffen sich die sinnlichen Freuden von 1001 Nacht, andere fasziniert die Emotionalität einer bislang als bedrohlich empfundenen ,barbarischen' Kultur"2. Doch wie verhält es sich mit dem Phänomen des Orientalismus in der Literatur und Kunst vor Napoleons Ägyptenfeldzug (1798-99), der nicht nur Said, sondern auch den Kuratoren der Ausstellung "Orientalismus in Europa: Von Delacroix bis Kandinsky" (Brüssel, München, Marseille 2011) als Ausgangspunkt des modernen europäischen Machtstrebens in der islamischen Welt gilt?

Im 17. und 18. Jahrhundert wurde das mächtige Osmanische Reich als geradezu synonym mit dem Orient angesehen und unter geschlechtsspezifischen Vorzeichen imaginiert: In der Engführung galten der osmanische Sultan und sein Harem pars pro toto als stereotype Personifikation eines in Wirklichkeit multiethnischen und multireligiösen Reiches. Es nimmt daher nicht wunder, dass männliche Orientreisende nicht nur ihre Berichte mit pikanten Details angeblicher Abenteuer im Harem des türkischen Sultans für ihr heimisches Lesepublikum garnierten, sondern sich nach ihrer Rückkehr in türkischer Tracht portraitieren ließen. Damit stellten sie nicht nur ihre Weltläufigkeit, ihre privilegierte Stellung und ihr auf der Reise erworbenes Wissen symbolisch zur Schau, sondern inszenierten sich in einem transgressiven Spiel mit genderspezifischen und kulturellen Stereotypen in osmanischer Herrscherpose.

Dieses Phänomen der Turquerie, das sich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts in der europäischen Kultur ausbreitet – Charles Vanloos Haremsgemälde Madame Pompadours gehören ebenso dazu wie Türkenfiguren aus Meißner Porzellan und Mozarts Entführung aus dem Serail – geht jedoch insbesondere zurück auf die Orientreise der englischen Aristokratin Lady Mary Wortley Montagu (1689–1762), auf Montagus in Briefen der Jahre 1716 bis 1718 überlieferten Reisebericht, in dem sie Schilderungen fremder Kulturen mit einer pointierten Kritik der Situation von Frauen in der englischen Gesellschaft verknüpft, sowie auf die zahlreichen Portraits in türkischen Gewändern, die zumeist in den Jahren nach ihrer Rückkehr aus Konstantinopel entstanden sind.

Wird bei Said der westliche Orientdiskurs noch als monolithisches Konstrukt angesehen, so konnte dies seither in der Forschung widerlegt werden. Said zeigt die verzweigte Entstehungsgeschichte des Orientalismus in ihren unterschiedlichen Facetten (poetisch, wissenschaftlich, militärisch usf.) auf, blendet jedoch die Diversität des vielstimmigen westlichen Orientdiskurses weitgehend aus. Erst mit einer Untersuchung der englischen Kulturwissenschaftlerin Reina Lewis, die den programmatischen Titel Gendering Orientalism (1996) trägt, setzt eine differenzierte genderkritische Analyse des westlichen Orientbildes ein. Es geht im Orientalismus mithin nicht nur um das "Überschreiten nationaler, politischer, sozialer oder religiöser Grenzen sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinne"3, sondern ganz zentral um eine Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen im inter- und transkulturellen Kontext.

Im vorliegenden Beitrag wird der Orientdiskurs der Aufklärung nicht unter den Vorzeichen eines männlichen Machtdiskurses beleuchtet. Am Beispiel der Orientreise Lady Mary Wortley Montagus wird herausgearbeitet, wie sich eine Frau zu Beginn des 18. Jahrhunderts selbstbewusst und keineswegs unpolitisch in diesen Diskurs einschreibt, wie sie Macht und Weiblichkeit im interkulturellen Kontext, sowohl in Europa als auch im Osmanischen Reich, analysiert und für sich die (fiktive) Herrscherinnenrolle der 'Sultana' entwirft.

"Ladies of Quality": Lady Montagu über Frauen und Macht in Europa

Montagus Reisebericht ist in Briefen überliefert, die sie während ihrer Reise von London nach Konstantinopel und über Nordafrika und Italien wieder zurück zwischen 1716 und 1718 an eine Vielzahl, meist weiblicher Adressaten schickte. Montagu selbst hat ihre Briefe, Zeugnisse privaten weiblichen Schreibens, gesammelt, redigiert und dafür gesorgt, dass sie zunächst im Freundeskreis zirkulierten und schließlich posthum veröffentlicht wurden. Die Publikationsgeschichte der ,türkischen Briefe' verdeutlicht, dass die ideologisch konstruierten und geschlechtsspezifisch konnotierten Dichotomien privat/öffentlich beziehungsweise weiblich/ männlich, die weibliche Lebenswelten im 19. Jahrhundert strukturierten, hier nicht greifen. Lady Mary ist gleichzeitig privilegiert und marginalisiert, sie ist eine öffentliche Person, deren Werke gelesen und diskutiert wurden, die jedoch als Frau nicht selbstverständlich am öffentlichen Diskurs partizipieren konnte.

Reiseliteratur von Frauen besaß im 18. Jahrhundert - mit wenigen prominenten Ausnahmen, darunter die englische Philosophin und Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft - noch Seltenheitswert, da eine vermehrte selbstständige Reisetätigkeit von Frauen erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts einsetzte und Frauen zuvor meist lesend erfahrene und dadurch imaginäre Reisen vorbehalten waren. Die reisenden Frauen iener Zeit, zumeist Aristokratinnen, schreiben sich in einen männlichen Hegemonialdiskurs ein, von dem sie sich gleichzeitig abgrenzen. Lady Marys Briefe aus dem Orient sind Zeugnis selbstbewusster Autorschaft, sie sind Beispiel eines frühen ethnographischen Diskurses und liefern eine vergleichende Kulturkritik – jeweils aus dezidiert weiblicher Perspektive. Es ist nicht eine

vereinzelte, marginalisierte Stimme, die sich hier erhebt, sondern es ist eine Angehörige des englischen Hochadels, die nicht nur im privatem Kreis mit ihrer Schwester und befreundeten Damen der englischen Oberschicht korrespondiert, sondern genauso selbstverständlich mit der Prinzessin von Wales sowie mit männlichen Intellektuellen ihrer Zeit.

Montagus stilistisch eleganten und ungemein kenntnisreich verfassten Briefe sind passgenau auf die ieweiligen Adressaten und Adressatinnen abgestimmt und behandeln eine große Bandbreite an Themen, darunter höfische Sitten und Kultur der bereisten europäischen Herrscherhäuser beziehungsweise osmanischen Würdenträger, soziale und rechtliche Stellung der Frau, Philosophie, Religion, Literatur und Sprache. In der feministischen Forschung wurden bislang vor allem jene Briefe Lady Marys untersucht, die über einen Aufenthalt im türkischen Bad in Sofia sowie über Besuche in mehreren Harems in Konstantinopel berichten.

Aber Montagus Diskurs über Frauen und Macht setzt bereits früher ein. Wenige Monate vor ihrer Abreise nach Konstantinopel schrieb sie, gerade erst von den Pocken genesen, ein Gedicht über diese Krankheitserfahrung, in dem es heißt:

[...]
But oh! How vain,
how wretched is the boast
Of beauty faded,
and of empire lost!
What now is left but weeping,
to deplore
My beauty fled, and empire
now no more!

Während sich Großbritannien in einer Phase der nationalen Identitätsbildung befand und das *British Empire* in patriotischer Dichtung ideologisch konstruiert wurde, beklagt Montagu den Verlust ihres eigenen 'Reiches'. Sie verarbeitet hier den Verlust ihrer Schönheit, der für eine Frau in ihrer Zeit auch

einen Verlust an Ansehen im wörtlichen Sinn und damit sozialer Macht beinhaltete. Auch auf ihrer Reise analysiert sie nicht nur die höfischen Sitten, sondern vor allem die soziale Stellung (privilegierter) Frauen, zunächst an den europäischen Fürsten- und Königshöfen, schließlich im Machtzentrum des Osmanischen Reiches, in Konstantinopel.

Während die deutschen Fürstenhöfe ihr vergleichsweise unbedeutend erscheinen und die religiöse Diversität der Kleinstaaten ihr als Angehörige des englischen Hochadels sowie als Mitglied der anglikanischen Hochkirche fremd bleibt, findet sie für den Aufenthalt am sächsischen Königshof in Dresden lobende Worte: "The town is the neatest I have seen in Germany; most of the houses are new built, the Elector's palace very handsome and his repository full of curiosities of different kinds"5. Aber mehr noch als das barocke Gebäudeensemble und die Rüstkammer, die Lady Mary auf der Durchreise im November 1716 bewundert, beschäftigt sie das Schicksal der Gräfin von Cosel, der inzwischen in Ungnade gefallenen Mätresse Augusts des Starken, die gerade ihre insgesamt 49 Jahre dauernde Gefangenschaft angetreten hat. Auch dieses Schicksal nutzt Montagu, um das ungleiche Machtverhältnis der Geschlechter zu thematisieren, indem sie das anfängliche Liebesverhältnis als Möglichkeit weiblicher Machtpolitik schildert: "She was mistress to the King of Poland (Elector of Saxony) with so absolute a dominion over him that never had any lady so much power in that court "6.

Der Kaiserhof in Wien, den sie mehrfach besuchte, hat es ihr deutlich mehr angetan. Sie ist fasziniert von der höfischen Galanterie, deren Beschreibung sie zur impliziten Kritik an den repressiven heimischen Verhältnissen nutzt: "In one word 'tis the established custom for every lady to have two husbands, one that bears the name and another that performs the duties, and these enga-

gements are so well known that it would be a downright affront and publicly resented if you invited a woman of quality to dinner without at the same time inviting her two attendants of lover and husband, between whom she always sits in state with great gravity"⁷.

Montagu analysiert nicht nur die Rolle der adligen Frau in Paarbeziehungen, die in dieser Schilderung geradezu zwischen ihren beiden "Männern" thront. So stellt sie ironisch fest, dass "many good English ladies", die sich bereits aus Altersgründen der Entsagung und dem Likör zugewandt haben, in Wien noch als Schönheiten ersten Ranges gelten könnten und thematisiert damit den Ausschluss älterer Frauen von einer gesellschaftlichen Teilhabe in ihrer Heimat, ein Ausgrenzungsmechanismus, der in Wien, diesem ,Paradies für alte Frauen', nicht wirksam zu sein scheint: "I can assure you that wrinkles, or a small stoop in the shoulders, nay grey hair itself is no objection in the making of new conquests"8. Montagu endet ihre Analyse der Wiener Geschlechterverhältnisse mit der vielsagenden Weigerung, ein Werturteil zu fällen: "Thus you see, my dear, gallantry and good breeding are as different in different climates as morality and religion. Who have the rightest notions of both we shall never know till the day of judgement"9. Bereits im europäischen Teil ihrer Reise sind Montagus Reisebriefe ein Plädoyer für einen sensiblen Umgang mit Differenz und Diversität.

Sultanas and Odalisken: Frauen im Osmanischen Reich

Ist Montagus Bericht über das höfische Wien bereits als implizite Kritik an geltenden Geschlechternormen in ihrer Heimat zu verstehen, so wird diese Tendenz in den Briefen, die sie aus dem Osmanischen Reich schreibt, noch deutlicher. Die Frauen im türkischen Dampfbad von Sofia beschreibt sie zwar zunächst als hierarchische



(2) Anon. Lady Mary Wortley Montagu. Quelle: Viktorianische Radierung nach einem zeitgenössischen Miniaturportrait

Gesellschaft, bestehend aus privilegierten Frauen und ihren Dienerinnen, konstruiert aber daraus in der Folge eine egalitäre Frauengemeinschaft, in der die Abwesenheit formaler Kleidung – zum Ausdruck gebracht durch Montagus augenzwinkernde Feststellung, dass die Frauen im Evakostüm gekleidet sind – eine Unterscheidung nach sozialer Position erschwert.

Darüber hinaus ironisiert Montagu ihre eigene Position und akzen-

tuiert damit deutlich die interkulturelle Dimension dieser Erfahrung: Sie, die privilegierte westliche Frau, ist hier die Fremde, die zudem der Situation unangemessen im englischen Reisekostüm gekleidet ist. Als die Orientalinnen sie angeblich entkleiden wollen, entdecken sie ihr Korsett, das sie als Ausdruck barbarischer Frauenunterdrückung interpretieren, da sie vermuten, ihr Ehemann habe sie darin eingeschlossen, um ihre Keuschheit zu garantieren.

Dies ist mehr als die Konfrontation westlicher und östlicher Badekulturen und dress codes. Diese Szene, die im maskulinen Orientdiskurs geradezu zu einer Schlüsselszene wurde – der französische Orientalist Ingres hat sie in voyeuristischer Manier in Le Bain Turque (1862) dargestellt und bereits 1790 bildet Daniel Chodowiecki diese Szene als Frontispiz einer in Berlin erschienenen Ausgabe der Turkish Embassy Letters (Abb. 1) ab – ist ein Beispiel



(3) Anon. Lady M-y W-rtl-y M-nt-g-e: The Female Traveller. Quelle: Kupferstich, 18. Jahrhundert

für die Umkehrung des hegemonialen "männlichen Blicks" im weiblichen Orientalismus.

In weiteren Briefen berichtet Montagu ebenso detailliert von mehreren Harembesuchen in Konstantinopel. Sie erhält Zugang zu den verbotenen' Räumen des Orients und verfügt damit über Herrschaftswissen, das männlichen Reisenden verwehrt blieb und die diese Lücken lediglich in der Fantasie ausgestalten konnten. Montagu ist sich dessen bewusst, dass sie hier Neuland betritt und als erste westliche Frau über Besuche im türkischen Bad und im Harem berichtet: "You will perhaps be surprised at an account so different from what you have been entertained with by the common voyage writers, who are very fond of speaking of what they don't know. [...] harems are always forbidden ground"10.

Sie besucht unter anderem den Harem der Frau des Großwesirs. Zu Montagus Erstaunen, die in einer aufwändigen Robe nach Art der höfischen Wiener Mode gekleidet ist, lebt die hochrangige türkische Frau in verhältnismäßiger Einfachheit, da sie und ihr Mann sich im Alter ganz einem Leben in religiöser Demut und Bescheidenheit widmen. Interessanterweise betont Montagu hier und an anderer Stelle nicht nur die Tugendhaftigkeit der muslimischen Frau, sondern auch die ihres Mannes: "He never looks upon any other woman"11.

Dennoch entsprechen die anderen Besuche in türkischen Harems mehr Montagus Erwartungen. Sie ist zu Gast bei Frauen einflussreicher Männer, die selbst über Macht, Bildung und Reichtum verfügen. Die Sultana Hafise hatte als ehemalige Favoritin des verstorbenen Sultans das Privileg, sich einen zweiten Ehemann auszusuchen. Als Frau des mächtigen Politikers Ebubekir Effendi ist es ihr seither möglich, ihr Leben selbst zu gestalten - wenn auch innerhalb des Harems: "She has no black eunuchs for her guard, her husband being obliged to respect her

as a queen and not enquire at all into what is done in her apartment"12. Hafise ist Montagus Schilderung zufolge eloquent und gebildet. Die Beschreibung ihrer luxuriösen Räumlichkeiten und juwelenverzierten Gewänder und Schmuckstücke nutzt Montagu zudem, um zu versichern, dass Hafises Lebensstil dem der europäischen Herrscherinnen überlegen sei: "her whole dress must be worth above £100,000 sterling. This I am very sure of, that no European queen has half the quantity and the Empress's jewels, though very fine, would look very mean near hers"13. Dies ist denn auch eine der wenigen Textpassagen, in denen Montagu konzediert, dass ihre Schilderung orientalischer Prunkentfaltung an die Geschichten aus Tausendundeiner Nacht erinnern, auch wenn sie sich stets bemüht, den Wahrheitsgehalt ihres Berichts zu betonen.

Mehr noch als der Besuch bei Sultana Hafise beeindruckt Montagu ein Besuch bei Fatima, der jungen Frau des ranghöchsten Offiziers im Osmanischen Reich. Fatima ist, Montagu zufolge, an Schönheit, Eleganz und Natürlichkeit den europäischen Frauen bei weitem überlegen - auch hier findet sich wieder die Vorstellung, dass Schönheit ein Instrument weiblicher Machtausübung ist. Schließlich kommt Montagu zu folgendem Ergebnis: "And to that a behaviour so full of grace and sweetness, such easy motions, with an air so majestic, yet free from stiffness or affectation that I am persuaded, could she be suddenly transported upon the most polite throne of Europe nobody would think of her other than born or bred to be a queen, though educated in a country we call barbarous. To say all in a word, our most celebrated English beauties would vanish near her"14.

Montagu ist bei ihren Schilderungen nicht nur teilnehmende Beobachterin; sie vergleicht stets aus einer genderkritischen Perspektive die Sitten und Gebräuche der fremden Kultur mit ihrer eigenen – meist zum Nachteil des Westens. Aus ihren Briefen spricht ein tiefes Verständnis insbesondere für den islamischen Kulturkreis, der hier einmal nicht als ausgegrenzte Sphäre des Anderen erscheint; Montagus 'Briefe aus dem Orient' können daher als frühes Beispiel für einen interkulturellen und interreligiösen Dialog angesehen werden.

"Güzel Sultanum": Montagus transkulturelle Herrscherinnenportraits

Montagu lässt mehrere türkische Gewänder für sich nähen, die sie während ihres Aufenthaltes in Konstantinopel trägt und in einem weiteren Brief detailliert beschreibt (vgl. Abb. 2): "The first piece of my dress is a pair of drawers, very full, that reach to my shoes, and conceal the legs more modestly than your petticoats. They are of a thin rose colour damask, brocaded with silver flowers, my shoes of white kid leather embroidered with gold. Over this hangs my smock of a fine white silk gauze, edged with embroidery. This smock has wide sleeves hanging half way down the arm and is closed at the neck with a diamond button; but the shape and colour of the bosom is very well distinguished through it. [...]"15. Dies ist mehr als eine ethnische Maskerade: Ihre transkulturellen Inszenierung als muslimische Türkin ist Ausdruck von Montagus Eintauchen in eine andere Kultur. Von Fatima wird sie "güzel Sultanum, or the beautiful Sultana"16 genannt; die englische Aristokratin wird damit gleichsam in den Rang einer einflussreichen osmanischen Frau befördert, was Montagu offenkundig als Ehre empfindet.

Dieses Einfühlen in eine andere Kultur und das Selbstbewusstsein, das sie bei den privilegierten türkischen Frauen entdeckt, lässt sich bereits in einem Portrait nachweisen, das von ihr in Konstantinopel angefertigt wird. Lady Mary lässt sich in ihren türkischen Gewändern mit ihrem ebenfalls orientalisch gekleideten Sohn portraitieren, was geradezu einen Tabubruch darstellte. In dem Gemälde von Jean-Baptiste Vanmour, wie auch in einigen Dutzend weiteren Portraits, die sie nach ihrer Rückkehr anfertigen ließ, inszeniert sie sich als türkische Haremsdame, aber immer in der (imaginierten) Rolle der mächtigen "Sultanin". Um ihrer transkulturellen Herrscherinnenrolle gerecht zu werden, ist Montagu hier wie auch in den meisten anderen Portraits stehend abgebildet. Die aufrechte Haltung unterscheidet sich von einem Lieblingsmotiv im maskulinen Orientdiskurs in der Malerei, der lasziven, erotisch konnotierten liegenden Odaliske. Es ist eine Machtpose: Die Sultanin, ein Titel, der in der patriarchalischen Ordnung des Osmanischen Reichs nicht existierte, ist in Montagus Verständnis eine Herrscherin nach westlichem Vorbild.

Dieser Anspruch kommt vielleicht am deutlichsten in einem Portrait des Malers Jonathan Richardson aus dem Jahr 1725 zum Ausdruck, auf dem Lady Mary in einem golden schimmernden, königlich anmutenden, ebenfalls orientalisiertem Gewand vor der Silhouette Konstantinopels abgebildet ist. Ihren Machtanspruch untermalt zudem ein symbolisch an ihre Seite gestellter afrikanischer Sklave. Seine sichtbaren Ketten verweisen auf die Lebensbedingungen der afrikanischen Sklaven; feministische Forscherinnen lesen ihn darüber hinaus als Chiffre für die Unterdrückung der Frauen, die Lady Mary in ihrer transgressiven imaginären Rolle thematisiert und symbolisch überwindet.

Eine weitere, anonyme Darstellung Montagus in orientalischen Gewändern und mit osmanischer Haartracht (Abb. 3) ist vermutlich dem posthumen Kult um ihre Person zuzurechnen. Wiederum aufrecht stehend, hält sie eine gebundene Ausgabe ihrer Briefe in der linken Hand, die 1763, im Jahr nach ihrem Tod und gegen den Willen ihrer Familie, gedruckt wurden. Die selbstbewusste, raumgreifende Pose,

die der anonyme Künstler hier dargestellt hat, deutet eine weitere transgressive Facette an: Es ist dies nicht nur eine transkulturelle, sondern auch eine maskuline Rolle.

Fazit

Lady Mary Wortley Montagu überschreitet in ihrem literarischen Werk ebenso wie in zahlreichen visuellen Inszenierungen kulturelle und geschlechtsspezifische Grenzen. Ihre ebenso differenzierten wie kritischen Ausführungen zu Frauen und Macht in unterschiedlichen kulturellen, religiösen und sozialen Zusammenhängen belegen, dass reisende Frauen (nicht nur) die Grenzen von privatem und öffentlichem Bereich überschreiten. Die Aneignung einer imaginären Herrscherinnenrolle ist Ausdruck von Montagus aufgeklärter Toleranz. Gleichzeitig entwirft sie damit einen Freiraum ienseits restriktiver Geschlechterrollen. Diesen Freiraum im Kontext ihrer (frauen-)politischen Mission an europäischen und orientalischen Herrscherhöfen zu analysieren, ist ein lohnender Gegenstand interdisziplinärer Genderforschung.

Summary

Lady Mary Wortley Montagu's Turkish Embassy Letters that were written during her Oriental sojourn (1716–18) testify to an emerging intercultural discourse on women's rights and female power. Rather than dwelling on women's marginalisation in general and Oriental despotism and the submissiveness of Muslim women in particular, Montagu's letters articulate a self-confident political awareness that analyses the role of women in a variety of Oriental as well as Western settings. In her letters and poetry as well as in a series of portraits painted of her in Turkish dress, Montagu fashions herself as a female Ottoman ruler or 'Sultana' and thus creates an imaginary as well as transcultural role that combines Oriental femininity with an aspiration to power. This is an imaginary realm beyond the boundaries of gender, culture and ethnicity, the analysis of which merits further research in interdisciplinary gender studies.

Anmerkungen

- 1) Gost, Roswitha. Die Geschichte des Harems. Düsseldorf: Patmos, 2002, 36 2) Lange, Christiane. "Vorwort". Orientalismus in Europa: Von Delacroix bis Kandinsky. München: Hirmer, 2010, 7
- 3) Diederen, Roger. "Über die Grenzen: Ein Blick in die Ferne". Orientalismus in Europa: Von Delacroix bis Kandinsky. München: Hirmer, 2010, 27
- 4) Lady Mary Wortley Montagu. "Saturday; The Smallpox". Essays and Poems and Simplicity a Comedy. Hrsg. Robert Halsband and Isobel Grundy. Oxford: OUP, 1993.
- 5) Brief XV. Alle Zitate beziehen sich auf folgende Ausgabe: Montagu, Lady Mary Wortley. The Turkish Embassy Letters. Hrsg. Malcolm Jack und Anita Desai. London: Virago, 1998.
- 6) Brief XV; eigene Hervorhebung
- 7) Brief X
- 8) Brief X
- 9) Brief X
- 10) Brief XXXIII
- 11) Brief XXXIV
- 12) Brief XLI; eigene Hervorhebung
- 13) Brief XLI
- 14) Brief XXXIV; eigene Hervorhebung
- 15) Brief XXX
- 16) Brief XXXIV

Literatur

- Bode, Christoph (Hrsg.) West Meets East:
 Klassiker der englischen Orientliteratur. Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 1997.
 Bode, Christoph: Fremd-Erfahrungen:
 Diskursive Konstruktion von Identität in der
- Diskursive Konstruktion von Identität in der britischen Romantik. II: Identität auf Reisen. Trier: WVT, 2009.
- Deeken, Annette, Monika Bösel: "An den süßen Wassern Asiens": Frauenreisen in den Orient. Frankfurt/Main: Campus, 1996.
- Friederiksen, Elke: "Der Blick in die Ferne: Zur Reiseliteratur von Frauen". Schreibende Frauen: Frauen – Literatur – Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Hrsg. Hiltrud Gnüg und Renate Möhrmann. Frankfurt/ Main: Suhrkamp, 1998, 104–122.
- Grundy, Isobel: Lady Mary Wortley Montagu: Comet of the Enlightenment. Oxford:
 Oxford UP, 1999.
- Pelz, Annegret: Reisen durch die eigene Fremde: Reiseliteratur von Frauen als Autoge-

ographische Schriften. Köln: Böhlau, 1993. – Plummer, Patricia: "Die Orientreise Lady Mary Wortley Montagus (1716–18): Anmerkungen zum interkulturellen und interreligiösen Dialog der Aufklärung. Beuroner Forum Edition 2011. Hrsg. Stefan Blanz, Peter Häger und Jakobus Kaffanke, OSB. Münster: LIT, 2011, 126–138.

– Plummer, Patricia: ",The free treatment of topics usually taboo'd': Glimpses of the Orient in Eighteenth- and Nineteenth- Century Literature and the Fine Arts". Word and Image in Colonial and Postcolonial Literatures and Cultures. Hrsg. Michael Meyer. Amsterdam: Rodopi, 2009, 47–68. Schmidt-Linsenhoff, Viktoria: "Häuslichkeit und Erotik: Angelika Kauffmanns Haremsphantasien". Angelika Kauffmann Retrospektive. Hrsg. Bettina Baumgärtel. Ostfildern/ Ruit: Hatje, 1998, 60–68.

Die Autorin

Patricia Plummer studierte Anglistik, Ägyptologie und Klassische Archäologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Sie promovierte 2000 am Lehrstuhl für Amerikanistik und Neueste Anglistik der Universität Mainz mit einer Arbeit über das Werk von Charles Dickens, die mit dem Dissertationspreis der Johannes Gutenberg-Universität ausgezeichnet wurde. Von 1998 bis 2011 war sie Vorsitzende des Interdisziplinären Arbeitskreises Frauen- und Genderforschung der Universität Mainz sowie Mitglied im dortigen Sprecherausschuss des Zentrums für Interkulturelle Studien. Das Thema ihrer Habilitationsschrift lautet: "Orientalism in Eighteenth-Century English Literature and Culture: Travel, Gender, Interculturality". Im Sommersemester 2005 wurde sie auf die Gastprofessur für Internationale und Interdisziplinäre Geschlechterforschung des Landes Rheinland-Pfalz berufen, die sie unter das Motto 'Gender und Interkulturalität' stellte. Diese beiden Schwerpunkte setzt sie auch in Forschung und Lehre. Nach Assistenten- und Ratsstellen in Mainz und Vertretungsprofessuren in Landau und Essen wurde sie im April 2011 zur Professorin für Postcolonial Studies am Institut für Anglophone Studien der Fakultät für Geisteswissenschaften an der Universität Duisburg-Essen ernannt. Sie ist seither Mitglied im Essener Kolleg für Geschlechterforschung, assoziierte Professorin im Netzwerk Frauenforschung in NRW und engagiert sich im Bereich Diversity-Forschung an der Universität Duisburg-Essen. Neben der englischen Literatur und Kultur ab der Frühen Neuzeit zählen zu ihren einschlägigen Spezialgebieten: Orientalismus-, Interkulturalitäts- und Genderforschung, postkoloniale Literaturen (v.a. Australien, Karibik und indische Diaspora) sowie Gender und Diversity in der globalisierten Populärkultur – vom Frauenkrimi bis zum Bollywoodfilm.



Anne Schlüter. Foto: Timo Bobert

Dieser Artikel berichtet über eine Befragung von Leiterinnen von Bildungseinrichtungen. An vier Beispielen werden unterschiedliche Typen von weiblicher Führung herausgearbeitet. Ihnen gemeinsam sind folgende (selbsteingeschätzte) Eigenschaften: Verantwortungsbewusstsein, Leistungsbereitschaft, Ausdauer, Teamgeist, Zutrauen zu sich und anderen, Entscheidungsfreudigkeit, Interesse am Feld, Netzwerkarbeit, unbefangenes Verhältnis zur Macht, Überzeugungsfähigkeit, Glück und vor allem Engagement.

Führungsfrauen

Unter welchen Bedingungen lernen Frauen leiten und führen? Von Anne Schlüter

Seit den 1990er Jahren ist der Anteil von Frauen an Leitungsund Führungspositionen im mittleren Management zwar allmählich angestiegen, doch auf den höheren Ebenen – insbesondere in Aufsichtsräten – wird der noch sehr geringe Anteil aktuell beklagt. Während in der Wirtschaft Arbeitskräfte auf Führungsaufgaben im Betrieb systematisch vorbereitet werden, ist dies in der Wissenschaft und im Weiterbildungsbereich nicht der übliche Weg. Offensichtlich lernen die meisten Führungskräfte erst wie man leitet und führt, wenn sie eine Leitungsposition erhalten haben. Dabei handelt es sich um Personen, denen man diese Funktion zutraut beziehungsweise zutraut, dass sie solche Potenziale mitbringen. Das kann aber auch schief gehen. Es kann sein, dass Menschen diese Potenziale zwar haben, diese aber aufgrund der

Bedingungen und Konstellationen in einer Organisation gar nicht abgerufen werden. Zu den diesbezüglichen Bedingungen gehört es, dass es immer noch als selbstverständlich gilt, dass eher Männer als Frauen Leitungspositionen erhalten. Über unterschiedliche soziale Ausgangsbedingungen von Männern und Frauen und über den Minderheitenstatus von Frauen als Leiterinnen hat es in der Vergangenheit bereits

viele Diskussionen in Wissenschaft, Wirtschaft und Weiterbildung gegeben. Aber es gibt nur relativ wenige Forschungsarbeiten für den Weiterbildungsbereich, dagegen mehr im Bereich der Wirtschaft oder der Wissenschaft.

Aus der Perspektive der Geführten erscheint Leitung und "Können Frauen Chefs sein? Natürlich. Aber nicht jeder traut es ihnen zu. Denn Männer fördern lieber Männer"³. Die Bundeskanzlerin wird – auch auf der Seite für Kinder – unter dem Titel "Allein unter Männern" mit folgender Beschreibung vorgestellt: "Die kleine Angela war nicht das, was manche unter einem

stellung ihres Werdegangs in eine Leitungs- und Führungsposition abhängig ist von den sozialen, kulturellen und ökonomischen Ausgangsbedingungen, die als Erfolgsfaktoren in den erzählten Episoden genannt werden. Schließlich sind Biographien von Führungskräften als Ressource zu sehen.

Keine falsche Bescheidenheit: Frauen, die führen wollen, sollten dies im Unternehmen auch deutlich signalisieren. WAZ 19.2.2011

Führung nicht immer nachvollziehbar, ja sogar in vielen Verhaltensweisen unverständlich. Anleitungen zum Verständnis und zum Umgang mit Hierarchien fehlen weitgehend. Sich mit Hierarchien und damit mit Leitung und Führung auseinanderzusetzen, ist allerdings eine organisationale Anforderung, die sowohl für die Geführten als auch für die, die führen wollen und sollen, eine Herausforderung an expansive Lernund Bildungsprozesse darstellt.

Wie wird aktuell über Führungsfrauen geschrieben und gesprochen?

Gegenwärtig ist in der Presse das Thema "Führungsfrauen" präsent. Es wird immer wieder festgestellt, dass sich zu wenige Frauen in Führungspositionen befinden. Mit der Überschrift "Das Unternehmen Seilschaft" heißt es in einem Artikel einer regionalen Zeitung: "Das Prinzip ,Mann sucht Mann' scheint vitaler denn je. Warum müssen Frauen draußen bleiben?"1. Andere Berichte ermuntern Frauen: "Keine falsche Bescheidenheit: Frauen, die führen wollen, sollten dies im Unternehmen auch deutlich signalisieren"2. In einer überregionalen Zeitung wird auf der Seite für Kinder (!) gefragt:

typischen Mädchen verstehen. Sie wollte alles wissen über physikalische Elementarreaktionen, war die Beste im Rechnen und interessierte sich für Fußball..."⁴. Im Zweiwochendienst ist eine Frau mit Bart abgebildet. Darunter steht: "Und so komme ich in den Chefsessel?"⁵. In dem nebenstehenden Kommentar wird der DGB in seiner klaren Haltung zur Quote zitiert: "Ohne gesetzliche Regelungen funktioniert es nicht".

In solchen Berichten kommt zum Ausdruck, dass das Erreichen von Führungspositionen von Bedingungen abhängt, die nicht allein in der Entscheidung von Frauen liegen. Und es wird die Botschaft vermittelt: man darf keine typische Frau sein, sondern man muss sich für Physik, Rechnen und Fußball interessieren. Vermittelt wird auch, dass Seilschaften existieren und zwar ohne Frauen.

Die Frage, wie und unter welchen Bedingungen Frauen leiten und führen lernen, können die am Besten erzählen, die es geschafft haben. Was erzählen Leiterinnen von Bildungseinrichtungen über ihren zurückgelegten Weg? Stellen sie einen Entwicklungsprozess dar, in dem Ressourcen unterschiedlicher Art zum Tragen kommen? Hypothetisch lässt sich formulieren, dass die Dar-

Doch zunächst einmal ist die Frage zu beantworten, wie eine perfekte Führungskraft aussieht. Welche Hinweise geben Forschungsergebnisse beziehungsweise Lehrbücher dazu, was alles zum Führen und Leiten dazu gehört?

Wie sieht die perfekte Führungskraft aus?

Wer Karriere machen will, muss Personalverantwortung übernehmen. "Führung heißt dienen" schreibt Dieter Hohl. Er trainiert Vorgesetzte und sagt: "Viele werden ihrer Aufgabe nicht gerecht"6. Wenn Führung als Dienstleistung verstanden wird, dann brauchen solche Personen außer der als selbstverständlich erachteten Fachkompetenz und der notwendigen Organisationskompetenz vor allem personale und soziale Kompetenzen. Zuallererst aber müssen sie sich selbst in ihren Kognitionen und insbesondere Emotionen bezogen auf andere Personen kennen. Dabei kommt der Reflexion der Denk-, Fühl- und Handlungsweisen (Primär- und Sekundärkonstruktionen) eine wichtige Rolle zu⁷. Lührmann schreibt: "Der Ausgangspunkt jeder Identitätskonstruktion ist eine Wahrnehmungsleistung, oder genauer: ein Reflexionsprozess,... "8.

Die Führungsidentität ist eine Art "strategische Identität". Sie dient den Zielen in der Interaktion. Eine Führungskraft wirkt dann am überzeugensten, "wenn sie ein hohes Ausmaß an (1) kognitiver und (2) sozialer Komplexität aufweist, (3) aus einer Position emotionaler Stabilität agiert und sich zudem in motivationaler Hinsicht an die Beziehung mit dem konkret Geführten gebunden fühlt"9.

Als erforderliche Kompetenzen, über die eine Führungskraft verfügen sollte, werden in den verschiedenen Forschungsergebnissen und in Lehrbüchern immer wieder genannt:

- Kognitive Kompetenz: Führungsfunktionen erfordern kognitive und expressive Komplexität,
- Personale Kompetenz, also Eigenkompetenz, als persönliche Eignung,
- Sozialkompetenz für den Umgang mit MitarbeiterInnen, einschließlich von Wertschätzung als Haltung von grundlegender Bedeutung, wie auch Konfliktfähigkeit, denn wer Konflikten aus dem Weg geht, kommt schnell an seine Grenzen.
- Beziehungskompetenz generell und Wissen über Gruppendynamik,
- Fachkompetenzen und
- Organisationskompetenz.

Bei so vielen Erwartungen und Anforderungen ist davon auszugehen, dass Führungsidentität als sozial genormt zu betrachten ist. Man weiß einfach, dass eine Führungskraft in jeder Hinsicht vorbildhaft zu sein hat. Ein Ideal, wie Führung aussehen sollte, ist bei den meisten Menschen praktisch vorhanden. Das heißt in der Konsequenz aber auch, Führungsbeziehungen sind als kontingente Beziehungen einzuschätzen, mit prekärer Konstellation und, was ihre Wirkung anbelangt, als immer riskant¹⁰.

Werden Leitung und Führung gelernt?

Die Karriereforschung fragt nach Faktoren, die für den beruflichen Erfolg relevant sind, nach individuellen und strukturellen Determinanten. Der individuelle Ansatz konzentriert sich auf Merkmale der Arbeitskraftanbieter: auf soziale Herkunft, Nationalität, Alter, Geschlecht, Bildung, Mobilität, Kooperationsaktivität, Berufserfahrung, Reputation. Der strukturelle Ansatz betrachtet die Nachfrageseite bei Arbeitsmarktprozessen. Andere theoretische Ansätze verbinden individuelle und strukturelle Überlegungen und betonen die Einbindung der Akteure in eine soziale Gruppierung. Zum letzteren gehört auch der Kapitale-Ansatz von Pierre Bourdieu. Auf dessen Basis lässt sich erklären, dass die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe und Herkunftskultur Vorteile und Nachteile im Hinblick auf Karrierechancen, aber auch auf die Überwindung von sozialen Barrieren bringen kann.

In der Karriereforschung werden Resultate der oben genannten Faktoren vergleichend betrachtet. In der Biographieforschung dagegen lassen sich auch individuelle Prozesse des Lernens und der Aneignung von Kompetenzen in den Blick nehmen. Übernahme beruflicher Positionen und gesellschaftlichen Status zu analysieren.

Im Allgemeinen geht man davon aus, dass Lernen im Erwachsenenalter mit dem Weiterführen dessen zu tun hat, was schon als Kind und Jugendlicher gelernt wurde. In der Erwachsenenbildung sprechen wir daher von "Anknüpfen an bereits Gelerntes". Erwachsene lernen normalerweise selbsttätig, selbst organisiert, eben selbstständig. Weiter-Lernen, davon ist auszugehen, hat mit persönlichem Sinn zu tun, mit der jeweiligen Biographie, aber auch mit einem Lebensplan, der als Bildungsprozess zu entwerfen ist. Bildung meint Entfaltung der inneren Kräfte und der Gestaltungskompetenz einer Person. Bildung meint Subjektentwicklung. Um Karriere zu machen, brauchen Subjekte neben der Vorstellung, eine Leitungsposition anzustreben, eine innere Kraft, Energie, Ressourcen, also Lebenskraft, um Gestaltungs- und Handlungsfähigkeit zu erreichen und zu

Können Frauen Chefs sein? Natürlich.

Aber nicht jeder traut es ihnen auch zu. Denn Männer fördern lieber Männer. Süddeutsche Zeitung für Kinder 2011

Diese sind für die Analyse von Bildungsprozessen wichtig, aus denen auch die nachwachsende Generation Wissen beziehen kann. Karriere- und Biographieforschung lassen sich verbinden. Dies lässt sich im Begriff "Karrierebiographien" ausdrücken. Biographie ist als Begriff weiter gefasst als Karriere. Während Karriere den Blick meist auf die berufliche Seite verengt, soll Biographie den Blick weiten. Aufgrund der theoretischen Vorüberlegungen¹¹ geht es darum, die individuelle Entwicklung und die sozialen Anschlüsse für die

erhalten. Karriere ist zwar individuell zu denken und zu entwerfen, aber ohne Auseinandersetzung mit institutionellen Vorgaben im Rahmen gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Anforderungen kaum zu realisieren. Aus der Sicht von Frauen, die Beruf und Familie zusammenbringen möchten, wird der Begriff der Karriere nicht in herkömmlicher Weise adaptiert und gefüllt. Denn für sie kommt in der Regel neben der Berufsplanung noch die kaum delegierbare Familien-Planung hinzu¹². Erwartbar sind in biographischen

Erzählungen von Leiterinnen eine Auseinandersetzung zwischen institutionellen beruflichen Vorgaben und eigenen Lebens-Vorstellungen, die sich über die Thematisierung von Bedingungen, Ressourcen, Energien ausdrückt und sich im Ergebnis als erreichte äußere Struktur zeigt. Vorausgesetzt wird dafür eine innere Struktur, die individuell vorhanden ist und als Haltung aus dem Text des Interviews analysiert werden kann.

Werdegänge von Frauen in Leitungspositionen im Bildungsbereich

Es wurden etliche Frauen, die heute eine Leitungsposition innehaben, interviewt. Sie wurden zum Erzählen ihrer Lebensgeschichte aufgefordert, um zu erfahren, welche Ressourcen und Kompetenzen sie in eine Leitungsposition gebracht haben. Claudia G., Eva B., Michaela D. und Beate A. sind für die folgende Darstellung ausgewählt worden, da sich ihre Biographien in der Haltung zur Karriere beziehungsweise im Ausfüllen der Karrierevorstellungen strukturell unterscheiden. Sie erzählen rückblickend, allerdings selten chronologisch, sondern eher lebensphasenspezifisch und begründend, welche Schritte sie gemacht haben. Die Auswertung der Interviews erfolgt inhaltlich zusammenfassend, um biographische Strukturen und Ressourcen zu verdeutlichen. Die Interpretationen der Lern- und Bildungsprozesse der Interviewten¹³ werden aus deren Perspektive analysiert und auf einen Begriff gebracht.

Claudia G.: Planerin der Karriere nach ihrer Eigenlogik

Als Einzelkind in den 1950er Jahren in einer bildungsbürgerlichen Familie aufgewachsen, studierte Claudia G. nach dem Abitur Germanistik, Geschichte und Philosophie für das Lehramt an Gymnasien, und zwar aus inhaltlichem Interesse an den Fächern. Eine Karriere an der Schule war in den 1980er Jahren

wegen fehlender Stellen nicht möglich, wurde von ihr aber auch nicht angestrebt. Nach dem ersten Staatsexamen blieb sie für vier Jahre als wissenschaftliche Hilfskraft an der Universität, übernahm hin und wieder Aufträge für diverse Bildungseinrichtungen, um danach im Rahmen einer halben Stelle eine ländliche Volkshochschule zu leiten. die sich auf dem Weg von der ehrenamtlichen zur hauptberuflich geleiteten Einrichtung befand. Diese Zeit interpretiert sie für sich als "Referendariat" für die Erwachsenenbildung. Ihre Passung zur Erwachsenenbildung erklärt sie aufgrund der Vorstellung, als Geisteswissenschaftlerin einen breiten Bildungsbegriff in die Tätigkeit einbringen zu können. Sie thematisiert ganz eigenwillig die Suche nach der Institution, die zu ihrer Lebensvorstellung passt, und auch die Suche nach einem Lebenspartner, der ihre Lebensvorstellung mit ihr zusammen ausfüllt. Insofern lässt sie sich als Planerin ihrer Berufs- und Familien-Karriere verstehen, sie folgt ihrer Eigenlogik.

Nach dem so genannten "Referendariat", also ihrer individuellen Vorbereitung auf die folgende Berufstätigkeit, übernahm sie eine volle Stelle als Leiterin einer kleinstädtischen Volkshochschule, gründete mit ihrem Mann eine Familie und managt seither beides mit hoher Elexibilität für beide Lebensbereiche. Da für sie beide Lebensbereiche gleich wichtig sind, ist ihr Karrierebegriff "ein anderer" als der von Männern, die Karriere ausschließlich über den Beruf definieren. Sie versteht unter Karriere das Management von Berufs- und Familienarbeit.

Ihre strategischen Erfolgsfaktoren bestehen im Erhalt beziehungsweise der Reproduktion von Bildung als Ausgangskapital und dem starken Interesse an der Umsetzung eigener individueller Erfolgsvorstellungen für ihr Leben, für das sie die richtige Institution in der geeigneten sozialen Umgebung und den passenden Ehemann gesucht und gefunden hat. Die "innere Struktur",

beide Bereiche leben zu wollen, als Haltung feststellbar, war gleichzeitig ihre Ressource, beide Lebensbereiche als gleich relevant leben zu können.

Eva B.: Idealistin mit inhaltlichem Interesse am Feld der Erwachsenenbildung

Wie die meisten Interviewten ist auch Eva B., die Leiterin einer mittelgroßen Volkshochschule, in den 1950er Jahren geboren. Sie ist als älteste von vier Kindern in einer Großfamilie aufgewachsen. Ihren Erfolg erklärt sie damit, dass sie bereits in der Großfamilie einerseits Vertrauen erfuhr und andererseits als Älteste in der Geschwisterreihe Verantwortungsbewusstsein entwickelte. Schon früh nahm sie Herausforderungen an, die sie sozial vor sich liegen sah. Als ihr soziales Erbe betrachtet sie die Einstellung, die zum Profil der Familie gehörte "Man macht immer irgendetwas" und "Man wird nicht arbeitslos". Sie hat zeitweise nur für den Job gelebt, sozusagen aus Passion. Leiten allerdings, so erzählt sie, musste sie lernen, denn zu Beginn empfand sie diese Rolle eher als Belastung denn als Bereicherung. Man muss eine "innere Autonomie" mitbringen, resümiert sie: "Leiten heißt: viel reflektieren". Sie weiß, die Rollenübernahme hat sie verändert. Für eine "richtige" Karriere allerdings hätte sie sich stärker taktisch und strategisch verhalten müssen, was aber wie sie betont – ihrem Naturell nicht entspricht. In der Selbstwahrnehmung handelt es sich um keine Karriere, da sie im Bereich der Erwachsenenbildung auch nach Stellen- und Statuswechseln verblieb, und zwar aus einem inhaltlichen Interesse am Feld der Weiterbildung. Nach ihrem Verständnis von Karriere hätte sie nach der Leitung einer Volkshochschule mindestens Dezernentin werden müssen, um formal gesehen von einer Karriere als Aufstieg aus der inhaltlichen Arbeit sprechen zu können.

Eine Positionierung im beruflichen Feld verdankt sie ihrer Energie und der Anerkenntnis, dass sie ihre Macht aus der Funktion heraus strategisch gesehen für den Erfolg nutzen muss. Sie ist in Abgrenzung zu den anderen biographischen Darstellungen eher eine Idealistin, die aus Passion ihre Gestaltungskraft für das Feld der Weiterbildung einsetzt. Zusammengefasst sind ihre Erfolgsfaktoren: Verantwortungsbewusstsein, Triebkraft beziehungsweise Macht und ein gestalterisches Interesse am Feld der Weiterbildung.

ihre kranke Mutter pflegt. Nach dem Diplom steigt sie einerseits in eine Unternehmensberatung ein, andererseits übernimmt sie nebenamtliche Fachbereichsleitungen. Nach der Überlegung, was ihr gut tue, gibt sie schließlich die Tätigkeit in der Unternehmensberatung auf und widmet sich dann intensivst der Organisation der dezentralen Fachbereichsleitungen einer großstädtischen Volkshochschule. Über die Jahre hat sie von ihren Kollegen gelernt, wie man sich politisch Einflussbereiche schaffen kann. Sie übernimmt gern Sonderprojekte,

Beate A.: Strukturalistin mit der Übernahme der Institutionenlogik

Eine andere Leiterin, die nach dem Physik-Studium zunächst Ehefrau, Hausfrau und Mutter wurde, bietet im Interview zur Beschreibung ihres Weges verschiedene Aspekte für ihren Erfolg an, die sie selbst auf folgende Formeln bringt: Lebenslanges Lernen bringt Lebensfreude. Herausforderungen sind Chancen. Nachweise von Kompetenz und Engagement sind dazu erforderlich. Ziele und Visionen zu haben, ist hilfreich.

Der DGB vertritt eine klare Haltung: Ohne gesetzliche

Regelungen funktioniert es nicht. ZWD Nr. 289/2011, 20

Michaela D.: Generalistin mit einem unbefangenen Verhältnis zur Macht

Als Einzelkind in einem Haushalt in den 1950er Jahren aufgewachsen, unterstützt man die schulische Entwicklung von Michaela. Ihre Mutter beschreibt sie als eine lebensfrohe Frau, ihre Großmutter als sehr gebildet. Ihr Vater ist selbstständiger Kaufmann. Durch ihre Familienkonstellation bedingt - so sagt sie - lernt sie ein "unbefangenes Verhältnis zur Macht". Sie besucht ein Gymnasium und studiert Diplom-Pädagogik. Ihr Studium finanziert sie nach dem Vordiplom durch das Unterrichten an einem Berufskolleg. Durch ihr Praktikum in einer Volkshochschule bedingt, beginnt sie, bereits im Studium als Kursleiterin zu arbeiten. Ihr Studium verlängert sich durch diese Tätigkeit, aber auch dadurch, dass sie zeitweise

unter anderem gründet sie einen Marketing-Arbeitskreis und entwickelt Marketing-Maßnahmen. Sie übernimmt Abteilungen mit mehr Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, wird Programmbereichsleiterin. stellvertretende Amtsleiterin und schließlich Amtsleiterin. Nebenbei ist sie begeisterte Mutter und in ihrer Freizeit Politikerin. Aufgrund ihrer unterschiedlichen Erfahrungen fühlt sie sich als "Generalistin", die den Job, den sie immer haben wollte, erreichte. Sie musste lernen, worauf es ankommt. Sie hat sich die Leitung erarbeitet, sozusagen von der Kursleiterin über die Fachbereichsleitung und Programmbereichsleitung hin zur Amtsleiterin. Erfolgsfaktoren sind der Einsatz und der weitere Erwerb von kulturellem und sozialem Kapital, das sie strategisch und voller Energie für ihre Institution und für ihren beruflichen Erfolg einsetzt.

Sie gründete für ihre beiden Söhne aufgrund von deren Krankheiten Selbsthilfegruppen, die sie auch in Kontakt und Kooperation mit der am Ort befindlichen Bildungseinrichtung brachte. Als in der Einrichtung eine Vertretung für eine Referatsleitung zu besetzen war, wurde sie gefragt. Dabei spielte weniger ihr Fachstudium in Physik eine Rolle als die Erfahrungen, die sie über die fachliche Seite des Engagements über die Organisation der Selbsthilfegruppen einbringen konnte. Nachdem sie ihr Können unter Beweis gestellt hatte, und "weil die ja nun wussten was ich vorher gemacht hatte", erhielt sie diese Stelle. Sie formuliert: "es waren 360 Bewerbungen. Also - ich hatte einfach richtig Glück, dass ich dann die Stelle gekriegt habe, ... ".

Als die Leitungsfunktion einige Jahre später frei wurde, bewarb sie sich und erhielt diese Position. Unter dem Stichwort "Herausforderungen sind Chancen" erzählt sie, dass es Situationen und Phasen gab, in denen sie merkte, mit den Mitteln, die ihr individuell zur Verfügung standen, "schaffe ich es nicht weiter". Auf der Suche nach neuen Strategien entschied sie, Weiterbildung für sich zu nutzen. Diese half Probleme zu bewältigen und dann auch zu wissen, wie man Probleme bewältigen kann. Immer dann, wenn es schwierig wurde, taten sich gleichzeitig auch neue Türen auf: weil sie sich - wie sie erzählt - über die Weiterbildung veränderte. Wenn man sich selbst verändert, so ihre Aussage, dann schafft dies auch Veränderungen im Umfeld. "Karriere machen" erfolgte also nicht auf direktem Wege, sondern war mit viel persönlichem Engagement verbunden. Unter dem weiteren Aspekt, von ihr versehen mit dem Titel "Nichts ist so kraftvoll wie eine Idee, deren Zeit gekommen ist", erzählt sie, dass sie innerhalb der Einrichtung ihr Selbstverständnis dahingehend ausrichtete, dass sie sich folgende Fragen beantwortete: Was passt zur Einrichtung, wie soll sie sich ausrichten, was soll weitergeführt werden und was soll gefördert werden? Das dahinter stehende Ziel, Partner von Bürgern und Bürgerinnen zu werden, um als kommunales Bildungszentrum mit den Gruppierungen und Institutionen vor Ort wie Theater. Galerie, Bücherei, Schulen und so weiter zusammen zu arbeiten und Impulse für die Politik zu setzen (z.B. im Gesundheitsbereich), war dann nur eine Folge ihres Engagements aus der Leiterinnenfunktionen heraus. Sie tat das, was ihr erforderlich schien, um ihre Einrichtung voran zu treiben. Dazu gehörte unter anderem Qualitätsmanagement und Profilbildung sowie Professionalisierung von Kursleitern.

Die strategischen Erfolgsfaktoren sind für sie offensichtlich: Engagement, Präsenz und Bewältigung von Lernherausforderungen und damit Akkumulation von kulturellem und sozialem Kapital, das zu einer Passung für die Erwartungen der Einrichtung führte.

Beate A. lässt sich als Strukturalistin bezeichnen, denn sie gibt ihrer Biographie eine Struktur, indem sie die Erwartungen der Institution in ihre biographische Darstellung übernimmt. Sie arbeitet damit auf die Ziele der Einrichtung hin und kommt damit zum strukturierten Passungsverhältnis von Individuum und Institution.

Biographien als Ressource für Führungskräfte

Diese an dieser Stelle kurz gehaltenen biographischen Porträts zeigen nicht allein, wie Frauen ihre Lern- und Lebensgeschichte als logische Fortsetzung ihrer Entwicklungslinien darstellen; sie geben darüber hinaus sowohl Einsicht in die Verbindung von Familie und Beruf als auch über das Verhältnis von Individuum und Institution.

Zur Verbindung Familie und Beruf ist erkennbar, wie diese von den Vieren dargestellt wird. Beides - Familie und Beruf - lässt sich im Lebenskonzept planen und umsetzen als gleichgewichtig und gleichberechtigt nebeneinander, so dass es individuell passt. Aber auch das Nacheinander ist möglich: Studium, Familienphase, berufliche Entwicklung. Ebenso wie das Berufsleben ohne Kinder und das Leben als Berufsfrau, in dem die das Muttersein zum "Nebenbei" wird. Die Gewichtung ist in den Darstellungen sehr unterschiedlich. Die Perspektive ist entscheidend.

Auffällig ist, dass alle Leiterinnen sich auf ihre Biographie als Ressource beziehen. Bildungs- und Entwicklungsprozesse werden auf die jeweilige soziale Herkunft bezogen, zum Beispiel wurde Verantwortungsbewusstsein bereits in der Familie gelernt. Oder aufgrund der familiären Konstellation wurde ein unbefangenes Verhältnis zur Macht gelernt. Das Studium wird ebenso als Ressource begriffen. Es ermöglicht, eine Bildungs- und Entwicklungsidee zu transportie-

ren, um die innere Struktur der Persönlichkeit zu stärken. Selbst die Familienphase kann Impulse setzen. Im Beruf angekommen, stellen sich neue Aufgaben als Lernherausforderungen dar, die zu bewältigen sind. Dies wird in den Interviews offen angesprochen. Deutlich wird, dass sie ihre Handlungsfähigkeit durch Weiterbildung erweitern, nachdem eigene Grenzen erfahren wurden. Bildungs- und Lernprozesse zeigen sich als Ausdruck des Bedürfnisses, eigene Grenzen zu überwinden. Nach der Erkenntnis eigener Grenzen kommt es zu Lernprozessen, die die Handlungsfähigkeiten erweitern. Daher lassen sie sich als expansives Lernen verstehen.

Diese biographischen Darstellungen sind Beispiele für expansives Lernen und Handeln.

Holzkamp¹³ charakterisiert Lernprozesse dann als expansiv, wenn sie auf erweiterte Handlungsfähigkeit zielen. Weiterbildung kommt speziell vor als Supervision und Coaching.

Die Lerngeschichten sind zwar unterschiedlich dramatisch erzählt, aber doch deutlich in der Botschaft, dass für Leitungsaufgaben neu gelernt werden muss.

Es zeigen sich Unterschiede in der Haltung, deren Spanne sich zwischen Eigenlogik und Institutionenlogik bewegen:

- 1. *Planerin*: Umsetzung eigener Erfolgsvorstellungen für das Leben mit der Definition, was ihre Lernzeit war.
- 2. Idealistin: Man macht immer etwas, man wird nicht arbeitslos als Haltung. Die Anforderungen aus der Leitungsfunktion führen zur Neukalibrierung der individuellen Einstellung mit sozialen Folgen.
 3. Generalistin: entwickelt sich durch den Prozess der Arbeit und
- durch Lernen von anderen.
 4. Strukturalistin: verändert sich durch Einsicht in eigene Grenzen und gelangt zur Handlungsfähigkeit, indem sie sich institutionelle

Erwartungen zu eigen macht.

Conclusions: Erweiterte Handlungsfähigkeit als Lernprozess

Führungsfrauen bringen Kompetenzen mit. In den Aussagen von Leiterinnen von Bildungseinrichtungen¹⁵ sind dies insbesondere folgende: Verantwortungsbewusstsein, Leistungsbereitschaft, Ausdauer, Teamgeist, Zutrauen zu sich und anderen, Entscheidungsfreudigkeit, Interesse am Feld, Netzwerkarbeit, unbefangenes Verhältnis zur Macht, Überzeugungsfähigkeit, Glück und vor allem Engagement.

Man muss allerdings davon ausgehen, dass das Selbstbild als Führungskraft sich erst im Laufe der Führungsfunktion heraus stellt. Da diejenigen befragt wurden, die sich in einer Leitungsposition befinden, ist es selbstverständlich, dass ihre Darstellung sich auf sie als Individuum in einer Identitätskonstruktion beziehen, in der Leitung und Führung sowohl als Belastung als auch als Lust am Führen ausgefüllt sind. Sie haben sich durchgesetzt. Lernen bedeutet ständiges Dazulernen und Erweiterungslernen. In manchen Fällen wurde dies als grundsätzliches Neulernen aufgrund des Wechsels der Lebenswelt begriffen. Sie leiten ihre Führungskraft biographisch in großen Entwicklungslinien her. Gleichwohl vermitteln sie, dass die Einnahme neuer Positionen eine Veränderung der Person zur Folge hat, auch haben muss. Im Detail zeigt dies die Analyse einzelner Biographien, in denen Veränderungsprozesse aufgezeigt werden¹⁵.

Summary

It is easier to answer the question "Who is leading?" than "How do people learn to lead?". Common questions when planning a career are concerned with how to reach top positions and which skills are needed to do so. Young people working in the economic field are being prepared for their leadership tasks,

but what kind of preparation is there in the field of further education? To answer this question, interviews with female heads of educational institutions were analyzed. A striking result is that most of them did not plan their career, let alone were prepared for it. Still, they brought skills to their position. Their commitment to making a difference is noticeable. In particular, the ability to learn expansively is one of their characteristics.

The article is concerned with aspects of this topic, analyzing on the basis of short biographical portraits, which structures and processes in the field of further education were significant for the careers of women in the past two decades. The portraits are presented within their innate logic as well as the logic of institutions.

Anmerkungen

- 1) WAZ 12.02.2011
- 2) WAZ 19.02.2011
- 3) SZ 2011
- 4) SZ 2011
- 5) ZWD Nr. 289, 2011, 20
- 6) SZ 18./19.06.2011, S.V2/3
- 7) vgl. Arnold 2009
- 8) Lührmann 2006, 308
- 9) Lührmann 2006, 309
- 10) Schreyögg in: Lührmann 2006, V
- 11) vgl. ausführlicher Schlüter 2011
- 12) vgl. Schlüter 2006
- 13) Die Namen wurden aus Anonymitätsgründen verändert.
- 14) Holzkamp 1993
- 15) vgl. Schlüter 2011
- 16) vgl. Schlüter 2010

Literatur

- Arnold, Rolf: Seit wann haben Sie das? Grundlagen eines Emotionalen Konstruktivismus. Heidelberg 2009.
- Hohl, Dieter: Führung als Dienstleistung.
 Düsseldorf 2011.
- Lührmann, Thomas: Führung, Interaktion und Identität. Wiesbaden 2006.
- Schlüter, Anne (Hrsg.): Bildungs- und Karrierewege von Frauen. Wissen Erfahrungen
- biographisches Lernen. Opladen 2006.
- Schlüter, Anne: Lernen in Lebensphasen. In: Report 4/2010, 67–78.
- Schlüter, Anne: Erfolgsfaktoren für den

Einstieg in Leitungsfunktionen in der Erwachsenenbildung. In: Dies. (Hrsg.): Offene Zukunft durch Erfahrungsverlust? Opladen 2011, 55–80.

Die Autorin

Nach einem Studium der Diplom-Pädagogik mit dem Schwerpunkt Erwachsenenbildung an der Universität Köln war Anne Schlüter wissenschaftliche Mitarbeiterin im Sonderforschungsbereich "Wissen und Gesellschaft im 19. Jahrhundert" an der Ruhr-Universität Bochum. Sie promovierte zu einem Thema der beruflichen Bildung und habilitierte sich mit einem Thema zur Biographieforschung. Nach Vertretungsprofessuren in Dortmund und Gießen wurde Schlüter 2001 an die damalige Universität Duisburg berufen. Anne Schlüter ist Professorin für Weiterbildung und Frauenbildung mit dem Lehrgebiet Erwachsenenbildung/Bildungsberatung im Institut für Berufs- und Weiterbildung an der Fakultät Bildungswissenschaften der Universität Duisburg-Essen (UDE). Sie ist Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung, Vorsitzende der Gleichstellungskommission an der UDE und Vorstandsmitglied des Essener Kollegs für Geschlechterforschung. Zudem ist Anne Schlüter Mitglied im Verwaltungsrat des Deutschen Instituts für

Erwachsenenbildung in Bonn und betreut die Zeitschrift "Der Pädagogische Blick" redak-

tionell. Ihre Forschungsschwerpunkte sind:

senenbildung und Genderforschung.

Bildungs- und Biographieforschung, Erwach-



Ute Pascher. Foto: Max Greve

Dieser Beitrag basiert auf einer Teilstudie, die im Rahmen des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Projektes "ExiChem" durchgeführt wurde. Hier wurde eine Berufsgruppe in den Blick genommen, die die meisten von uns mit einer selbstständigen Beschäftigung nicht in Verbindung bringen: Akademisch ausgebildete Chemikerinnen – Frauen, die Chemie an einer deutschen Hochschule studiert haben.

Berufliche Selbstständigkeit von Chemikerinnen in Deutschland

Ergebnisse einer sozialwissenschaftlichen Analyse Von Ute Pascher

Fast jede und jeder von uns kennt wenigstens eine andere Person, die ein Unternehmen gegründet hat oder freiberuflich tätig ist. Wir kennen eine Architektin oder einen Graphiker, eine Steuerberaterin, den Physiotherapeuten oder eine Weinhändlerin um die Ecke, vielleicht aber auch jemanden, der oder die sich beispielsweise um die PC-Technik unseres Arbeitgebers kümmert, aber nicht bei diesem angestellt ist. Dann wäre da noch der Sohn oder die Tochter eines Bekannten, der oder die Verfahrenstechnik studiert und ein Ingenieurbüro eröffnet hat. Alle Genannten haben eines gemeinsam: Sie sind beruflich selbstständig tätig und nicht abhängig beschäftigt.

Der folgende Beitrag basiert auf einer Teilstudie, die im Rahmen des vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) geförderten Projektes "ExiChem" (www.exichem.de) durchgeführt wurde.¹ Dabei wird eine Berufsgruppe in den Blick genommen, die die meisten unter uns mit einer selbstständigen Beschäftigung nicht in Verbindung bringen: Akademisch ausgebildete Chemikerinnen, Frauen, die Chemie (primär) an einer deutschen Hochschule studiert haben.

Gegenstand der vorgestellten Studie

Wenn wir Chemikerinnen kennen, dann leiten diese Forschungsprozesse inner- und außerhalb von öffentlichen Forschungseinrichtungen, sind in einem Untersuchungslabor tätig oder arbeiten bei Henkel, Bayer oder BASF (um nur einige der großen traditionellen Chemiearbeitgeber zu nennen).

Warum beschäftigen sich Sozialwissenschaftlerinnen überhaupt mit Lebens- und Berufsverläufen von Chemikerinnen im Kontext der Erforschung selbstständiger Arbeit? In der Vergangenheit wurden vor allem aus den technikaffinen und ingenieurwissenschaftlichen Disziplinen wie zum Beispiel der Medizintechnik, Material- oder Verfahrenstechnik heraus qualitativ hochwertige Unternehmensgründungen vorgenommen. Als Arbeitsmarktforscherin fragt man sich zum Beispiel: Wie gelingt es, dass auch aus anderen, naturwissenschaftlichen Disziplinen heraus solche Unternehmensgründungen entstehen? Und welche Chancen oder auch Hürden sind bei der Unternehmensgründung oder beruflichen Selbstständigkeit von Frauen in technologieorientierten Bereichen zu beobachten? Die hier vorgestellte Studie zeigt auf, welche Prozessstrukturen des Lebenslaufs der einzelnen erfolgreichen Gründungsperson Antwort auf diese Frage gibt.

Machen sich denn Frauen, die Chemie studiert haben, tatsächlich in relevanter Zahl in Deutschland selbstständig? Eine Frage, die der Verfasserin dieses Textes nicht nur von Laien. sondern auch von Fachleuten wie Gründungsberaterinnen und Gründungsberatern oder Professorinnen und Professoren des Fachs gestellt wurde. Eine der befragten freiberuflich tätigen Chemikerinnen erzählte uns von ihren Erfahrungen in den USA. Dort sei sie nie "komisch angeschaut" worden, wenn sie ihre Profession und ihre Erwerbsform nannte. Diese individuelle Erfahrung kann als ein Indikator dafür gelten, dass Chemikerinnen in anderen Ländern eventuell einen anderen Stellenwert

als Selbstständige/"Freie" besitzen als in Deutschland.

Die Ausgangthese lautete nun: Unter den bisher eher unsichtbaren Chemikerinnen schlummern Kompetenzpotenziale, deren zielgerichtete Förderung und Nutzung zu erfolgreichen Unternehmensgründungen führen könnten. In die universitäre Ausbildung dieser Berufsgruppe wird in Deutschland viel investiert. In der Regel endet die Hochschulausbildung (unabhängig vom Geschlecht der Studierenden) nicht mit dem Diplom oder Master-Abschluss, sondern fast 90 Prozent der Chemiestudierenden in Deutschland promovieren! Zudem ist das Fach eine bedeutende Querschnittsdisziplin für zukunftsorientierte Technologien und Produkte. Die qualitativ hochwertig ausgebildeten Fachkräfte dieser Disziplin sind somit zunehmend eine strategisch wichtige Ressource für wirtschaftliche Entwicklungen. Sie verfügen über ein hohes Kreativitätspotenzial, das es über die Promotion hinaus zu fördern gilt, denn als Träger von Kreativität wirken diese Akademikerinnen und Akademiker häufig an der Entwicklung von Innovationen und Inventionen mit. Sie tragen damit zur wirtschaftlichen Entwicklung und Konjunktur von Volkswirtschaften bei. Eine Organisationsform für Innovationsgenerierung bietet die Gründung eines eigenen Unternehmens. Deshalb betrachten wir das soziale Phänomen "Beruflich selbstständige Chemikerin in Deutschland" eingehender.

Im Folgenden sollen die Facetten der beruflichen Option einer selbstständigen Tätigkeit von akademisch ausgebildeten Chemikerinnen in Deutschland veranschaulicht werden. Die Thematik ist im Rahmen der gesellschaftlichen und politischen (sowohl wirtschafts- als auch sozialpolitischen) Debatte von "Existenzgründung" und "Unternehmertum" in Deutschland zu verorten. Vor dem Hintergrund aktueller Forschungsergebnisse können exemplarisch Gründungswege von erfolgreichen, selbstständig tätigen Chemikerinnen erläutert werden. Berufliche Selbstständigkeit ist heutzutage, so eine der Grundannahmen, eher Zufallsprodukt denn Ergebnis absichtsvollen Handelns (als Teil der Lebensplanung) von Chemikerinnen in Deutschland. Berufliche Selbstständigkeit gehört und gehörte in Deutschland nicht zu einer bewährten oder allgemein anerkannten beruflichen Alternative für diese Berufsgruppe; es sei denn, man gründet ein Analyse- oder Umweltlabor. Und betrachtet man die Lebensverläufe der einzelnen weiblichen Gründungspersonen, so ist festzustellen, dass die berufliche Erwerbsoption "Selbstständigkeit" oder "Unternehmensgründung" oftmals erst spät im Lebens- und Berufsverlauf von Chemikerinnen gewählt wird. Das heißt, viele Jahre nach dem Berufseinstieg. Und zwar erstens dann, wenn die Vereinbarkeit von Familie/Kindern (also nichterwerbsförmige Tätigkeit) und Beruf (Erwerbsarbeit) aktuell wird. Dann

	2000	2007	Veränderung in % von 2000 zu 2007	2010	Veränderung in % von 2000-2010
Selbstständige insgesamt	3.643.000	4.160.000	+ 14	4.259.000	+ 17
mit Beschäftigten	1.801.000	1.838.000	+2	1.876.000	+4
ohne Beschäftigte	1.842.000	2.323.000	+26	2.383.000	+29
Freie Berufe	917.000	1.180.000	+29	k.A.	
Mit Beschäftigten	427.000	460.000	+8	k.A.	
Ohne Beschäftigte	490.000	720.000	+47	k.A.	

⁽¹⁾ Entwicklung der Zahl der Selbstständigen in Deutschland.

wird auch berufliche Selbstständigkeit von Chemikerinnen als individuelle Lösung des so genannten Vereinbarkeitsproblems verstanden, manchmal nur als Lösung angedacht, aber auch - wie wir zeigen können - als umgesetzte Lösung. Oder die Frauen wählen zweitens diesen Weg, um in ihrem Beruf weiter zu kommen. Das heißt in ihrem abhängigen Beschäftigungsverhältnis sind (sichtbare und unsichtbare) Barrieren vorhanden, die die Frauen mit einer selbstständigen fachlichen Tätigkeit überwinden oder zu umgehen versuchen.

Bevor die Gründungswege von Chemikerinnen näher betrachtet werden, wird nun zunächst der Blick auf die Entwicklung der selbstständigen Arbeit in Deutschland gerichtet, um die Untersuchung besser einordnen zu können. Dazu werden auch Zahlen zu akademisch ausgebildeten Frauen und Männern in selbstständiger Tätigkeit präsentiert. Auf der Folie dieser Betrachtungen werden dann die Befunde zur selbstständigen Arbeit von Chemikerinnen in Deutschland näher erläutert.

sieben von 55 Förderprogrammen aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds (ESF) und des Bundes sind Gründungsprogramme. Gemessen am Finanzvolumen der vorgesehenen ESF-Mittel für diese Programme sind das knapp 22 Prozent des gesamten Fördervolumens im ESF. Neben der förderpolitischen Aufmerksamkeit ist vor allem die seit den 1980er Jahren erstarkende wissenschaftliche Beschäftigung mit selbstständiger Arbeit in unterschiedlichen Disziplinen zu nennen. Neben den Ökonominnen und Ökonomen erforschen nun verstärkt auch Vertreterinnen und Vertreter der Arbeits- oder Wirtschaftssoziologie und -psychologie diese Form der Erwerbstätigkeit.

Wer ist eigentlich eine selbstständige Person? Die Definition des Statistischen Bundesamts lautet wie folgt:

"Personen, die einen Betrieb oder eine Arbeitsstätte gewerblicher oder land-wirtschaftlicher Art wirtschaftlich und organisatorisch als Eigentümer/-innen oder Pächter/-innen leiten (einschl. selbstständiger Handwerker/-innen) sowie alle freiberuflich Tätigen,

zierung auf unterschiedlichen Ebenen erfordert. Die zusammengefassten Daten der amtlichen Statistik lassen allerdings keinen differenzierten Blick auf die berufliche Oualifizierung der Selbstständigen zu. Die folgenden Zahlen geben daher nur Auskunft über die quantitative Entwicklung der allgemeinen Selbstständigkeit in Deutschland. Sie machen deutlich, dass berufliche Selbstständigkeit, insbesondere die Selbstständigkeit ohne Beschäftigte, die so genannte Solo-Selbstständigkeit, mit 29 Prozent im vergangenen Jahrzehnt zugenommen hat.

Da die hier zitierte Teilstudie eine bestimmte Berufsgruppe unter den weiblichen Selbstständigen ins Auge fasste, ist es zudem interessant, die Entwicklung der Selbstständigkeit von Frauen zu betrachten: Die prozentuale Zunahme der Zahl der selbstständigen Frauen von 1,012 Millionen im Jahr 2000 auf gut 1,343 Millionen im Jahr 2010 ist mit 33 Prozent deutlich höher ausgefallen als der Anteil bei den männlichen Selbstständigen mit nur 11 Prozent. Allerdings ist die absolute Zahl der

	2000		2007		2010		Veränderung in % von 2000-2010	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Selbstständige insgesamt	1.012.000	2.631.000	1.287.000	2.873.000	1.343.000	2.916.000	+33	+11
mit Beschäftigten	410.000	1.391.000	435.000	1.403.000	459.000	1.417.000	+12	+2
ohne Beschäftigte	602.000	1.240.000	853.000	1.470.000	884.000	1.499.000	+47	+21

(2) Entwicklung der Zahl der Selbstständigen in Deutschland nach Geschlecht. Quellen: IfM Bonn (2011) und eigene Berechnung

Entwicklung selbstständiger Berufstätigkeit in Deutschland

Berufliche Selbstständigkeit, Existenzgründung und/ oder Unternehmertum sind soziale Phänomene, die seit einigen Jahren in Deutschland und Europa eine Renaissance erfahren haben, sowohl in der politischen Debatte als auch in der wissenschaftlichen Forschung. Zahlreiche Förderprogramme belegen das Interesse an einer Erhöhung der Selbstständigenquote in Deutschland. Allein

Hausgewerbetreibenden und Zwischenmeister/-innen. Zu den Selbstständigen werden auch von den Arbeitsagenturen geförderte Selbstständige gezählt wie z. B. Personen in 'Ich-AGs' und Empfänger/-innen von Überbrückungs- und Einstiegsgeld. "2

Bereits diese Definition der amtlichen Statistik spiegelt die Heterogenität der beruflich selbstständigen Personen wider, und es wird deutlich, dass eine analytische Betrachtung dieses Erwerbsstatus' eine Differenselbstständigen Männer mit rund 2,9 Millionen im Jahr 2010 deutlich höher als die Zahl der selbstständigen Frauen:

Aspekte der Erforschung von beruflicher Selbstständigkeit und Unternehmertum

Wie oben angedeutet, beschäftigen sich unterschiedliche Fachdisziplinen mit dem Phänomen selbstständiger Erwerbsarbeit. In den verschiedenen Studien und Analysen

geht es nicht nur darum, die Unternehmerinnen und Unternehmer und Selbstständigen in Deutschland und Europa zu zählen und nach ihrem biologischen Geschlecht zu differenzieren oder die Quote der Selbstständigen zu berechnen. Vielmehr geht es beispielsweise um die Erforschung der Motivation für eine Unternehmensgründung, die Befähigung zur Ausübung einer selbstständigen Tätigkeit oder die Analyse der Überlebens- oder Erfolgswahrscheinlichkeit von Unternehmen, um nur einige wenige Aspekte zu nennen.

Je nach disziplinärer Ausrichtung und wissenschaftstheoretischer Perspektive werden in den Forschungen unterschiedliche Aspekte betont und gewichtet oder unterschiedliche Analyseebenen eingehender betrachtet. Manche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unterstreichen eher die Bedeutung der gesellschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen für Unternehmens- oder Existenzgründung, andere betrachten eher die Kompetenzausstattung der Einzelnen oder einer bestimmten sozialen Gruppe. Man möchte zum Beispiel verstehen, wieso Frauen im Vergleich zu Männern im Allgemeinen mit einer geringeren Finanzausstattung gründen. Auch Fragen danach, ob Männer und Frauen beispielsweise unterschiedliche Gründungsmotive haben oder andere Unternehmensziele verfolgen, ist immer wieder Inhalt verschiedener Studien.

So merken soziologisch ausgebildete Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler beispielsweise kritisch an, dass in der klassischen Ökonomie beziehungsweise Entrepreneurship-Forschung (Entrepreneurship = Unternehmertum) der Ausgangspunkt für die Erforschung des Status Quo von Unternehmensgründungen der "businessplan-getriebene Normalunternehmer" sei. Entsprechende Studien würden von einem bestimmten normativen Bild des "richtigen Unternehmers" ausgehen, das die Situation und Entwicklung

von Unternehmensgründungen in Deutschland nicht exakt wiedergibt und so ein Bild zeichnete, dass allein das biologische Geschlecht, also das Mann- oder Frausein, über eine erfolgreiche Gründung entscheidet. Mittlerweile hat hier ein Umdenken in der Forschung eingesetzt. Und nur ein weitergehender, differenzierender Blick auf Gründungspersonen kann zu einer Klärung dieser verzerrten Vorstellung beitragen. Eine Gründungsperson in Deutschland ist - wie die Zahlen oben deutlich zeigen - eben nicht vor allem männlichen Geschlechts; das gesellschaftliche Bild geht jedoch von männlich konnotierten Personaleigenschaften aus, die ein Unternehmer oder eine selbstständige Person verkörpern muss.

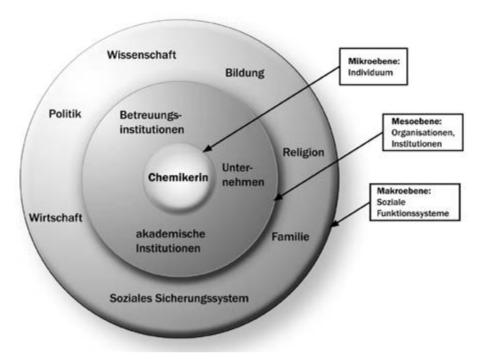
Außerdem bemängeln Forscherinnen und Forscher, dass in der Vergangenheit vor allem das Erfolgspotenzial einer Gründung im Mittelpunkt der ökonomisch orientierten Forschung stand; seltener wurde hingegen berücksichtigt, dass in der Vorantreibung selbstständiger Erwerbsarbeit auch Prekarisierungsgefahren liegen (aber nicht liegen müssen, das sei hier ergänzt!). Das heißt, auch das positiv belegte Bild des Unternehmerdaseins sollte korrigiert werden.

Aus einer soziologischen Perspektive entstand auch die empirische Untersuchung, auf die sich dieser Beitrag stützt. Ausgangspunkt der Überlegungen ist hierbei, dass sich soziales Handeln - damit auch die Entscheidung zur Unternehmensgründung – im individuellen Lebenslauf des Einzelnen vollzieht und entlang dessen analysiert werden kann. Demnach können Lebensläufe und Lebensgeschichten Auskunft darüber geben, welche Veränderungen die einzelne Person auf ihrem Lebensweg unternimmt beziehungsweise unternommen hat, ob auf planerischem oder nicht-planerischem Wege. Dies soll an einem Beispiel aus der Studie veranschaulicht werden:

Frau Dr. F. hat 13 Semester Chemie studiert und anschließend

promoviert. Dann entschied sie sich für einen Berufseinstieg bei einem großen Chemiekonzern, dies glückte ihr, und sie erhielt eine Anstellung in der industriellen Forschung. Das geplante berufliche Ziel von Frau F. lautete: "Ich werde im Konzern die fachliche Karriereleiter hochsteigen." Frau F. ist motiviert und qualifiziert und übernimmt bereits nach fünf Jahren die Leitung einer Forschungsabteilung im Konzern. Dann ergeben sich Veränderungen auf Konzernebene, die nun im individuellen Lebens- und Karriereverlauf als ungeplantes Ereignis erscheinen und als solches die Beschäftigungsbedingungen von Frau F. verändern; diese kann Frau F. nicht oder kaum beeinflussen: Der Konzern entscheidet, sich von der Produktlinie, in der Chemikerin F. tätig ist, zu trennen. Das heißt, Frau F. wird nach Alternativen suchen müssen, die bisher nicht Teil ihrer strategischen Berufsplanung waren. Die Entscheidung, die sich dann in ihrer Lebensgeschichte abbilden wird, heißt: Frau F. verhandelt mit der Unternehmensleitung über die Übernahme des von ihr vorher geleiteten Unternehmensteils, findet ein Finanzierungsmodell und setzt schließlich ein Management-Buy-Out um; Frau Dr. F. wird Geschäftsführerin des neuen Unternehmens.

Demnach kann jede berufliche Entscheidung – und somit auch der Schritt, eine berufliche oder unternehmerische Selbstständigkeit aufzunehmen - auch als ein nicht-geplantes Handeln vollzogen werden, das mit dem Vollzug der Entscheidung zu einem intendierten und zielorientierten Handeln wird. Die Unvorhersehbarkeit der Lebensund Karrierebedingungen werden mit diesem Beispiel deutlich und diese sind zu beachten, will man Gründungsentscheidungen und -motivationen beschreiben und erklären. Gesellschaftliche Institutionen sind ständig im Wandel begriffen und damit wird dem Einzelnen heute mehr denn je die Verantwortung für seine oder ihre



(3) Erklärungsebenen des Phänomens "Selbstständige Chemikerinnen in Deutschland".

eigene Lebens- und Arbeitssituation zugeschrieben. Soziologinnen und Soziologen sprechen hier von der Individualisierung. Diese erfordert absichtsvolles und eigenverantwortliches Handeln, das allerdings – und dies kann das oben dargstellte Beispiel zeigen – abhängig ist von gegebenen Bedingungen.

Im Folgenden werden nun die einzelnen Erklärungsebenen erläutert, die zur Analyse der selbstständigen Erwerbsarbeit von Chemikerinnen differenziert betrachtet werden.

Erklärungsebenen

Das Handeln jedes Menschen ist durch soziale Strukturen geprägt, also strukturiert. Damit ist auch das berufliche Handeln jedes einzelnen Menschen – und der einzelnen Chemikerin – von Strukturen abhängig, die andere geschaffen haben. (Und vice versa.) Auf der Mikroebene manifestieren sich die biographischen Erfahrungen und genauer die Erfahrungsstrukturen im individuellen Lebenslauf der Chemikerinnen. Dort wird also

die einzelne Chemikerin betrachtet. Beruflich selbstständige Chemikerinnen wurden im Zeitraum 2008 bis 2010 in mehrstündigen, biographisch-narrativen Interviews befragt. Es stellte sich die Frage nach dem persönlichen Hintergrund der einzelnen Frau, nach ihrer Lebensund Berufsplanung, der Umsetzung ihrer Planungsprozesse und der Reaktion auf nicht vorhersehbare Bedingungen. Auf der Makroebene soll hier der Funktionsbereich der Wirtschaft herausgegriffen werden: Die traditionsreiche deutsche Chemiewirtschaft unterliegt seit den 1980er Jahren einem Strukturwandel, der sich unter anderem an den veränderten Konzernstrukturen abbilden lässt. Ebenso an einer sich daran anschließenden Thematisierung von Unternehmensneugründungen und Ausgründungen in dieser traditionsreichen Branche. Vor diesem Hintergrund kann man sich dem Stellenwert der technologieorientierten und wissensbasierten Gründungen in der Chemiewirtschaft nähern und damit ist die Mesoebene als Erklärungsdimension genannt. Das heißt, auf der Mikroebene wird die

einzelne Chemikerin zwar betrachtet, Meso- und Makroebene haben aber einen zu beobachtenden Einfluss auf ihre Entscheidungen. Bis in die 1980er Jahre hinein verspürten Chemiker und Chemikerinnen zum Beispiel keinen allzu großen individuellen Druck, einen unternehmerisch selbstständigen Berufsweg einzuschlagen. Einerseits, da die Arbeitsmarktlage in der traditionellen Chemie- und Pharmaindustrie für promovierte Chemikerinnen und Chemiker sehr aussichtsreich war, andererseits, weil sich dieser Weg als geradezu alternativlos darstellte. Für Chemiker und Chemikerinnen gab es vielfältige Möglichkeiten, auch außerhalb der akademischen Welt wissenschaftlich tätig zu sein und zwar in den zahlreichen Forschungslaboren der chemischen Großkonzerne und pharmazeutischen Industrie. Und selbstverständlich sind nicht alle angestellten Chemikerinnen und Chemiker forschend tätig. Die Gesellschaft Deutscher Chemiker (GDCh), der deutsche Fach- und Berufsverband von Chemikerinnen und Chemikern, nennt neben Forschung und Entwicklung

folgende Tätigkeitsbereiche für seine Mitglieder: "Analytik, Qualitätsmanagement, Verfahrenstechnik, Produktion, aber auch Marketing und Vertrieb, Patentwesen oder Öffentlichkeitsarbeit."4 Beruflich selbstständige Chemikerinnen können auch in diesen Arbeitsbereichen tätig werden. Unterschieden werden kann dabei, ob sie dies in freiberuflicher Form tun oder ein Einzelunternehmen gründen; in beiden Fällen sind sie dann soloselbstständig. Außerdem ist es möglich, alleine eine Kapitalgesellschaft zu gründen, was allerdings selten vorkommt. Darüber hinaus kann die Gründung gemeinsam mit anderen Personen erfolgen entweder als Kapital- oder Personengesellschaft.

Gründungsformen und -anlässe

Betrachtet man die primären auslösenden Momente für eine Aufnahme einer selbstständigen Tätigkeit als Chemikerin, so zeigen unsere Analysen zusammengefasst folgendes Bild:

- Neugründung eines Unternehmens ODER freiberufliche Tätig-
- als berufliche Alternative zur abhängigen Beschäftigung nach einem freiwilligen Ausstieg aus der Industrie (aufgrund allgemeiner Unzufriedenheit oder aufgrund der so genannten "gläserne Decke") (siehe 1. Einzelfall unten);
- als Alternative zur besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie;
- als Ausstieg aus einem atypischen Beschäftigungsverhältnis.
- als Alternative zu einem abhängigen Beschäftigungsverhältnis, wenn der Einstieg nicht geglückt ist.
- Übernahme eines Unternehmens oder Unternehmensteil ODER Nachfolge:
- Familiennachfolge: Übernahme des Familienbetriebes nach Tod des Inhabers.
- Übernahme eines Unternehmensteils des früheren Arbeitgebers als Management-Buy-Out (siehe 2. Einzelfall unten).

Zur Veranschaulichung der unterschiedlichen Gründungsanlässe werden im Folgenden kurz die Lebensstationen zweier Chemikerinnen vorgestellt. Diese Kurzbiographien basieren auf den von interviewten Personen erzählten Lebensgeschichten. Es werden somit also keine weiteren Zahlen präsentiert, keine Häufigkeitsangaben zu selbstständigen Chemikerinnen gemacht. Die Darstellung der Biographien von Einzelfällen trägt vielmehr dazu bei, das Phänomen "Gründung durch Chemikerinnen" besser zu verstehen und erklären zu können. Somit verstehen sich die Erkenntnisse der Teilstudie als Beitrag zu einer empirisch fundierten Theoriebildung. Aufgrund der eingenommenen Perspektive kann gezeigt werden, dass Unternehmens- und Existenzgründungen keinen linearen Entwicklungsprozessen unterliegen; diese werden erst aufgrund ihrer rekonstruierten Untersuchung und Analyse (also im zeitlichen Rückblick auf die vergangenen Ereignisse) oftmals als folgerichtig oder "natürlich" interpretiert. Der empirische Zugang über die Lebensgeschichten einzelner Personen kann zeigen, welche Zufälligkeiten eine Rolle auf dem Weg in die Existenz- oder Unternehmensgründung spielen.

1. Einzelfall

Frau Dr. Ingrid Rieschweiler (Frau R.) wird in den 1950er Jahren geboren, wächst gemeinsam mit ihrer jüngeren Schwester bei ihren Eltern in einer Großstadt auf und geht auf eine Mädchenschule; ihr Vater ist Beamter. Bereits im Alter von zehn Jahren weiß Ingrid Rieschweiler, dass sie später mal Chemie studieren will. Nach der Hochschulreife beginnt sie tatsächlich mit dem Studium der Chemie und ist auch als Werksstudentin in einem Pharmazieunternehmen tätig. Nach etwa zehnjähriger Ausbildung mit Promotion beginnt sie ihren Berufseinstieg in einem forschungsintensiven Chemieunternehmen,

in dem sie auch innerhalb von fast 20 Jahren einen steilen, beruflichen Aufstieg macht. Dann bemerkt sie, dass ihre Karriere nicht weiter nach oben führen wird und verlässt das Unternehmen auf eigenen Wunsch. Sie plant ihre selbstständige Tätigkeit als Beraterin, absolviert ein einjähriges Volontariat und arbeitet in den ersten Jahren intensiv, zum Teil mit einer Sieben-Tage-Woche. Frau Dr. Rieschweiler ist verheiratet und ihr Ehepartner akzeptiert ihre beruflichen Ziele; sie entscheidet sich aufgrund der beruflichen Aktivitäten gegen eine Familiengründung. Zum Zeitpunkt des Interviews ist Dr. Rieschweiler - an Aufträgen und Umsatz gemessen - sehr erfolgreich. Außerdem vertritt sie die Interessen ihres Berufsstandes in einem Verband.

Die Lebensgeschichte dieser Frau weist in ihrer Komplexität und unter Berücksichtigung weiterer Details, die hier nicht wiedergegeben werden können, an keinem Punkt auf eine zukünftige berufliche Selbstständigkeit hin. Im Gegenteil: Die berufliche Karriere und der Verzicht auf eine Familiengründung sind zunächst als Indikatoren für einen Verbleib in der chemischen Industrie zu betrachten. Damit stellt sich die Frage, was auf der Erklärungsebene des Individuums (Mikrobene) an Hinweisen zu finden ist, wieso Frau Dr. Rieschweiler diesen für eine Chemikerin sehr ungewöhnlichen beruflichen Weg in eine selbstständige Tätigkeit gegangen ist. Die Aufzeichnungen des mehrstündigen Interviews mit der Chemikerin belegen nachdrücklich, dass Frau R. die so genannte "gläserne Decke" (engl. glass ceiling) erfahren hatte. Die "gläserne Decke" ist eine Metapher, die in der Literatur zum Symbol dafür geworden ist, warum es Frauen besonders schwer fällt, in Führungspositionen zu kommen. Demnach erfahren Frauen bei ihrem beruflichen Aufstieg äußere Hindernisse, die ihren beruflichen Erfolg begrenzen oder behindern. Das Bild von der "gläsernen" Decke wird

benutzt, da eine unsichtbare Hürde besteht, die die Karriereentscheidungen von Frauen einengt. Das heißt, es ist nicht ganz eindeutig, was in diesem unsichtbaren Bereich eigentlich passiert.

2. Einzelfall

Frau Dr. Ulrike Henkel (Frau H.) wird Anfang der 1960er Jahre als ältestes Kind eines Handwerkers und einer Einzelhandelskauffrau geboren. Zusammen mit den Eltern und ihren beiden zwei und drei Jahre jüngeren Brüdern wächst sie in einer Kleinstadt auf. Ulrike Henkel wechselt nach der Grundschule auf ein Mädchengymnasium, belegt in der Oberstufe unter anderem den Leistungskurs Chemie und macht als Erste in ihrer Herkunftsfamilie das Abitur; ihre Brüder wechseln auf die Hauptschule. Mit dem Erwerb der Hochschulreife ist sich Frau H. nicht sicher, was sie studieren soll. Letztendlich immatrikuliert sie sich für ein Chemiestudium: dieses ist "furchtbar anstrengend". In den Semesterferien verdient Frau H. ihr Geld im Betrieb ihres Vaters, im Hauptstudium wird sie studentische Hilfskraft an der Universität. Nach insgesamt zehn Jahren verlässt Frau H. die Universität mit der Promotion und wird in einem mittelständischen Unternehmen tätig. Inzwischen hat sie auch geheiratet. Nach etwa zwei Jahren befindet sich ihr Arbeitgeber in einer wirtschaftlichen Krise und Frau H. befürchtet daher ihre Entlassung. In dieser Zeit bringt Frau H. ein Kind zur Welt. Aufgrund der darauf folgenden Erkrankung unterbricht sie für fünf Monate ihre Arbeit und bereitet nach ihrer Familienpause langsam die Übernahme ihres aus dem Unternehmen ausgegliederten Arbeitsbereiches in Form eines Management-Buy-Outs vor. Dr. Henkel übernimmt 26 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Mit ihrem Ehemann trifft sie die Vereinbarung, dass nun er mehrheitlich die Familienaufgaben wahrnimmt;

dieser reduziert seine Arbeitszeit. Frau H. erlebt mit ihrem Unternehmen ein wirtschaftliches Auf und Ab, behauptet sich dann aber mit einem neuen Geschäftsfeld am Markt. Im Jahre 2009 nimmt sich die selbstständige Chemikerin sogar Zeit für politische Aktivitäten.

Dieses Beispiel einer komplexen Erwerbsbiographie einer Chemikerin und Mutter zeigt, dass diese in ihrem Handeln auf bestimmte Gelegenheitsstrukturen getroffen ist, die sie herausforderten unternehmerisch selbstständig zu werden. Hier wird deutlich (ähnlich wie im Beispiel von Frau F. oben), dass mit dem Einsetzen des Strukturwandels in der Wirtschaft auch Neu- und Ausgründungen in der Chemiebranche zu beobachten sind. Frau Dr. Henkel traf auf "unternehmerische Gelegenheiten". Das Ergreifen der eigen-unternehmerischen Lösung lag in der Chemiebranche bis vor ungefähr einem Jahrzehnt nicht auf der Hand, auch nicht für die männlichen Kollegen. Großunternehmen der Chemie greifen nun häufiger auf Dienstleistungen von Kleinstunternehmen zurück. Somit bieten sich sowohl für Frau Dr. Henkel als auch für Frau Dr. Rieschweiler Chancen im Markt zu bestehen.

Resümee

Die beiden genannten Fälle sind zwei Beispiele von insgesamt acht erhobenen Einzelfällen. Es konnte gezeigt werden, dass berufliche Selbstständigkeit von Chemikerinnen in Deutschland eher ein Zufallsprodukt, denn Ergebnis längerer Planungsprozesse und strategisch geplanten Handelns zum Beginn der Berufskarriere ist. Schon aufgrund der Karrierebedingungen für Chemikerinnen ergeben sich unterschiedliche Gründungsverläufe und Motivlagen für Unternehmensgründungen. Die Lebensläufe aller untersuchter Frauen in der Studie zeigen, dass der Gründungsentscheidung andere Auslösedeterminanten zugrunde liegen als in der

klassischen Gründungsforschung häufig angenommen (oder von der Politik gewünscht): Nicht nur der ausdrückliche Wunsch nach Freiheit, Unabhängigkeit etc. oder der Wunsch "etwas Neues zu schaffen" steht bei der Gründungsentscheidung im Vordergrund. Außerdem folgt die Entscheidung in der Regel nicht direkt mit Einstieg ins Berufsleben. Im Gegenteil: Die berufliche Option der unternehmerischen Selbstständigkeit von Chemikerinnen erfolgt erst spät im Verlauf der beruflichen Karriere aus unterschiedlichen Gründen und zwar: a) Rettung des eigenen Arbeitsplatzes durch Übernahme von Unternehmensteilen, b) Neugründung, um drohende Arbeitslosigkeit abzuwenden oder als Berufseinstieg nach prekärer Beschäftigung,

Beschäftigung,
c) Ausstieg aus der beruflichen
Fremdbestimmtheit und

d) Umgehung der "gläsernen Decke".

Die Gründungsentscheidung fällt in diesen Fällen vollkommen ungeplant. Lebensläufe unternehmerisch tätiger Chemikerinnen, die im Anschluss an die Promotion in die Gründung gehen, zeigen, dass auch deren Lebensgeschichte eine berufliche Selbstständigkeit nicht vorgesehen hatte. Trotzdem können sie durchaus erfolgreich sein. Ein weiterer Fall zeigt, dass Unternehmensneugründung oder -übernahme der Gründerin eher zu erwarten war, da eine familiäre Prägung vorlag.

Nun werden Sie eventuell auch Naturwissenschaftlerinnen oder sogar Chemikerinnen wahrnehmen, die sich beruflich selbstständig gemacht haben. Zu dem Schritt, sich als Chemikerin beruflich selbständig zu machen, gehört nicht nur ein guter Business-Plan, den jede Gründungsperson selbst durchdacht und entwickelt haben sollte, sondern auch so genannte Gelegenheitsstrukturen, die bisher von der Entrepreneurshipforschung zu wenig beachtet wurden.

Summary

This article is based on a sociological study on self-employed women chemists in Germany. In this research study we took a closer look at the biographies of women chemists. The empirical findings are based on 'biographical-narrative interviews' (G. Rosenthal) which were carried out between 2008 and 2010 in the framework of the research project 'ExiChem' on women chemists as entrepreneurs funded by the German Federal Ministry of Education and Research (BMBF) and the EU. On the basis of the life histories of the interviewees (the so called biographical anamneses) we have been able to show which 'objective options' the single chemist had in its life and which choices she made. Although we did focus on the biography of the single women chemist and her choices (choice of mayor and place of study, marital status etc.), we also paid attention to the context (analyzing the meso- and macro levels) in which the career was developed. Since the chemical and pharmaceutical industry in Germany has been very traditionally structured up until the 1990s, there have not been many opportunities to set up a business in this sector; the career of an academic chemist has been determined by these structures. The empirical findings show that above all the self-employment of women chemists is a way of sidestepping the glass ceiling or bypassing it! Our thesis is that these women had to cross boundaries hitherto moving to self employment and the self-employment is an (more or less) unintended alternative to an organizational career.

Anmerkungen/Literatur

- 1) Verbundprojekt ExiChem (Hrsg.): Berufliche Selbstständigkeit und Unternehmensgründungen von Chemikerinnen/ Frauen in der Chemie. Eine Handreichung zu Gründungsgeschehen, Hintergründen und individuellen Gründungswegen. Manuskript. Duisburg/Wuppertal 2011. Abrufbar unter: http://www.uni-due.de/~sx0066/downloads (16.12.2011)
- 2) Statistisches Bundesamt: Statistisches Jahrbuch 2011 für die Bundesrepublik Deutschland. Wiesbaden 2011, 82
- 3) Bührmann, Andrea, Katrin Hansen, Martina Schmeink, Aira Schöttelndreier: Entrepreneurial Diversity Unternehmerinnen zwischen Businessplan und Bricolage. Lit Verlag. Hamburg 2007
- 4) Schmitz, Karin: Tätigkeitsfelder für Chemikerinnen und Chemiker, in: GDCh (Hrsg.): Informationen zum Berufseinstieg für Chemikerinnen und Chemiker, Frankfurt am Main 2011, 6–13

Die Autorin

Ute Pascher studierte in Kent (England) und Wuppertal. 1992 erhielt sie den M.A. in Sociology and Social Research und 1994 schloss sie in Wuppertal als Diplom-Sozialwissenschaftlerin ab. Hier promovierte sie auch 2001. Nach Tätigkeiten als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine und Politische Soziologie an der Universität in Wuppertal und als Projektleiterin bei der Zentralstelle für die Weiterbildung im Handwerk (ZWH) in Düsseldorf ist Ute Pascher seit 2005 Projektleiterin im Rhein-Ruhr-Institut für Sozialforschung und Politikberatung e.V. an der Universität Duisburg-Essen (RISP). Seit 2008 leitet sie die Forschungsgruppe "Beschäftigung & Chancengleichheit" (B&C) im RISP, die sie auch aufgebaut hat. Ute Pascher ist assoziiertes Mitglied des Essener Kollegs für Geschlechterforschung.

Der Text gibt einen Überblick über drei unterschiedliche Forschungsbereiche, in denen Geschlecht thematisiert wird. Der erste Abschnitt geht auf Studien ein, in denen analysiert wird, inwieweit die Nutzung und Wirkung von neuen Medien sich in Abhängigkeit vom Geschlecht der Nutzerin/des Nutzers unterscheidet. Der zweite Abschnitt fragt, inwieweit die Wahrnehmung und Beurteilung von Männern und Frauen in den neuen Medien durch Geschlechtsstereotype beeinflusst werden. Schließlich thematisiert der dritte Abschnitt, inwieweit man neue Technologien nutzen kann, um Grundlagenforschung zu Geschlechtsstereotypen zu betreiben.

Sex matters

Der Einfluss des Geschlechts auf Nutzung und Wirkung neuer Medien Von Nicole Krämer, Sabrina Eimler, Jennifer Klatt

Insere heutige Welt ist geprägt durch den Umgang mit neuen Medien: Mittlerweile nutzen mehr als 90 Prozent der deutschen Bevölkerung zumindest gelegentlich das Internet, Computerarbeit ist weit verbreitet und Roboter sowie virtuelle Helfer werden entwickelt, um uns im Alltag zu unterstützen. Während es in allen Bereichen aufgrund der weiten Verbreitung keine auffälligen Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Nutzungszahlen mehr gibt, lassen sich bei genauerer Betrachtung aber dennoch Unterschiede bezüglich der Nutzung und

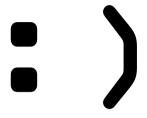
Wirkung verschiedener Technologien auffinden.

Besonders im Rahmen der Forschung zum so genannten digital divide wurden unter anderem Geschlechtsunterschiede fokussiert. Der digital divide beschreibt die Annahme, dass unterschiedliche



Nicole Krämer. Foto: Timo Bobert

Zugangs- und Nutzungsmöglichkeiten von Informations- und Kommunikationstechnologien zu einer Benachteiligung einzelner Gruppen führen können (etwa in dem Sinne, dass ein eingeschränkter Zugang zum Internet verhindert, dass man sich so umfassend informieren und weiterbilden kann wie andere Perso-



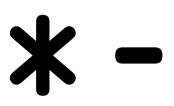
nengruppen). Noch 2006 und 2007 konnte festgestellt werden, dass in Bezug auf die meisten computerbezogenen Variablen männliche Personen den weiblichen voraus waren und dass Frauen das Internet zwar gleich häufig, aber nicht so lange nutzen wie Männer. Hierbei zeigte sich aber nicht nur ein Einfluss des biologischen Geschlechts, sondern auch des sozialen: Personen mit einem femininen geschlechtsbezogenen Selbst weisen eine negativere Einstellung zum Computer auf als Personen mit maskulin geschlechtsbezogenen Selbst¹. Insgesamt scheinen sich die Unterschiede in neuerer Zeit zu nivellieren, allerdings zeigen auch aktuelle Studien², dass Frauen sich im Umgang mit Computern leichter verunsichern lassen und Fehler eher als Männer sich selbst zuschreiben als der Technologie.

Vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse, die zeigen, dass Geschlecht nach wie vor Berücksichtigung als potenziell Einfluss nehmende Variable finden muss, betrachten wir im Rahmen unserer sozialpsychologisch geprägten Untersuchungen zu neuen Medien Geschlecht immer auch als zentralen Aspekt. Im Folgenden wird ein Überblick über drei unterschiedliche Forschungsbereiche gegeben, in denen Geschlecht auf unterschiedliche Weise thematisiert wird. Im ersten Abschnitt gehen wir auf Stu-

dien ein, in denen analysiert wird, inwieweit die Nutzung und Wirkung von neuen Medien sich in Abhängigkeit vom Geschlecht des Nutzers unterscheidet. Im zweiten Abschnitt wird darauf eingegangen, inwieweit die Wahrnehmung und Beurteilung von Männern und Frauen in den neuen Medien (z.B. als Autoren im Internet) durch Geschlechtsstereotype beeinflusst werden. Aufbauend darauf wird im dritten Abschnitt thematisiert, inwieweit man neue Technologien nutzen kann, um Grundlagenforschung zu Geschlechtsstereotypen zu betreiben.

Spezifische Untersuchungen zu Nutzung und Wirkung

In zahlreichen unserer Untersuchungen sowohl zu computervermittelter Kommunikation (cvk, z.B. Kommunikation über das Internet) als auch Mensch-Technik-Interaktion (HCI, z.B. Interaktion mit virtuellen Interface-Agenten oder Robotern) zeigen sich Geschlechtsunterschiede in der Nutzung und Wirkung. Im Folgenden werden sowohl für den Bereich der computervermittelten Kommunikation als auch für den der HCI einige unserer Studien aufgeführt, die Geschlechtsunterschiede ergeben haben. Allerdings soll nicht unerwähnt bleiben,



dass in anderen Untersuchungen teilweise keine Unterschiede deutlich wurden. Dies trifft beispielsweise auf Selektions- und Verstehensprozesse im Internet zu (DFG-Projekt "Die relative Bedeutung von Informationsquelle und Informationskomplexität für die Auswahl und Verarbeitung von Wissenschaftsinformationen im Internet") sowie auf Langzeitwirkungen im Rahmen der Mensch-Roboter-Interaktion (EU-Projekt SERA, http://project-sera.eu/).

Interaktion mit virtuellen Agenten

Virtuelle Agenten gelten als eine Möglichkeit der Schnittstelle der Zukunft, da sie einen menschenähnlich verkörperten Dialog mit dem Nutzer oder der Nutzerin ermöglichen. Beispiele sind so genannte pädagogische Agenten, die durch Lernprogramme führen, oder verkörperte Navigations- und Hilfesysteme. Durch die alltagsnahe Kommunikationsmöglichkeit soll auch nicht technisch versierten Personen ein einfacher Zugang zur Technik ermöglicht werden. Außerdem besteht der Anspruch, dass diese Helfer unterschiedliche Personengruppen gleichermaßen ansprechen sollen, so dass im besten Fall keine generellen Geschlechtsunterschiede bestehen sollten.

Tatsächlich haben wir aber in mehreren Studien Geschlechtsunterschiede beobachtet. Um ein genaueres Bild zu erhalten, haben wir drei unterschiedliche Studien (mit insgesamt 224 Teilnehmenden) reanalysiert, um herauszufinden, inwieweit Geschlecht, Alter und Technikexpertise Einfluss auf die Bewertung eines virtuellen Agenten



nehmen³. In allen Studien interagierten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer jeweils 10 Minuten mit dem virtuellen Agenten Max (entwickelt an der Universität Bielefeld), der

small talk zu verschiedenen Themen führen kann. Gemessen wurden die Bewertung des Agenten und des Gesamtsystems, die Emotionen während der Interaktion sowie das Verhalten der Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Hinsichtlich der Emotionen während der Interaktion gaben die weiblichen Teilnehmer an, nervöser gewesen zu sein. Insbesondere dann, wenn der

Agent nonverbales Verhalten zeigte (Lächeln, Gestik) waren sie aber auch interessierter als die Männer. Überhaupt gaben die Frauen höhere Akzeptanzwerte an, wenn nonverbales Verhalten vorhanden war. Hinsichtlich der Bewertung des Agenten bewerten Männer ihn als inkompetenter. Letzteres steht wahrscheinlich im Zusammenhang mit der bei Befragungen häufig bei Frauen zu beobachtenden Tendenz zur Milde. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Bewertungen durch Frauen zwar milder sind, sie aber auch mehr Nervosität berichten. Ferner scheint es für weibliche Nutzer wichtiger zu sein, dass der virtuelle Agent nonverbales Verhalten zeigt - andere Untersuchungen zeigen, dass das nonverbale Verhalten dann allerdings nicht zu künstlich sein darf, sonst reagieren Frauen sogar noch kritischer im Vergleich zu Männern. Besonders bemerkenswert aber ist, dass Geschlecht stärkeren Einfluss auf die unterschiedlichen Aspekte nimmt als Alter der Teilnehmerinnen und Teilnehmer oder Technikexpertise.

Nutzung und Wirkung (sozialer) Netzwerkseiten

Soziale Netzwerkseiten wie Facebook oder StudiVZ erfreuen sich in den vergangenen Jahren insbesondere bei jüngeren Internetnutzern und -nutzerinnen steigender Beliebtheit. Die Internetseiten erlauben es, Profile mit privaten Informationen und Fotos anzulegen, die man entweder einer breiten Öffentlichkeit oder einem Kreis von zum Profil zugelassenen "Freunden" zugänglich machen kann. In Bezug auf Geschlecht als mögliche Einflussvariable haben wir uns hier einerseits gefragt, ob Frauen und Männer sich hinsichtlich ihrer Darstellung auf diesen Webseiten systematisch unterscheiden sowie ob die Rezeption der Profile anderer bei Männern und Frauen zu unterschiedlichen Wirkungen führt.

Nutzung sozialer Netzwerkseiten zur Selbstdarstellung

Insgesamt kann festgestellt werden, dass Frauen mehr Wert auf die kontrollierte Selbstdarstellung auf sozialen Netzwerkseiten nehmen⁴. Qualitative Interviews haben ergeben, dass insbesondere der Auswahl des Profilfotos hohe Aufmerksamkeit geschenkt wird⁵. Andere Untersuchungen zeigen, dass Frauen Profilfotos auswählen, auf denen sie attraktiver erscheinen als im offline-Leben.

In Anlehnung an diese Ergebnisse und vor dem Hintergrund der nach wie vor unzureichenden Repräsentation von Frauen in Führungspositionen wird aktuell untersucht, inwieweit sich die Selbstdarstellung von Männern und Frauen auch auf Business Netzwerkseiten wie etwa Xing unterscheidet (Dissertation von Sabrina Eimler). Erste Ergebnisse zeigen, dass Frauen und Männer zwar etwa gleich viel Text nutzen, um sich darzustellen, Männer aber über ein größeres Netzwerk verfügen. Dies wird bestätigt in einem studentischen Forschungsprojekt, in dem zusätzlich gefunden wurde, dass sich Frauen deutlich häufiger mit einem lächelnden Foto präsentieren als Männer.

Wirkung sozialer Netzwerkseiten vor dem Hintergrund des sozialen Vergleichs

Vor dem Hintergrund, dass sich Menschen mit anderen sozial vergleichen, um ihre Stellung im sozialen Gefüge zu prüfen und im besten Fall einen erhöhten Selbstwert daraus zu ziehen, war die Forschungsfrage, inwieweit sich Männer und Frauen in ähnlicher Weise mit anderen Profilinhabern auf sozialen Netzwerkseiten vergleichen⁶. Angenommen werden kann dabei, dass für Frauen ein Vergleich in Bezug auf physische Attraktivität relevanter ist und für Männer ein Vergleich in Bezug auf

den Karrierestatus. Es wurden zwei Studien durchgeführt, in denen einerseits die Attraktivität des von den Probandinnen und Probanden betrachteten Profilfotos variiert wurde (durch einen Vortest wurden sehr attraktive und eher unattraktive Profilfotos ausgewählt) und andererseits der bisherige Karriereerfolg variiert (entweder bereits zahlreiche hochrangige Praktika andererseits normaler Studienverlauf ohne hochrangige Praktika). 91 Teilnehmerinnen und Teilnehmer betrachteten entweder fünf attraktive oder fünf unattraktive Profile des jeweils eigenen Geschlechts. Erwartungsgemäß fühlten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in der Bedingung "attraktive Profilfotos" nach Betrachtung der Profile signifikant schlechter als diejenigen, die die unattraktiven Profilfotos gesehen haben. Dies galt allerdings für beide Geschlechter gleichermaßen. Ein Geschlechtsunterschied zeigte sich lediglich bei der zweiten Studie zu erfolgreichen versus unerfolgreichen Profilen. Hier betrachteten 103 Teilnehmerinnen und Teilnehmer die unterschiedlichen Profile, es zeigte sich aber kein genereller Effekt. Nur für die teilnehmenden Männer zeigte sich der erwartete Effekt: Nach Betrachtung der erfolgreichen Profile verspürten sie eine höhere Real-Ideal-Diskrepanz, das heißt, sie fühlten sich mit ihrem momentanen Karrierestand weiter entfernt von dem angestrebten Ziel als die Männer der Vergleichsgruppe.

Insgesamt zeigt sich somit, dass Männer und Frauen sich durchaus unterschiedlich auf sozialen Netzwerkseiten und auch auf beruflichen Netzwerkseiten darstellen. In Bezug auf die Auswirkungen der Betrachtung von anderen Profilen zeigt sich, dass Männer und Frauen gleichermaßen negative Konsequenzen verspüren, wenn sie mit attraktiven Profilfotos konfrontiert werden, aber nur die Männer sich schlecht fühlen, wenn ihnen erfolgreichere Profile präsentiert werden.

Spezifische Untersuchungen zu Auswirkung von Geschlechtsstereotypen im Rahmen der Nutzung neuer Medien

In der Alltagskommunikation konnte bereits in verschiedenen Zusammenhängen festgestellt werden, dass Geschlechtsstereotype und die damit verbundenen Erwartungen an Männer und Frauen dazu führen. dass das jeweils gezeigte Verhalten unterschiedlich wahrgenommen und bewertet wird. Dies führt in manchen Zusammenhängen sogar dazu, dass ein und dasselbe Verhalten unterschiedlich bewertet wird, in Abhängigkeit davon, ob es von Männern oder von Frauen gezeigt wird. Dies wurde beispielsweise für das Lächeln gezeigt: da von Frauen erwartet wird, dass sie häufiger lächeln, wird eine nicht lächelnde Frau negativer bewertet als ein nicht lächelnder Mann⁷. Ähnliches zeigt sich für die Bewertung von Texten: Ein und derselbe Text, der einmal als von einem Mann geschrieben und einmal als von einer Frau geschrieben präsentiert wird, wird kritischer beurteilt, wenn angegeben wird, dass er von einer Frau verfasst wurde⁸. Überzeugungskraft, Stil und intellektuelle Tiefe, sowie die Kompetenz des Autors wurden geringer eingeschätzt, wenn der Autor vermeintlich eine Frau war. Dieser Effekt zeigte sich auch für Bereiche, in denen Frauen als Expertinnen angesehen werden. Diese Belege aus den 1960er Jahren konnten allerdings nicht immer konsistent repliziert werden, was Anlass zur Hoffnung gab, dass diese Art von geschlechterstereotyp-basierter Einschätzung überwunden wurde. Vor dem Hintergrund jedoch, dass auch im Rahmen der Texte, die in neuen Medien, das heißt im Internet, verbreitet werden, deutlich wird, dass es mehr erfolgreiche männliche als weibliche Autoren gibt, stellt sich auch hier die Frage, inwieweit das Autorengeschlecht die Wahrnehmung des Textes beeinflusst. Dieser Frage sind wir im Rahmen einer Studie zu Blogs nachgegangen.

Eine empirische Studie zur Wirkung von Autorengeschlecht, Blogtyp und Selbstoffenbarung auf die Evaluation von Autor und Blogqualität

Blogs werden heutzutage von Privatpersonen vielfältig genutzt um Gedanken, Gefühle, Weltanschauungen öffentlich im Internet darzustellen. Einige wenige, die so genannten A-Blogs haben (oft) weitreichenden Einfluss auf die Öffentlichkeit bzw. die öffentliche Diskussion, da sie in der Regel nicht nur viele Leser haben, sondern auch durch Journalisten genutzt werden, die aus A-Blogs Themen für ihre Berichterstattung gewinnen. Bisher kaum untersucht ist die Wirkung von Blogs auf den Betrachter sowie die Gründe für die vergleichsweise geringe Anzahl weiblicher Blogger unter den A-Bloggern. Das Ziel der nachfolgend berichteten Studie war, den Einfluss von Stereotypen über den Autor auf die Bewertung des Schreibers und der Textqualität zu untersuchen.

Die Forschung zu Stereotypen beschreibt diese als unsere ständigen Begleiter, die der Einsparung kognitiver Ressourcen dienen und schnelle Urteile ermöglichen. Geschlechterstereotype gehören dabei zu den hartnäckigsten, unter anderem da das Geschlecht leicht erkannt werden kann und die stereotypen Inhalte täglich in den Medien reproduziert werden. Stereotype führen zu einer ungleichen Evaluation gleichen Verhaltens und können bereits durch typische Namen aktiviert werden (z.B. Stephan, Monika). In Bezug auf das Internet spricht Dorer von einem "gendered net", in dem Stereotype aus dem Alltagsleben reproduziert werden oder sogar verstärkt auftreten ("hyperpersonale Effekte").

In einer Online Studie mit 596 Teilnehmerinnen und Teilnehmern wurde jedem Probanden einer von insgesamt 24 Blogeinträgen vorgelegt, die zuvor auf der Basis eines Pretests ausgewählt wurden. Variiert wurden das Geschlecht des Autors (männlich vs. weiblich vs. nicht erkennbar), das Thema des Blogs (männliche Thematik vs. weibliche Thematik) und der Grad der Selbstoffenbarung (mit vs. ohne). Der gelesene Text wurde von den Teilnehmern und Teilnehmerinnen auf Basis von 14 Items beurteilt (Beispiel: "Der Eintrag war informativ", "Der Eintrag war interessant"). Auch der Autor wurde mit Hilfe von 23 Items bewertet (Beispiel: attraktiv vs. unattraktiv, fröhlich vs. traurig; kompetent vs. inkompetent; stark vs. schwach).

Die Bewertungen von 233 Personen wurden in die Analyse einbezogen, da nur diese Versuchspersonen im Manipulationscheck das Geschlecht des Autors richtig angaben. Weibliche Autoren wurden, wie erwartet, als weniger kompetent, extravertiert und maskulin eingeschätzt, aber auch als dominanter. Nicht bestätigt hat sich die Hypothese, dass die Texte weiblicher Autoren allgemein schlechter bewertet würden als die der männlichen Autoren. Wie erwartet, wurden Autoren, die stereotype Erwartungen hinsichtlich des Themas verletzten (z.B. weibliche Autoren, die über ein stereotyp männliches Thema wie Fußball schrieben) negativer bewertet. Weibliche Autoren, die über typisch weibliche Themen schrieben, wie zum Beispiel Mode, erreichten höhere Werte auf dem Faktor Dominanz als männliche Autoren. Ebenso erreichten männliche Autoren mit traditionell männlichen Themen wie Handwerk höhere Werte auf dem Faktor Dominanz als weibliche Autoren. Hinsichtlich der Bewertung der Textqualität ergab sich ein Interaktionseffekt für die Beurteilung von "Qualität & Stil", allerdings konträr zu den Erwartungen. Die Bewertungen hinsichtlich der Textqualität waren positiver, wenn die Autoren über ein geschlechtsuntypisches Thema schrieben. Dem Text wurde also eine höhere Qualität zugeschrieben, wenn etwa eine Frau über ein männertypisches Thema schrieb. Zusätzlich interessierte uns in der Studie,

welchen Effekt ein selbstoffenbarendes Statement auf die Evaluation von Text und Autor haben würde. Effekte konnten nur hinsichtlich der Personenwahrnehmung nicht aber bezüglich der Bewertung der Textqualität gezeigt werden. Männer wurden positiver evaluiert ohne eine selbstoffenbarende Aussage, Frauen dagegen positiver mit einer selbstoffenbarenden Aussage.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Geschlechterstereotype die Wahrnehmung von Blog Autoren und deren Beiträgen beeinflussen und Geschlechter-untypische Themen sich negativ auf die Personenwahrnehmung auswirken, jedoch positiv auf die Wahrnehmung der Textqualität. Die Selbstoffenbarung hinsichtlich eines Themas hat unterschiedliche Konsequenzen für männliche und weibliche Autoren. Diesen Ergebnissen zufolge gibt es insgesamt noch immer eine Bevorzugung männlicher Autoren. Dies könnte die ungleiche Verteilung der Geschlechter unter den einflussreichen A-Bloggern erklären. Das Internet kann in Bezug auf Blogs vor dem Hintergrund der hier gewonnenen Ergebnisse als ein "gendered net" betrachtet werden, das soziale Machtstrukturen eher repliziert als deren Dekonstruktion zu begünstigen.

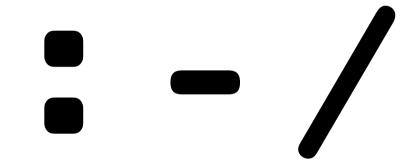
Über den Einfluss von Smilies und Emoticons auf Evaluationsprozesse in der computervermittelten Kommunikation

Auch zum oben berichteten Phänomen, dass das Lächeln beziehungsweise nicht-Lächeln bei Männern und Frauen unterschiedlich beurteilt wird, haben wir Studien durchgeführt, die prüfen, inwieweit ähnliche Muster auch im Internet auftreten. Im Folgenden werden zwei Studien berichtet zum Einfluss von Smilies und Emoticons auf Evaluationsprozesse in der computervermittelten Kommunikation. In der Face-to-face (ftf) Kommunikation sind nonverbale Kommunikations-

signale von essenzieller Bedeutung für die Wahrnehmung einer sozialen Interaktion. Durch Gesichtsausdrücke wird eine Menge sozialer Informationen transportiert, sie sind ausschlaggebend in Bezug auf Personenwahrnehmung. Besonders das Lächeln hat eine wichtige Bedeutung in diesem Zusammenhang; es ist überall vorzufinden und wird als universaler Ausdruck angesehen. In der ftf Kommunikation unterliegt es gewissen Geschlechterstereotypen¹⁰. In den Anfangsjahren hat man die computervermittelte Kommunikation als "kaltes" Medium verstanden, das durch das Fehlen sozialer Hinweisreize charakterisiert war (Defizit-bzw. Filtertheorien). Im Unterschied dazu geht man seit der Einführung der Social Information Processing Theory¹¹ dayon aus,

Stimmung der Probandinnen und Probanden nach einem positiven Smilie positiver war als nach einem positiven Emoticon.

In einer Folgestudie stand die Frage nach dem Einfluss von Geschlechterstereotypen auf die Bewertung von Männern und Frauen, die Emoticons oder Smilies nutzen beziehungsweise nicht nutzen im Zentrum des Interesses¹³. In einer online Studie mit 326 Teilnehmerinnen und Teilnehmern, wurden den Probanden Dialoge zwischen einem männlichen/weiblichen Autor und einem Dialogpartner unbestimmten Geschlechts (Beispiel: friend09) präsentiert. Die Dialoge enthielten dabei entweder ein positives Smilie oder ein positives Emoticon oder gar keine Cues. Als abhängige Variablen wurden



dass Nutzer computervermittelter Kommunikation daran interessiert sind, Unsicherheiten in der Kommunikation zu reduzieren und sich im Zuge einer aktiven Anpassung an die Charakteristiken des Mediums unter anderem Smilies/Emoticons als Cues herausgebildet haben, die ähnliche Funktionen erfüllen, wie das nonverbale Verhalten im ftf-Kontext. In einer ersten Studie haben wir untersucht, ob Smilies und Emoticons sich in ihrer Wirkung unterscheiden¹². Es wurde die Hypothese aufgestellt, dass Smilies aufgrund ihrer Eigenschaften und ihrer Erscheinungsform (Emoticons Zeichenfolge, um 90° gekippt, Smilies grafische Symbole, geschlossene Form, wie ein Gesicht) in der Lage sind, einen größeren Einfluss auszuüben als Emoticons. Tatsächlich zeigte sich, dass die

Stimmung des Rezipienten (positiv, interessiert, traurig, ...), die Bewertung der Nachricht (humorvoll, positiv, ...) und die Wahrnehmung der Persönlichkeit des Schreibenden (fröhlich vs. traurig, ..) erfasst. Die Ergebnisse zeigten, dass die Stimmung des Rezipienten mit Cue signifikant gespannter und fröhlicher war als ohne. Die Nachricht wurde sowohl mit Smilie als auch mit Emoticon positiver und humorvoller wahrgenommen. Personen, deren Texte positive Cues enthielten, wurden positiver bewertet. Es wurde allerdings nicht der aufgrund der vorangegangenen Studien erwartete signifikante Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Autoren gefunden, wenn diese nicht "lächelten" (d.h. keine Smilies oder Emoticons nutzten).

Beide Studien tragen zu Erkenntnissen in Bezug auf Aspekte der computervermittelten Kommunikation bei, die bisher nicht ausreichend untersucht wurden. Der differenzielle Einfluss von Smilies und Emoticons als Substitute von Gesichtsausdrücken betrifft augenscheinlich hauptsächlich die Stimmung des Rezipienten. Zudem zeigt die letzte Studie, dass Geschlechtsstereotype nicht in allen Situationen im Netz relevant sind und die Wahrnehmung verändern. Hier stellt sich allerdings die Frage, ob damit die früheren Befunde zur Face-to-face Kommunikation hinterfragt werden müssen oder ob der Einsatz von Smilies oder Emoticons eben doch noch nicht so nah an einem Lächeln ist, dass andere Wirkmuster erwartet werden müssen als in Bezug auf die Wahrnehmung eines "echten" Lächelns. Hier müssen Folgestudien weitere Aufklärung leisten.

Nutzung neuer Medien zur Erforschung von Geschlechtsstereotypen

Während das vorangegangene Kapitel Studien und Befunde behandelt hat, in denen analysiert wurde, ob Geschlechtsstereotypen auch in medialen Kontexten ihre Wirkung entfalten, wird im Folgenden darauf eingegangen, inwieweit neue Technologien genutzt werden können, um Grundlagenforschung zum Bereich der Geschlechtsstereotype durchzuführen. Der Gedanke ist

hier, dass beispielsweise die Nutzung von virtuellen Figuren eine kontrolliertere Forschung möglich machen, als dies bislang mit Fotos oder Videos realer Menschen möglich war. Während man bei letzterem nie ausschließen kann, dass sich die aufgenommenen Männer und Frauen tatsächlich etwas unterschiedlich verhalten und daher unterschiedlich bewertet werden, kann man bei virtuellen Figuren das exakt gleiche Verhalten einmal von einer männlich und einmal von einer weiblich aussehenden Figur darstellen lassen. Dieses Verfahren haben wir in zwei Untersuchungen genutzt, um zu analysieren, inwieweit männliche und weibliche Führungspersonen unterschiedlich wahrgenommen werden und inwieweit ihr nonverbales Verhalten unterschiedlich interpretiert wird.

Die erste Studie befasste sich mit der Fragestellung, welche Rolle das Geschlecht in Bezug auf die wahrgenommenen Führungseigenschaften spielt und inwieweit das Verhalten der Probanden beeinflusst wird¹⁴. Hierzu wurden eine männliche und eine weibliche virtuelle Figur verwendet, die die Rolle des Vorgesetzten des Probanden einnahm. Die Figur bat den Probanden zu einem Krisengespräch, in dem dieser vom Vorgesetzten ein negatives Feedback zu seiner Arbeitsleistung bekam und sich anschließend schriftlich dafür rechtfertigen musste. Untersucht wurde, inwiefern sich die zugeschriebenen generellen Führungs-

fähigkeiten und die Beurteilung des Führungsstils der Figur in Abhängigkeit ihres Geschlechts unterscheiden, welche Figur eine bessere Stimmung beim Probanden erzeugte. Zusätzlich wurde der von den Probanden geschriebene Text analysiert und

geprüft, wie viele Worte insgesamt und wie viele emotionale Ausdrücke verwendet wurden. 108 Personen (darunter 60 weibliche) nahmen teil und interagierten entweder mit der weiblichen oder der männlichen Figur. Die Ergebnisse zeigten, dass es im Bereich der allgemeinen Führungsfähigkeiten und des Führungsstils keine Unterschiede in der Wahrnehmung der Probandinnen und Probanden gegeben hat. Jedoch erzeugte die männliche Führungsperson eine positivere Stimmung als die weibliche. Es wurden gleich viele Worte gegenüber beiden Figuren verwendet, jedoch der weiblichen Führungsperson gegenüber mehr Emotionen gezeigt. Untersucht wurde zusätzlich, welchen Einfluss das Geschlecht der Probanden auf die vorgestellten Fragen nimmt und es zeigte sich, dass die weibliche Führungsperson von Männern am negativsten und von Frauen am positivsten bewertet wurde, wohingegen die männliche Führungsperson von Probanden beider Geschlechter moderate Werte erhielt. Des Weiteren konnte gezeigt werden, dass Frauen der männlichen Führungsperson und Männer der weiblichen Führungsperson gegenüber die meisten Worte verwendeten. Insgesamt weisen die Ergebnisse der Studie also darauf hin, dass die Rolle des Geschlechts bei den wahrgenommenen Führungseigenschaften eine kleinere Rolle spielt als bislang vermutet, dass aber dennoch das Verhalten der Probanden durch das Geschlecht der Führungsperson beeinflusst wurde.

Ein weiterer Faktor, der die wahrgenommenen Führungseigenschaften beeinflussen kann, ist das von einer Person gezeigte nonverbale Verhalten. Deshalb ging eine zweite Studie der Frage nach, wie stark der Einfluss des nonverbalen Verhaltens im Vergleich zum Einfluss des Geschlechts ist. Hierzu wurde ebenfalls eine männliche und eine weibliche virtuelle Figur eingesetzt, die die Rolle eines Bewerbers für eine leitende Person einnahm. Der Pro-

band sollte ein Mitglied eines Komitees darstellen, das entscheiden sollte, ob der Kandidat als Führungsperson geeignet ist. Die virtuelle Figur zeigte zwei unterschiedliche nonverbale Verhaltensweisen, die sich im Grad der Expressivität der Gesten unterschieden (viele Gesten vs. wenige Gesten). Untersucht wurde, ob die Person eingestellt werden sollte oder nicht, die Führungsfähigkeiten und der -stil, die generelle wahrgenommene Kompetenz und wie sympathisch die Person wirkte. Die Stichprobe bestand aus 81 Personen, von denen 42 weiblich waren. Hier wurden keine Unterschiede gefunden, die auf das Geschlecht der Figuren zurückzuführen war. Beim nonverbalen Verhalten hingegen schnitten die Figuren, die expressivere Gesten zeigten generell besser ab: Sie wurden bevorzugt eingestellt, wurden insgesamt mit mehr Führungsfähigkeiten und mit mehr genereller Kompetenz bewertet. Das Geschlecht der Probanden hatte bei keiner der Fragestellungen einen Einfluss. Auch hier sind die vermuteten Geschlechtsunterschiede nicht so schwerwiegend für die Bewertung der wahrgenommenen Führungsfähigkeiten, wie ursprünglich angenommen wurde. Vielmehr scheint der Einfluss des nonverbalen Verhaltens für die Zuschreibung von Führungskompetenz ausschlaggebender zu sein als das Geschlecht. Momentan werden Studien mit virtuellen Figuren vorbereitet, die den Einfluss der Kleidung und des Stylings (ist z.B. Makeup und Schmuck vorhanden) auf die zugeschriebene Führungskompetenz untersuchen (Dissertation von Jennifer Klatt).

Zusammenfassung und Fazit

Insgesamt zeigt sich, dass teils recht beträchtliche Geschlechtsunterschiede bestehen, wenn man die Nutzung und Wirkung neuer Medien betrachtet. So finden sich Unterschiede in Bezug auf die Akzeptanz und den Umgang mit neuen Interfacetechnologien wie

virtuelle Helfer. Frauen beurteilen diese tendenziell milder, aber sind auch kritischer, wenn kein nonverbales Verhalten gezeigt wird oder dieses künstlich wirkt. In Bezug auf soziale Netzwerkseiten legen Frauen stärkeren Wert auf ein attraktives Profilfoto bei der Selbstdarstellung, Männer erleben aber gleichermaßen wie Frauen negative Auswirkungen, wenn sie mit ausschließlich attraktiven Profilfotos des eigenen Geschlechts konfrontiert werden. Dagegen spüren nur Männer eine erhöhte Real-Ideal-Diskrepanz hinsichtlich ihrer Selbstbeurteilung, wenn Profile vorgelegt werden, in denen ausschließlich sehr erfolgreiche Studierende dargestellt sind. Bei beruflichen Netzwerkseiten, die ja auch karriereförderlich wirken sollen, zeigen sich erschreckenderweise recht deutliche Unterschiede in der Selbstdarstellung von Männern und Frauen. Frauen verfügen über geringere Netzwerke als Männer und wählen systematisch andere Profilfotos aus – nämlich solche, auf denen sie sich lächelnd präsentieren.

Weitere Untersuchungen zeigen, dass bei der Beurteilung von Männern und Frauen, die sich in neuen Medien präsentieren, Geschlechtsstereotype durchaus eine Rolle spielen. Insbesondere bei Blog Autoren spielt das Geschlecht eine Rolle. Zwar wird nicht direkt die Qualität des Textes beeinflusst, aber weibliche Autoren werden als weniger kompetent empfunden. Auch der Aspekt, ob das Thema eher "weiblich" oder "männlich" ist, spielt eine Rolle. Wenn sich Autorinnen und Autoren geschlechtsuntypischen Themen widmen, wirkt sich dies negativ auf die Bewertung der Person aus, jedoch positiv auf die Wahrnehmung der Textqualität. In Bezug auf die Nutzung von Smilies und Emoticons durch Männer und Frauen konnten jedoch nicht dieselben geschlechtsstereotypen Muster beobachtet werden, die in Face-toface beziehungsweise fotobasierten Studien festgestellt wurden.

Neben der Betrachtung als Forschungsobjekt wurde des Weiteren dargestellt, dass die neuen Technologien (hier: virtuelle Interfaceagenten) auch genutzt werden können, um weitere (Grundlagen-)Forschung zu Geschlechtsstereotypen durchzuführen. Alles in allem ist auf allen genannten Feldern weiterer Forschungsbedarf zu verzeichnen, der insgesamt dazu führen kann, einerseits die Technologien stärker an die spezifischen Bedürfnisse der Nutzer und Nutzerinnen anzupassen und andererseits - auf Basis von Trainings oder Bewusstmachung der Problematiken - eine Angleichung der Geschlechter, beispielsweise in Bezug auf die Selbstdarstellung in beruflichen Netzwerken zu erreichen.

Summary

The paper summarizes psychological research in society and in the media on the influences of gender on the usage and effects of new media. Based on general considerations of men and women's differential interests and expertise with regard to new technologies we present various empirical findings on three different research areas. First, gender differences with regard to the usage and effects of new media are described. Here, it was shown that although women accept new technologies such as virtual interface agents; they are more critical than men with regard to the adequateness of nonverbal behavior. With regard to social networking sites, women are more careful in preparing their self-presentation, especially with regard to their profile picture. Also, men and women partly differ in their social comparison reactions when looking at other people's profiles. While men and women are both influenced negatively when the profiles show very attractive people, only men are influenced negatively when the profiles show

highly successful people. In a second part, there is a focus on the effects of gender stereotypes within Internet applications. Concerning blogs it was shown that although blog texts from female and male authors were rated similarly, female blog authors were perceived as less competent. With regard to the usage of smiley faces, no differential effects of gender were observed: Against expectations, people did not expect the usage of more smiley faces from women. In the third part, the ways in which new media can be used to deepen insights on gender stereotypes are depicted. Several studies, in which virtual characters are used as a means of research are presented.

Anmerkungen/Literatur

- 1) Für einen Überblick siehe: Mauch, Martina: Digital Divide und Wissenskluft-Hypothese, in Krämer, Nicole, Stephan Schwan, Dagmar Unz, Monika Suckfüll (Hrsg.): Medienpsychologie: Schlüsselbegriffe und Konzepte, Kohlhammer Stuttgart, 2008, 188–192
 2) Koch, Sabine C., Stephanie M. Müller, Monika Sieverding: Women and computers. Effects of stereotype threat on attribution of failure, in Computers and Education 51/2008, 1795–1803
- 3) Krämer, Nicole C., Laura Hoffmann: Know your users! Empirical results for tailoring an agent's nonverbal behavior to different user groups, in Allbeck, Jan, Norman Badler, Timothy Bickmore, Catherine Pelachaud, Alla Safonova (eds.), Intelligent Virtual Agents, Springer Berlin, 2010, 468–474
- 4) Haferkamp, Nina: Sozialpsychologische Aspekte im Web 2.0: Impression Management und sozialer Vergleich, Kohlhammer Stuttgart, 2010
- 5) Haferkamp, Nina, Nicole C. Krämer: Creating a digital self. Impression management and impression formation on social networking sites, in Drotner, Kirsten & Schrøder, Kim Christian (eds.), Digital Content Creation: Perceptions, Practices & Perspectives, Peter Lang New York, 2010, 129–146
 6) Haferkamp, Nina, Nicole C. Krämer:
- 6) Haterkamp, Nina, Nicole C. Krämer: Social comparison 2.0 – Examining the effects of online profiles on social networking sites. Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking 14/2011, 309–314
- 7) Deutsch, Francine, Dorothy LeBaron, Maury Fryer: What's in smile? Psychology of Women Quarterly, 11/1987, 341–352 8) Goldberg, Philip: Are Women Prejudi-
- 8) Goldberg, Philip: Are Women Prejudiced Against Women? Trans-Action, 5/1968, 28–80.

- 9) Walther, Joe: Computer-mediated communication: Impersonal, interpersonal, and hyperpersonal interaction, Communication Research, 23/1996, 3–43
- 10) Deutsch, Le Baron, Fryer, 1978
- 11) Walther, 1996
- 12) Ganster, Tina, Sabrina Eimler, Nicole C. Krämer: Same Same But Different!? The Differential Influence of Smilies and Emoticons on Person Perception, Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking, in press 13) Eimler, Sabrina: What's in a Virtual Smile? Eine experimentelle Untersuchung zur
- Smile? Eine experimentelle Untersuchung zur Wirkung von durch Männer versus Frauen genutzten Smilies und Emoticons, unveröffentlichte Masterarbeit, 2010
- 14) Klatt, Jennifer, Lena Tetzlaff, Nina Haferkamp, Nicole C. Krämer: Gender Stereotypes in Leadership, Sex Roles, submitted for publication

Die Autorinnen

Nicole Krämer ist seit 2007 Professorin für Sozialpsychologie – Medien und Kommunikation an der Universität Duisburg-Essen. Sie studierte Psychologie an der Universität zu Köln, promovierte dort im Jahre 2001 und habilitierte 2006 zum Thema "Soziale Wirkungen virtueller Figuren". In ihrer Forschung fokussiert sie inhaltlich auf den Bereich der sozialpsychologischen Aspekte neuer Medien (sowohl in Bezug auf computervermittelte Kommunikation als auch in Bezug auf Mensch-Computer-Interaktion). Bei allen Themen spielt auch die Betrachtung von Geschlechtsunterschieden und Geschlechtsstereotypen eine Rolle.

Sabrina Eimler, M.Sc. und M.A., studierte Angewandte Kommunikations- und Medienwissenschaften und Kulturwirt an der Universität Duisburg-Essen. Seit 2009 ist sie Doktorandin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Sozialpsychologie – Medien und Kommunikation an der Universität Duisburg-Essen. Im Rahmen ihrer Doktorarbeit erforscht sie die Produktion und Wirkung von Business-Netzwerk Profilen im Zusammenhang mit Geschlechterstereotypen.

Jennifer Klatt, M.Sc., studierte Angewandte Kognitions- und Medienwissenschaften an der Universität Duisburg-Essen. Seit 2010 ist sie Doktorandin zum Thema "Der Einfluss von Styling auf die wahrgenommene Kompetenz von Frauen in Führungspositionen" und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Sozialpsychologie – Medien und Kommunikation an der Universität Duisburg-Essen.

Alle drei Autorinnen sind Mitglieder des Essener Kollegs für Geschlechterforschung.

ERSCHIEN

UNIKATE Ausgaben 1992 bis 2012

1 Medizin

Krebsforschung (1992). Federführung: Manfred F. Rajewsky. 69 Seiten (vergr.).

ISBN 3-934359-01-9

2/3 Kommunikation

Design (1993). Federführung: Vilim Vasata. 121 Seiten (vergr.).

ISBN 3-934359-02-7

4/5 Naturwissenschaft

Umweltforschung: Globale Risiken (1994). Federführung: Günter Schmid. 117 Seiten (vergr.).

6/7 Geisteswissenschaft

Fremdsein: Historische Erfahrungen (1995). Federführung: Paul Münch. 173 Seiten.

ISBN 3-934359-06-X

ISBN 3-934359-04-3

8 Geisteswissenschaft

20 Jahre "poet in residence" (1996). Federführung: Jürgen Manthey. 90 Seiten.

ISBN 3-934359-08-6

9 Bildung durch Wissenschaft?

Ein Kolloquium (1997). Federführung: Justus Cobet, Klaus Klemm. 137 Seiten (vergr.).

ISBN 3-934359-09-4

10 Medizin

25 Jahre Transplantationsmedizin in Essen (1998). Federführung: Friedrich W. Eigler. 113 Seiten.

ISBN 3-934359-10-8

11 Naturwissenschaften

Physik: Unordnung und Selbstähnlichkeit (1999). Federführung: Fritz Haake. 108 Seiten.

ISBN 3-934359-11-6

12 Wirtschaft

Die Europäische Union im Zeichen des Euro (1999). Federführung: Dieter Schmitt. 120 Seiten.

ISBN 3-934359-12-4

13 Materialwissenschaft

Grundlagen für die Technik der Zukunft (2000). Federführung: Günter Schmid. 130 Seiten.

ISBN 3-934359-13-2

14 Europäische Gesellschaft

Annäherung an einen Begriff (2000).

Federführung: Wilfried Loth. 96 Seiten.

ISBN 3-934359-14-0

15 Klinische Onkologie

Fortschritte in der Tumorbekämpfung (2001). Federführung: Herbert Rübben. 56 Seiten.

ISBN 3-934359-15-9

16 Erfahrung

Über den wissenschaftlichen Umgang mit einem Begriff (2001). Federführung: Paul Münch. 104 Seiten. ISBN 3-934359-16-7 17 Design & Neue Medien

Kommunikationsgestaltung für eine global vernetzte Gesellschaft (2002). Federführung: Norbert Bolz. 100 Seiten.

ISBN 3-934359-17-5

18 Wirtschaftsinformatik

Wissensmanagement und E-Services (2002). Federführung: Heimo H. Adelsberger. 88 Seiten.

ISBN 3-934359-18-3

19 Umwelt Ruhr

Vitalität einer Region I (2002).

Federführung: Wilfried Loth. 142 Seiten.

ISBN 3-934359-19-1

20 Herz-Kreislaufmedizin

Experimentelle und klinische Kardiologie (2003). Federführung: Gerd Heusch. 70 Seiten.

ISBN 3-934359-20-5

21 Geisteswissenschaften

Religion und Gewalt (2003). Federführung: Hubertus Lutterbach. 98 Seiten.

ISBN 3-934359-21-3

22 Medizin

Neurowissenschaften (2003).

Federführung: Dietmar Stolke. 120 Seiten.

ISBN 3-934359-22-1 23 Ingenieurwissenschaft

Bauwesen - Ein Leistungsspektrum (2004). Federführung: Jörg Schröder. 120 Seiten.

ISBN 3-934359-23-X

24 Bildungswissenschaften

Bildungsforschung nach PISA (2004).

Federführung: Klaus Klemm. 132 Seiten.

ISBN 3-934359-24-8

25 Medizin

Unsere Hormone (2005).

Federführung: Klaus Mann. 110 Seiten.

ISBN 3-934359-25-6

26 Germanistik

Arbeit an/in der Kultur (2005).

Federführung: Rüdiger Brandt. 110 Seiten.

ISBN 3-934359-26-4

27 Medizin: Immunologie

Das Immunsystem - Freund oder Feind? (2006). Federführung: Cornelia Hardt, Hans Grosse-Wilde. 110 Seiten.

ISBN 3-934359-27-2

28 Neue Medien

Interaktivität und Ubiquität (2006). Federführung: Edgar Heineken. 98 Seiten.

ISBN 3-934359-28-0

29 Wirtschaftswissenschaften

Empirische Wirtschaftsforschung (2007). Federführung: Walter Assenmacher. 98 Seiten.

ISBN 978-3-934359-29-1

30 Essen im Blick

Ein interdisziplinärer Streifzug (2007). Federführung: Heiko Schulz. 124 Seiten.

ISBN 978-3-934359-30-7

31 Ingenieurwissenschaften

Computersimulationen: Von Nano bis Giga (2007). Federführung: Dieter Hänel, Andrés Kecskeméthy. 124 Seiten.

ISBN 978-3-934359-31-4

32 Naturwissenschaften

Physik: Energieumwandlungen an Oberflächen (2008). Federführung: Dietrich von der Linde. 128 Seiten.

ISBN 978-3-934359-32-1

33 Mathematik

Eine lebendige Wissenschaft (2008). Federführung: Axel Klawonn. 128 Seiten.

ISBN 978-3-934359-33-8

34 Geschichtswissenschaft

Europa: Geschichte und Kultur (2009). Federführung: Wilfried Loth. 144 Seiten.

ISBN 978-3-934359-34-5

35 Natur-/Geisteswissenschaften

Sterben, Tod - und dann? (2009). Federführung: Dieter Bingmann, Hubertus Lutterbach. 112 Seiten.

ISBN 978-3-934359-35-2

36 Naturwissenschaften/Medizin

Kernmagnetische Resonanz (2009). Federführung: Christian Mayer. 70 Seiten.

ISBN 978-3-934359-36-9

37 Naturwissenschaften/Medizin

Nano meets Bio (2010). Federführung: Günter Schmid. 90 Seiten.

ISBN 978-3-934359-37-6

38 Geistes-/Gesellschaftwissenschaften

Beiträge zur "Ruhr 2010" (2010). Federführung: Jörg Engelbrecht. 106 Seiten.

ISBN 978-3-934359-38-3

39 Ingenieurwissenschaften

Herausforderung Elektromobilität (2011).

Federführung: Ferdinand Dudenhöffer. 114 Seiten.

ISBN 978-3-934359-39-0

40 Social Sciences

Comparative, International, Transnational (2011). Federführung: Karen Shire. 140 Seiten.

ISBN 978-3-934359-40-6

in Vorbereitung:

42 Tumor und Therapie

Federführung: Angelika Eggert, Ralf Küppers

ABONNEMENT

ABONNEMENT

Die UNIKATE im Abonnement

Ob im Bereich der Kommunikation, der Wirtschaft, der Medizin, der Ökonomie oder der Ökologie – im Zeitalter globaler Vernetzung sind wissenschaftliche Erkenntnisse zur entscheidenden Zukunftsinvestition geworden. Gleichzeitig führte der weltweite Zuwachs an Wissen zu immer feiner differenzierten Fächern, Disziplinen und Fachsprachen: die Wissenschaften erscheinen zunehmend unübersichtlicher und hermetischer. Mit den UNIKATEN hat sich die Universität Duisburg-Essen die Aufgabe gestellt, Sie in verständlicher Form regelmäßig und unmittelbar aus der Forschungspraxis heraus über die aktuellen Entwicklungen in Wissenschaft und Forschung zu informieren – mit Ergebnissen und Erklärungen aus erster Hand.

200	

ABONNEMENT

Bezugsadresse
Vorname, Name
Straße / Postfach
PLZ, Ort
Bestellung
Hiermit abonniere ich die UNIKATE für 1 Jahr (2 Ausgaben) zum Preis von 12,50 € inkl. Versandkosten. Das Abonnement verlängert sich automatisch um 1 Jahr (2 Ausgaben), wenn es nicht im laufenden Abonnementzeitraum gekündigt wird.
Bitte senden Sie mir die bereits erschienene Ausgabe der UNIKATE zum Einzelbezugspreis von 7,50 € einschl. Porto (für Abonnenten 5,- €).
Ich bin Abonnent/Abonnentin.
Datum Unterschrift
Die Bestellung kann durch Mitteilung an die Heinrich-Heine Buchhandlung, Viehofer Platz 8, 45127 Essen innerhalb von 7 Tagen widerrufen werden. Es gilt das Datum des Poststempels.
Datum Unterschrift
Zahlungsweise
Ich zahle per Bankeinzug zu Lasten meines Kontos Nr.
bei BLZ
Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kontoführenden Instituts keine Verpflichtung zur Einlösung.
Datum Unterschrift
Bitte schicken Sie mir eine Rechnung. Ich überweise den Betrag.
Per Post oder Fax an:

Tel.: (0201) 820700

Heinrich-Heine Buchhandlung · Viehofer Platz 8 · 45127 Essen ·

HINWEISE

Die UNIKATE

Schon 1992 verfolgte die Universität Essen das Konzept, die Öffentlichkeit mit der Herausgabe des damals noch ESSENER UNI-KATE genannten Magazins für Wissenstransfer tiefergehend über die an der Hochschule erzielten Ergebnisse in Forschung und Lehre zu informieren. In einer Zeit, in der sich Wissenschaft wie auch akademisch interessierte Leserschaft in hohem Maße ausdifferenziert haben, soll dieses Magazin für Wissenstransfer die an der Universität erarbeiteten Informationen in differenzierter Weise widerspiegeln und – klassisch aufbereitet - der Öffentlichkeit themenzentriert transparent machen.

Im Mittelpunkt jeder Ausgabe stehen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Universität Duisburg-Essen mit ihren Originalbeiträgen und -berichten. Die Ausgaben orientieren sich dabei an den Herausforderungen, vor denen einzelne Fächer gegenwärtig stehen, wie auch an aktuellen wissenschaftlichen Zeitfragen, zu denen eine Universität insgesamt und nicht zuletzt auf Grund ihres öffentlichen Auftrags Stellung beziehen sollte.

Die UNIKATE erscheinen ausschließlich in Form von Themenheften; bisher hat sich die Reihe unter anderem mit der Krebsbehandlung, der Herz-Kreislaufmedizin, den Entwicklungen im Kommunikations- und Industrial Design, den globalen ökologischen Risiken, dem Kräfteverhältnis zwischen Bildung und Wissenschaft, der Chaosphysik, den Materialwissenschaften, dem Lebensraum Ruhrgebiet, der sich herausbildenden europäischen Gesellschaft und der Bildungsforschung nach PISA beschäftigt.

Durch die Konzentration auf jeweils ein Fachgebiet oder ein interdisziplinär ausgeleuchtetes Thema können wissenschaftliche Sachverhalte breiter dargestellt und komplexe Zusammenhänge fächerübergreifend verständlich erläutert werden.

Die UNIKATE werden vom Rektorat der Universität Duisburg-Essen in einer Auflage von derzeit 4.500 Exemplaren herausgegeben. Ansprechpartner für alle redaktionellen Belange sowie für Vertrieb und Anzeigenverwaltung ist das SSC - Science Support Centre an der Universität Duisburg-Essen. Das Magazin ist zum Preis von 7,50 € im Buchhandel erhältlich. Im Abonnement (zwei Ausgaben pro Jahr, 12,50 €) sind die UNIKATE über die Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8, 45127 Essen zu beziehen.

UNIKATE

IMPRESSUM

Herausgegeben mindestens zweimal jährlich vom Rektorat der Universität Duisburg-Essen, 45117 Essen.

Auflage: 4.500

Redaktions- und Verlagsanschrift:

UNIKATE

Universität Duisburg-Essen/Wissenschaftsverlag SSC

Science Support Centre 45117 Essen Tel.: 02 01/1 83-32 54 Fax: 02 01/1 83-46 94

E-Mail: unikate@uni-duisburg-essen.de

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Walter Assenmacher, Prof. Dr.-Ing. Andrés Kecskeméthy, Prof. Dr. Wilfried Loth, Prof. Dr. Klaus Mann, Prof. Dr. Ursula Renner-Henke, Prof. Dr.-Ing. Jörg Schröder, Prof. Dr. Stephan Schulz, Prof. Karen Shire, Ph.D., Prof. Dr. Elke Winterhager

Federführende Autorin der Ausgabe 41:

Dr. Maren A. Jochimsen, Geschäftsführerin EKfG Redaktion: Dr. Barbara Bigge (verantw.) Korrektorat: Catharina Yacoub

Layout: Paran Pour-Mohsen Grafik: Paran Pour-Mohsen

Gestaltungskonzept: Prof. Vilim Vasata Fotografie und Bildbearbeitung: Timo Bobert, E-Mail: timotheus2000@gmx.de, Max Greve, E-Mail: max.greve@gmx.de

Druck: Laupenmühlen Druck GmbH, Bochum Buchhandels- und Abonnementvertrieb:

Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8, 45127 Essen; Tel.: 02 01/820 70-0; Fax: 820 70-16; E-Mail: heine.buchhandlung@t-online.de Einzelverkaufspreis (Buchhandel): 7,50 € Abonnement (2 Hefte/Jahr, inkl. Versand): 12,50 € Die UNIKATE finden Sie im Internet unter:

www.uni-duisburg-essen.de/unikate

Gedruckt auf chlorfreiem Papier. Nachdruck und Reproduktion von Text, Fotos und Grafiken nur nach Abstimmung mit der Redaktion. Die Redaktion bemüht sich regelmäßig, die Rechteinhaber von veröffentlichten, jedoch nicht selbst erstellten Bildund Grafikbeiträgen zu ermitteln und die Rechte abzugelten. Bei nicht zu ermittelnden oder inkorrekt angegebenen Nachweisen bitten wir um Nachsicht. Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-3-934359-41-3 ISSN: 1869-3881

> © Universität Duisburg-Essen Gerichtsstand: Essen

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online



Offen im Denken





Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/70392

urn:nbn:de:hbz:464-20201016-092939-5 **URN:**

Alle Rechte vorbehalten.